This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07597585 8

SSD
Klassiker

Rousseau

Die

Klassiker der Pädagogik.

Unter Mitwirkung der Herren
Regierungs- u. Schulrat **Böckler**,
Regierungs- und Schulrat Dr. **Schumann**,
Professor Dr. **Pappenheim**,
Gymnasialdirektor Dr. **Gideon Vogt**, Professor **Koerner**,
Professor **Glabbach**, Seminardirektor Dr. **Geistbeck**,
Oberrealschuldirektor Dr. **Wehrmann**, Dr. **Färber**,
Dr. **Hans Zimmer**, Gymnasial-Oberlehrer Dr. **Wieck**,
Schuldirektor Dr. **Wittstock** u. a. m.

Herausgegeben
von
Dr. G. Fröhlich,
Königl. preuß. Schulinspektor zu St. Johann a. d. Saar.

Band XX.

Jean Jacques Rousseau.

Langensalza,
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1900.

Die Klassiker der Pädagogik. Bd. XX.

Jean Jacques Rousseau.

Herausgegeben

von

Dr. Fröhlich, Prof. Glabbach
und
G. Weber.

I. Teil. **Leben** und **Lehre Rousseaus** von Dr. Fröhlich.
II. Teil. **Rousseaus Emil,** bearbeitet von G. Weber und Prof. Glabbach
(dem Verf. des XVI. Bd. d. Klassiker der Päd., J. M. Sailer).

Mit einem Bildnisse Rousseaus.

Langensalza,
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1900.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
201253
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1950. L

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Leben und Lehre Rousseaus.

Seite

1. Jean Jacques Rousseaus Leben 1
   - Erste Periode: Rousseaus Knabenzeit, 1712 bis 1728 . . 3
   - Zweite Periode seines Lebens, das Jünglingsalter, von 1728 bis 1741 8
   - Dritte Periode seines Lebens, 1742 bis 1772, der Mann und Schriftsteller 10
   - Vierte und letzte Periode seines Lebens, sein Lebensabend (1770 bis 1778) 18

2. Rousseau als Pädagog 21
   - Kurze Inhaltsangabe des Emil 21

3. Rousseaus Lehren und sein Charakterbild 33

4. Rousseaus philosophische und pädagogische Lehren systematisch zusammengestellt und beurteilt 36
   - Übersicht über Rousseaus Hauptbegriffe, Ziel und Mittel . . 40
   - Seine wichtigsten pädagogischen Lehren kurz aufgestellt . . . 42
   - Schluß. Rousseaus Verdienst 46

Zweiter Teil.

Rousseaus Emil.

Seite

Einleitung Rousseaus zu seinem Emil 50

Emil oder über Erziehung.

Erstes Buch.

Allgemeines über die Kindheit (erstes Lebensjahr).

Verderbnis der menschlichen Natur durch die Hände der Menschen . 54
Über Erziehung im allgemeinen 56
Die Erziehung nach dem Gange der Natur 57
Die Erziehung im ersten Lebensjahre und die Pflichten einer Mutter 64
Die vier Grundsätze, um die Kinder auf dem Wege der Natur zu erhalten 106
Über die Ernährung der kleinen Kinder 109
Die Sprachenerlernung der Kinder 111

Zweites Buch.

Das Knaben- und Mädchenalter, zweites bis zwölftes Lebensjahr.

Ertragung von Leiden 117
Gehenlernen der Kinder 119
Der Weg zum wahren Glücke 123
Oberster Grundsatz: Nicht Macht, sondern Freiheit das höchste Gut 128
Bekämpfung der Herrschsucht der Kinder 133
Vermeidung von Vernunftgründen zur Leitung der Kinder . . 136
Behütung vor Fehlern und Irrtümern 143
Erziehung auf dem Lande 146
Entwicklung des Begriffs Eigentum 151
Bekämpfung der Lügenhaftigkeit 156
Erziehung zur Nächstenliebe und andern Tugenden 159
Erlernung fremder Sprachen ist wertlos 167
Nicht frühzeitiger Unterricht in den Wissenschaften, keine Bücherweisheit . 169

Seite

Keine Fabeln 172
Übung der Denkkraft 179
Übung des Körpers, Lebensweise, Abhärtung 180
Übung der Sinne und Bildung durch Erfahrung 213
Schilderung eines Rousseauschen Zöglings im Alter von zehn bis zwölf Jahren 226

Drittes Buch.

Das Knaben- und Mädchenalter vom dreizehnten bis funfzehnten Lebensjahre.

Zeit der größten relativen Kraft des Zöglings 230
Erwachen der Neugierde 233
Erweckung der Wißbegierde 234
Anschaulicher Unterricht in der Geographie 235
Desgleichen in der Naturlehre durch Erfahrung, Beobachtung und Selbstthätigkeit 241
Unterricht durch Thatsachen, nicht durch Worte 249
Nur ein Buch liest Emil: Robinson Krusoe 252
Belehrung über Industrie und mechanische Künste, Übung in Handfertigkeiten 253
Einführung in den Handelsverkehr 257
Das Geld als Tauschmittel 258
Kenntnis der gesellschaftlichen Einrichtungen 261
Emil muß ein Handwerk lernen (das Tischlerhandwerk) 266
Das große Geheimnis der Erziehung (körperliche und geistige Übungen sollen einander zur Erholung dienen) 270
Bildungsstand Emils im Alter von funfzehn Jahren 276

Viertes Buch.

Das Jünglingsalter, sechzehntes bis zwanzigstes Lebensjahr (Pubertät).

Die Selbstliebe als Ursache aller Triebe 279
Beziehung zum andern Geschlechte 280
Möglichste Verzögerung der Pubertätsentwicklung 282
Drei Grundregeln zur Bekämpfung der menschlichen Leidenschaften . 286

Seite

Einführung Emils in die sittliche Weltordnung 291
Unterricht in der Geschichte 293
Studium des einzelnen Menschen 297
Religiöse Bildung 307
Das Glaubensbekenntnis des französischen Vikars 312
Die sittliche Bildung Emils 328
Sein Eintritt in die Welt 337

Fünftes Buch.
Von Sophie oder dem Weibe.

Beschaffenheit der Frau Emils 344
Weibliche Erziehung 346
Gleichheit des Standes in der Ehe 349
Die Reise zum Aufsuchen von Sophie 350
Die Verlobung 353
Reise Rousseaus und Emils durch die kleinern Staaten Europas . . 355
Vermählung Emils 356

Erſter Teil.

Leben und Lehre Rouſſeaus,

bearbeitet von **Dr. Fröhlich.**

1. Jean Jacques Rouſſeaus Leben.

In einem mit herrlichen Spiegeln und feinen Gemälden reich dekorierten, mit Möbeln im altfranzöſiſchen Geſchmacke prachtvoll gezierten Salon des kleinen, aber reizend gelegenen Schloſſes zu Montmorency bei Paris empfängt die Frau Maréchale, Ducheſſe de Luxembourg, einen Mann von mittlerer Statur, der ſich aber noch im kräftigſten Mannesalter befindet. Er trägt ein langes armeniſches Oberkleid, deſſen Falten den edlen Wuchs ſeines Körpers nicht völlig verhüllen können. Sein geniales Haupt iſt von einem tiefſchwarzen Lockenhaar umwallt, auf ſeiner von dunklen Augenbrauen beſchatteten Stirn ſchaut aus einigen leiſen Falten der ernſte Zug des Denkers; aber aus ſeinen kleinen, etwas tiefliegenden Augen ſprüht das Feuer des Dichters, und ſein freier Blick verkündet die Freiheitsliebe eines Jünglings. Von ſeinem ausdrucksvollen Angeſichte glänzte heute jene ſtille Freude, welche man nach Beendigung eines ſchweren Werkes empfindet. Hatte er doch ein Werk beendet, über welches er nach eignem Geſtändnis zwanzig Jahre lang nachgedacht, an dem er drei Jahre lang in der Einſamkeit ſeiner Wohnung zu Montmorency und im Schloß des Herzogs anſtrengend gearbeitet hatte und das er

selbst für sein „letztes und bestes Werk“ hielt. Er hatte dasselbe auf Wunsch einer denkenden guten Mutter, der Frau von Chenonceaux, verfaßt, und stand nun im Begriff, den Lohn des Autors, den Beifall des Hörers zu empfangen. Und nun entfaltete er einen umfangreichen Folianten — denn zu einem solchen war die Schrift aus einer Abhandlung von wenigen Seiten allmählich angeschwollen — und las mit dem ihm eigentümlichen Enthusiasmus sein Werk vor. Es führte den Titel: »Emile ou de l'Education« (Emil oder über die Erziehung); in diesem Buche sollte der Welt in Form eines Romans eine neue Art der Kindererziehung, die naturgemäße, verkündet werden. Schon früher hatte er seinen Roman „Julie oder die neue Heloise“ mit großem Beifall vorgelesen. Das geerntete Lob war jedoch nach des Verfassers eignem Bericht nur sehr mäßig. Er setzte seine Vorlesung des Emil täglich fort; aber es glückte ihm damit nicht so gut (wie er selbst sagt), „sei es, daß die Materie weniger nach dem Geschmacke der Frau Maréchale war, sei es, daß so vieles Lesen sie endlich langweilte.*) Indessen, da sie die Ansicht hegte, daß er sich von seinen Buchhändlern übervorteilen lasse, bat sie sich das Manuskript von ihm aus, um für den Druck so zu sorgen, damit der Autor mehr Vorteil davon habe. Er übergab es ihr mit der Bedingung, daß es wegen der Censur nicht in Frankreich gedruckt werden sollte. Das Werk wurde daher in Amsterdam beim Buchhändler Néaulme gedruckt für den Verlag des Buchhändlers Duchesne in Paris; letzterer zahlte dafür 6000 Franken und gewährte dem Verfasser 120 Freiexemplare, welche dieser sämtlich verschenkte. Aber dieses Buch, das so glänzenden Erfolg versprach, führte unheilschwangre Wolken über des Verfassers Haupt. Er sollte verhaftet werden; darum floh er in die freie Schweiz. In Paris und Genf wurde das Werk, welches Goethe „das Naturevangelium der Pädagogik“ nannte, durch Henkershand verbrannt. Die geneigten Leser fragen nun wohl: Wer ist dieser merkwürdige Mann? Es ist der geniale Denker und Dichter **Jean Jacques Rousseau,** der Herold einer neuen Denkweise über Staat

*) Siehe Rousseaus Selbstbiographie »Confessions« (Bekenntnisse).

und Erziehung. Die soeben dargestellte Scene fand statt im Jahre 1760; das Werk erschien erst 1762. In einem kleinen saubern und allerliebst eingerichteten, mit hübschen, aber einfachen Möbeln ausgestatteten Zimmer des auf Terrassen ansteigenden Schlosses von Montmorency, in einer köstlichen, tiefen Einsamkeit, von Wald und Wasser umgeben, beim Gesange der Vögel, den Duft der Orangen atmend, schuf Rousseau in fortwährender Entzückung noch das fünfte Buch des Emil, dessen frische Färbung er zum großen Teile den Eindrücken des Ortes verdankte, an welchem er es schrieb.

Entrollen wir jetzt ein Bild seines Lebens und Strebens, sowie seines Charakters, stellen wir hierauf seine Lehre dar und unterwerfen wir sodann seine neue pädagogische Theorie einer sorgfältigen Beurteilung.

Rousseaus Leben war ein vielbewegtes und reiches; um eine einigermaßen vollständige Vorstellung von demselben zu erlangen, betrachten wir es in vier Perioden, in welche dasselbe ungezwungen sich gliedert, nämlich: 1) Rousseau in seinem Knabenalter, von 1712 bis 1728, sodann 2) als Jüngling von 1728 bis 1741, 3) als Mann und Schriftsteller von 1742 bis 1772 und 4) als lebensmüder Greis von 1772 bis 1778.

Erste Periode: Rousseaus Knabenzeit 1712 bis 1728.

Er wurde im genannten Jahre den 28. Juni zu Genf als Sohn des unbemittelten Uhrmachers Isaak Rousseau geboren, weshalb ihn auch sein Gegner und Nebenbuhler, der witzige Voltaire, scherzhaft den garçon d'horloger (den Uhrmachersjungen) nannte. Seine Geburt kostete seiner Mutter, der Tochter eines reformierten Geistlichen, das Leben; er nennt darum selbst seine Geburt das erste seiner Mißgeschicke. Ein ungelöstes Rätsel bleibt es, wie sich, ohne daß die zarte Hand einer Mutter die sanften Tinten in seine Seele einzeichnete, ein so inniges Gemüt in ihm entwickelte, wie wir es in ihm bewundern müssen. Jean Jacques wurde in dem reformierten Bekenntnis erzogen. Bald lernte der talentvolle Knabe lesen, und um ihn in dieser Fertigkeit durch unterhaltende

Bücher zu üben, las der Vater mit dem siebenjährigen Kinde nach dem Abendessen die Romane, welche die ästhetisch gebildete Mutter der Familie als Erbschaft hinterlassen hatte. Bald wurde das Interesse an dieser Lektüre im Vater und Sohn so rege, daß sie ganze Nächte hindurch saßen und lasen. Der Sohn begriff zwar den Inhalt dieser Schriften nicht vollständig, er fühlte nach seinen eignen Gefühlen nur deren Bedeutung (»Je n'avais rien conçu, j'avais tout senti«); allein durch diese Lektüre wurde seine Phantasie, jene Quelle seines Ruhmes, wie seiner Leiden, und auch seine Sinnlichkeit frühzeitig geweckt und überreizt. Er hielt sich oft für eine der eingebildeten Personen, über welche er las; diese Liebe zu erdichteten Gegenständen machte ihm schließlich die Wirklichkeit zuwider und erzeugte in ihm später den Hang zur Einsamkeit. — Das Romanlesen gab ihm vom menschlichen Leben, wie er selbst sagt, verschrobene und romanhafte Begriffe. Wohl wurde der Knabe sorgfältig überwacht und geleitet (sein älterer Bruder dagegen war vernachlässigt worden, darum der Liederlichkeit anheimgefallen und infolgedessen in der Fremde untergegangen); wohl hatte er ein zartfühlendes Herz, welches Menschen und Tieren absichtlich nie Unbill zufügte; dessenungeachtet zeigte er sich als Knabe von unzähmbarem Willen und behaftet mit allen Unarten seines Alters: wild und ausgelassen, mutwillig und neckisch. Er hatte ein hitziges Temperament. Das Objekt, das er sich vorstellte, beschäftigte seine feurige Seele ganz und voll; alle seine Thätigkeiten: Lesen, Stehlen und Naschen, Lieben u. s. w., vollzog er nach seinem eignen Geständnisse in seiner Selbstbiographie, die er am Abende seines Lebens unter dem Titel »Confessions« (Bekenntnisse) herausgab, mit Leidenschaft. Dieser Zug geht durch sein ganzes Leben: selten fand er die männliche und sittliche Kraft, die Objekte zu beherrschen; stets unterlag er, gleich einem Kinde, ihrer Herrschaft.

Psychologisch und pädagogisch interessant ist es, daß man an ihm den Erfahrungssatz sich bestätigen sieht, daß der Mensch bereits in seiner Jugend die Eigenschaften im Keime besitzt, welche sich später im Mannes- und Frauenalter zeigen; daß es nur wenig Sterbliche giebt, welche die Natur durch Kultur zu besiegen, das

Temperament, das Naturell durch den Charakter zu überwinden und zu leiten vermögen. Dies sehen wir schon jetzt an einer Eigenschaft Rousseaus, an der ihm eignen tödlichen Scheu gegen jede Art von Unterwürfigkeit, oder an seiner Liebe zur Freiheit, ja Ungebundenheit, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitete.

Der Vater Rousseaus mußte Genf wegen eines Streites mit einem französischen Kapitän verlassen; der Sohn blieb jedoch in der Stadt unter Aufsicht eines Oheims zurück. Letzterer gab ihn bald mit seinem eignen Sohne aufs Land zu dem Pfarrer Lambercier in Erziehung und Pension. Dieser verständige Geistliche unterrichtete ihn, namentlich in der lateinischen Sprache, beseitigte die Romanlitteratur und leitete ihn zu geregelter Arbeit an. Wegen verschiedener loser Streiche erhielt er öfter von dessen dreißigjähriger Tochter körperliche Züchtigung; aber infolge seiner entflammten Sinnlichkeit betrachtete Rousseau bereits schöne Frauen mit brennenden Augen, so daß die Strafen seiner Erzieherin sich dadurch in ihm zu süßer verbotener Lust verkehrten." Eine ihm einst von kräftigerer Hand zugefügte Strafe erbitterte ihn und erhöhte sein natürliches Gefühl gegen jede Ungerechtigkeit, die irgend einem Menschen zugefügt wurde. Um das Bild seines Knabenlebens zu vervollständigen, lassen wir ihn selbst noch eine kleine Begebenheit erzählen, nämlich die Geschichte von dem Nußbaume. „O ihr wißbegierigen Leser," so beginnt er diese Erzählung in seinen Bekenntnissen, „vernehmt in Erwartung der denkwürdigen Begebenheit mit dem Nußbaume auf der Terrasse dieses schreckliche Trauerspiel, und, wenn ihr es vermöget, so schaudert nicht!" —

„Es befand sich außerhalb des Hofes, linker Hand, wenn man eintrat, eine Terrasse mit einer Bank, wo man sich nachmittags hinzusetzen pflegte; aber es fehlte an Schatten. Um sich diesen zu verschaffen, ließ Herr Lambercier daselbst einen Nußbaum pflanzen und zwar mit großer Feierlichkeit. Die beiden Pensionäre waren die Paten, und während das Loch ausgefüllt wurde, hielten wir den Baum unter Jubelgesang mit der Hand fest. Eine Vertiefung wurde wegen des Begießens rund um den Baum angebracht.

Während wir jeden Tag der Bewässerung eifrig zusahen, befestigte sich in uns der sehr natürliche Gedanke, daß es schöner sei, noch einen Baum auf die Terrasse wie eine Fahne auf eine Bresche zu pflanzen, und wir beschlossen, uns diesen Ruhm zu erwerben, ohne ihn mit jemand anders zu teilen.

Zu diesem Zwecke schnitten wir einen Steckling von einer jungen Weide und pflanzten ihn auf die Terrasse, acht bis zehn Fuß von dem genannten Nußbaume entfernt. Wir vergaßen nicht, auch unseren Baum mit einer Vertiefung zu umgeben: die Schwierigkeit war nur, diese auch mit Wasser zu versehen; denn dasselbe mußte weit hergetragen werden, und wir erhielten nicht die Erlaubnis, solches zu holen. Und doch mußten wir für unsere Weide durchaus Wasser haben. Einige Tage lang wendeten wir allerlei List an, um es zu erlangen, und mit solchem Glücke, daß wir unsere Weide Knospen und kleine Blätter treiben sahen, deren Wachstum wir stündlich maßen in der Überzeugung, daß das noch keinen Fuß hohe Bäumchen uns nächstens auch Schatten geben werde.

Da uns der Baum, der uns ganz in Anspruch nahm, allen Fleiß und alle Lust zum Lernen raubte, da wir wie besessen waren und niemand wußte, was mit uns vorging, so hielt man uns kürzer, und wir sahen daher den unseligen Augenblick herannahen, wo es uns an Wasser fehlen mußte. Wir waren trostlos, da wir befürchteten, daß unser Baum vertrocknen würde. Endlich gab die Not, die Mutter der Erfindungen, uns auch ein Mittel ein, wodurch wir unsern Baum vom sichern Tode retten könnten. Dies bestand in nichts Geringerem, als in einer Rinne unter der Erde, welche einen Teil des Wassers, womit der Nußbaum begossen wurde, heimlich unserer Weide zuführte. Das Unternehmen, woran wir allen Eifer setzten, wollte jedoch nicht sofort gelingen. Wir hatten das Gefälle so schlecht bedacht, daß das Wasser keinen Abfluß hatte. Die Erde fiel zusammen und verstopfte uns die Rinne; die Mündung füllte sich mit Schmutz; alles ging schief. Doch konnte uns nichts zurückschrecken. Wir gruben unser Bassin und die Rinne tiefer, um dem Wasser mehr Fall zu geben; wir schnitten aus Schachteldeckeln schmale Brettchen, *welche flach hintereinander* gelegt wurden und über dem so entstandnen

Boden dachförmig zusammengestellt, einen dreieckigen Kanal für unsere Wasserleitung bildeten. An der Mündung machten wir aus Holzstäbchen einen kleinen Rost, welcher den Schlamm und die Steine zurückheilt, ohne dem Wasser den Durchgang zu sperren. Wir bedeckten unser Werk sorgfältig mit Erde, die wir etwas fest traten, und erwarteten an dem Tage, wo alles vollendet war, in Schauern von Hoffnung und Furcht die Bewässerung des Nußbaums. Nach sehr langem Warten kam endlich die Zeit; Herr Lambercier wohnte wie gewöhnlich der Verrichtung bei, und wir beide hielten uns dicht hinter ihm, um unser Bäumchen zu verdecken, dem er glücklicherweise den Rücken zukehrte.

Kaum war die erste Kanne ausgegossen, als wir sahen, daß es auch in unserm Bassin zu rinnen anfing. Bei dieser Wahrnehmung verließ uns die Klugheit. Wir stießen ein so lautes Jubelgeschrei aus, daß sich Herr Lambercier nach uns umwandte. Dies war jammerschade; denn er hatte sich soeben über das gute Erdreich des Baumes gefreut, welches gierig das Wasser einsog. Überrascht darüber, daß das Wasser sich in zwei Bassins verteilt, schreit auch er, sieht nach, entdeckt die Schelmerei, läßt sich rasch eine Hacke bringen und führt einen Streich. Zwei, drei Splitter von unsern Brettchen fliegen heraus, und er ruft aus vollem Halse: „Ein Aquädukt, ein Aquädukt!“ — Nun schlägt er mit erbarmungslosen Hieben, deren jeder unser Herz trifft, überall hin. In einem Augenblicke waren Brettchen, Leitung, Bassin, Weide, alles zerstört und zerhackt, ohne daß er während des ganzen Zerstörungswerkes kein anderes Wort vernehmen ließ, als jenen Ausruf, den er unaufhörlich wiederholte. „Ein Aquädukt,“ schrie er, indem er alles zertrümmerte, „ein Aquädukt, ein Aquädukt!“ — —

Nach dreijährigem Aufenthalte in dem idyllischen Pfarrhause verließ der junge Rousseau dasselbe und kehrte nach Genf zurück, um zunächst als Schreiber bei einem Advokaten einzutreten. Er wurde jedoch bald wieder als unbrauchbar entlassen und zu einem Graveur in die Lehre gebracht. Hier verübte er alle Streiche eines ungezognen Jungen: er naschte, stahl seinem Meister Äpfel, seinem Nachbar die Spargeln, log, kam abends spät nach Hause; und als er einst wegen

des letztern Fehlers die wohlverdiente Züchtigung fürchtete, entlief er im Jahre 1728, sechzehn Jahre alt, seinem Meister.*) Nach einigem Umherirren kam er ausgehungert nach Consignon in Savoyen und sprach ohne weiteres bei einem katholischen Pfarrer ein. Dieser gütige Mann gab ihm ein gutes Mittagsbrot und Wein und wies ihn nach Annecy zu einer Frau de Warens, wo er am Palmsonntage 1728 eintraf. Diese von ihrem Gemahle getrennt lebende, achtundzwanzig Jahre alte, angenehme aber sinnliche Dame nahm den lebensfrohen Jüngling an, zuerst als ihren Diener, erhob ihn dann zu ihrem Sohne und endlich zu ihrem vertrauten Geliebten. Von jetzt an schaukelte sich Jean Jacques fast sein ganzes Leben hindurch auf dem unsichern und unsteten Meere der Liebe. Er hat die Knabenschuhe ausgezogen und handelt nun nach eigner Wahl, ohne die specielle Leitung eines Meisters und Erziehers: wir sind also eingetreten in die

Zweite Periode seines Lebens, das Jünglingsalter, von 1728 bis 1741.

Madame Warens wies anfangs den jungen Abenteurer auf die Betrübnis seines Vaters hin und suchte ihn zur Rückkehr zu bewegen; aber vergebens; denn er fühlte sich unwiderstehlich von seiner Wohlthäterin angezogen. Nach einigen Monaten schickte sie ihn mit Empfehlungsschreiben und Geldmitteln des Bischofs nach Turin in das Hospiz der Katechumenen; dort trat er bald von der reformierten zur katholischen Konfession über. Nach erfolgter feierlicher Aufnahme in den Schoß der katholischen Kirche wurde er wieder entlassen, und er ernährte sich nun in Turin zuerst durch seinen Grabstichel, sodann als Lakai und Sekretär in gräflichen Familien. Ein alter Graf, de Gouvon, interessierte sich für Rousseau und ließ ihm durch seinen Sohn, den Abbé de Gouvon, lateinischen Unterricht geben. — Nach manchen andern Thor-

*) Jean Jacques war somit nach der Bezeichnung der Franzosen — auch nach seinem eignen Geständnisse — ein vollendeter Polisson, d. h. ein Gassenjunge *oder Schlingel.*

heiten (im Hause des Grafen de la Roque stahl er z. B. nach seiner eignen Erzählung ein Stückchen wertvolles Band, leugnete die That ab und bezichtigte wissentlich und vorsätzlich ein braves Hausmädchen dieses Diebstahls, so daß sie mit ihm entlassen wurde), trieben ihn im Jahre 1729 Not und Sehnsucht zu Madame de Warens zurück, die ihn mit den Worten begrüßte: „Armer Kleiner, da bist du ja wieder!“

Sie verschaffte ihm nun eine Anstellung in der Stadtverwaltung; später lebte er jedoch ganz auf ihre Kosten. Im Hause dieser Frau beschäftigte er sich planlos mit allerlei, wozu ihn die Gelegenheit oder die Laune führte, z. B. mit Suchen medizinischer Kräuter, Bereitung von Arzneien, einer Lieblingsbeschäftigung seiner Wohlthäterin, mit Zeichnen, Musizieren, auch mit dem Studium verschiedener Schriftsteller. Auf ihren Wunsch trat er auch in das Priesterseminar zu Annecy, wurde aber bald wieder entlassen. Später wurde er bekannt mit einem (angeblich griechischen) Bischofe, welcher Beiträge für das heilige Grab sammelte, und wanderte mit ihm als Dolmetscher umher. In Solothurn wurden beide jedoch verhaftet, und Rousseau wurde nur auf Verwendung des französischen Gesandten wieder auf freien Fuß gesetzt. Nach mancherlei Abenteuern kehrte er abermals zu Frau von Warens zurück und blieb fortan neun Jahre lang bis zum Jahre 1740 bei ihr.

In ähnlicher, unsteter Weise wurde er fast die ganze Zeit seiner irdischen Wallfahrt hindurch wie ein schwankes Rohr, ohne innern sittlichen Halt, vom Winde hin- und hergetrieben. — Er litt nun längere Zeit an einem schleichenden Fieber, welches seine Gesundheit sehr schwächte. Um dieselbe wieder zu befestigen, bezog er mit Frau von Warens ein schönes Landhaus, wo sie den Freuden der Natur und der Liebe lebten, oder sich mit Litteratur beschäftigten.

In dieser Periode seines Lebens gab er sich mit dem ihm eignen Eifer verschiedenen Studien hin; er trieb Mathematik, Latein und Philosophie. So las er unter anderm auch eifrig die Werke von Locke, Leibnitz, Descartes und Malebranche.

Um Hilfe gegen seine Kränklichkeit bei einem berühmten Arzte zu suchen, verwendete er sein sehr geringes mütterliches Erbteil zu einer Reise nach Montpellier. Unterwegs machte er die Bekanntschaft einer Dame, und diese vertrat nun auf mehrere Wochen die Stelle von Madame de Warens. Zu letzterer zurückgekehrt, findet er die durch seinen Weggang entstandne Lücke durch einen hübschen, aber ungebildeten jungen Menschen, einem Perückenmacher, wieder besetzt; er wird von seiner früheren Verehrerin kalt empfangen. Dies bestimmt ihn, ihr Haus zu verlassen. Er bekleidet nun eine Hauslehrerstelle beim Grand-Prévot von Lyon, Mons. de Mably (1740 bis 1741), welche ihm Frau von Warens verschafft hatte. Bei der Erziehung zweier Knaben von acht und neun Jahren wandte er drei — wie er sagt unnütze — Erziehungsmittel an: Rühren, Räsonnieren und Zorn. Er findet, daß ihm bei seiner Erziehung zwar nicht der Fleiß mangelte, daß er aber zu zornig und ungeduldig und nicht klug genug sei; darum verläßt er freiwillig seine pädagogische Laufbahn und reist, nach einem Besuche bei Frau von Warens, nach Paris, um mit einem von ihm erfundnen einfachen Ziffern-Notensystem dort sein Glück zu versuchen.

Mit dem Ergreifen der schriftstellerischen Feder und der Aneignung einer reifern Bildung und einer etwas ernstern Lebensrichtung ist Rousseau offenbar ins Mannesalter eingetreten; wir sind somit unbemerkt angelangt bei der

Dritten Periode seines Lebens, 1742 bis 1772, bei Rousseau, dem Manne und Schriftsteller.

Am 22. August 1742 sehen wir ihn mit seinem Memoire über die Ziffernnoten in die Akademie zu Paris eintreten, um der Gelehrtenwelt Frankreichs seine neuen Ideen zu verkünden. Sein Werk erhielt indes nicht den gehofften Beifall, sondern nur ein durch mancherlei Einwände gemäßigtes Lob. Mehr sprach bald darauf eine kleine von ihm komponierte Oper »*les Muses galantes*« an.

Nachdem lebte er nun wieder meist unbeschäftigt; er lernte dann und wann einzelne Stellen aus den poetischen Werken des Virgil und Horaz auswendig. Durch Vermittelung eines Bekannten erhielt er im Jahre 1743 die Stelle eines Sekretärs bei dem französischen Gesandten Grafen von Montagne; allein schon nach achtzehn Monaten gab Rousseau diesen Posten wieder auf, da er bei seinem Selbstgefühl und rechthaberischen Wesen mit diesem hochmütigen und beschränkten Kopfe in heftige Feindschaft geriet.

Nach Paris (im Jahre 1745) zurückgekehrt, lernte er dort Demoiselle Thérèse Lévasseur aus Orleans, ein dreiundzwanzigjähriges Mädchen kennen. Dieselbe hatte zwar ein angenehmes Äußere, sie war häuslich und ordentlich und besaß ein inniges Gemüt, aber sie war doch schon jung den Netzen der Verführung anheimgefallen; dabei zeigte sie in mancher Beziehung sich so beschränkt, daß es vergebens war, ihren Geist zu bilden. Sie konnte z. B. fast kaum rechnen, nicht recht lesen, nicht einmal die Ziffern einer Sonnenuhr begreifen und mit Mühe die Reihenfolge der zwölf Monate sich merken. Die Menschen und die menschlichen Verhältnisse vermochte sie aber mitunter so richtig zu beurteilen, daß sie Rousseau manchen schätzbaren Wink zu geben vermochte.

Er knüpfte ein Verhältnis mit ihr an und erklärte ihr, sie nie verlassen, aber auch nie heiraten zu wollen. Er zeugte mit ihr fünf Kinder, welche er sämtlich ins Findelhaus schickte und zwar die vier jüngsten ohne jegliches Erkennungszeichen. Erst im Jahre 1768, nach dreiundzwanzigjährigem Zusammenleben, ließ er sich mit ihr durch Priesterhand verbinden.

In Paris machte Rousseau die Bekanntschaft von Diderot, d'Alembert und andern Encyklopädisten und beteiligte sich an der Herausgabe der Encyklopädie; er lieferte z. B. ein Dictionnaire de musique. — Die Encyklopädisten waren französische Freidenker, welche vom gläubigen Christentum abgefallen waren; sie huldigten dem aus England gekommnen Deismus, d. h. jener philosophischen Denkweise, nach welcher man an einen Gott, den man aus der Natur erkennt, glaubt. Die Encyklopädisten gingen aber noch weiter, sie leugneten schließlich die selbständige Existenz alles

höheren geistigen Lebens, betrachteten den Geist nur als einen Ausfluß des Körpers und verfielen so einer rohen Verehrung des Irdischen (Materialismus). Ihren Namen führten sie nach der von ihnen in den Jahren 1751 bis 1780 in siebenundzwanzig Foliobänden herausgegebenen Schrift, Encyklopädie (= Inbegriff der Wissenschaften). Anfangs ging Rousseau mit denselben Hand in Hand, später aber entzweite er sich mit ihnen, wie mit allen seinen Freunden.

Im Jahre 1749 fand er zufällig in einer Zeitschrift die Preisfrage der Akademie zu Dijon: „Hat die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen, die Sitten zu läutern?“

Diese angeregte Frage regte ihn mächtig auf, und mit wärmstem Eifer und größter Anstrengung bearbeitete er dieselbe. Seine Schrift, »*Discours sur les Sciences et les Arts*« (d. h. Abhandlung oder Vortrag über die Wissenschaften und Künste) erhielt im Jahre 1750 den ausgesetzten Preis. In derselben beantwortet er diese Frage mit einem entschiednen Nein; er behauptet, daß Wissenschaften und Künste, überhaupt die Kultur, die Sitten verdorben und das wahre Glück der Menschen nicht vermehrt haben, da durch sie die Bedürfnisse vermehrt und die zum Glück erforderliche Zufriedenheit vermindert worden sei, daß also Unwissenheit, Unschuld und Armut unsere einzigen heilbringenden Güter seien, genug der **Naturzustand** allein die Völker beglücke. Er sucht dies zu beweisen teils auf historischem Wege (so lehre die Geschichte, daß die Sittlichkeit mit der Intelligenz in umgekehrtem Verhältnisse stehe ꝛc.), teils durch Vernunftschlüsse, welche er aus der psychologischen Betrachtung der Künste und Wissenschaften ziehen zu können glaubte (die Wissenschaften und Künste rufen unsittliche Wirkungen hervor, erstere entstammen trüben Quellen; die wissenschaftliche Erziehungsweise bilde den Verstand auf Kosten der Sittlichkeit ꝛc.). Am Schlusse des mit glühender Beredsamkeit geschriebenen Werkes macht er seinem leidenschaftlichen Hasse gegen alle Kultur mit den Worten Luft:

„O Tugend! du erhabene Wissenschaft einfältiger Seelen, *braucht man denn* so vieler Mühen und Umschweife, dich kennen zu

lernen? Sind deine Grundsätze nicht jedem ins Herz geschrieben, und genügt es nicht, der Stimme des Gewissens Gehör zu geben? Überlassen wir neidlos den berühmten Schriftstellern ihren Ruhm, und unterscheiden wir uns von ihnen durch jene ruhmwürdige Unterscheidung, welche man einst zwischen zwei großen Völkern machte: Das eine verstehe es, gut zu sprechen, das andere gut zu handeln."

In seinen „Bekenntnissen" gesteht Rousseau selbst zu, daß dieses Erstlingswerk durchaus der Logik und Ordnung ermangele. Der König Stanislaus von Polen sagt über den Discours: „Rousseau gleicht dem undankbaren Kinde, das seine Amme schlägt;" und Lessing u. a.: „Verfall der Sitten und Staaten begleiten einander, ohne die Ursache und Wirkung voneinander zu sein."

Rousseaus Schrift erregte bedeutendes Aufsehen. Der bis dahin noch unbekannte Mann trat durch sie auf den litterarischen Kampfplatz, auf welchem die Geister Frankreichs sich drängten, alte und neue Ideen sich befehdeten; durch einige beredte Seiten kündigte er den großen Schriftstellern seines Jahrhunderts, einem Voltaire u. a., als einen Nebenbuhler an und stellte sich ihnen kühn entgegen.

Infolge einer heftigen Krankheit (1752), welche seinen Lebensfaden nach dem Urteile seines Arztes bald zu zerreißen drohte, faßte er den Entschluß, fortan in freiwilliger und unabhängiger Armut zu leben und dadurch dem ursprünglichen Naturzustande sich mehr zu nähern. Darum schlug er eine ihm angebotne annehmbare Kassiererstelle aus und beabsichtigte, sich nur mit Notenschreiben zu ernähren. Er entsagte ferner allen Kostbarkeiten, und ein Dieb, wahrscheinlich Theresens Bruder, kam ihm dadurch, daß er ihm die feinere Wäsche stahl, noch auf halbem Wege entgegen.

Im Jahre 1753 beteiligte er sich wieder an der Bearbeitung einer Preisaufgabe derselben Akademie: »*Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes, et est-elle autorisée par la loi naturelle?*« („Woher ist die Ungleichheit unter den Menschen entstanden, und ist sie durch das Naturgesetz gerechtfertigt"?) — Rousseau erhielt jedoch den gehofften Preis nicht. In dieser Schrift, welche noch mehr Aufsehen erregte, als die erste, vergleicht er den natürlichen Menschen mit dem gesitteten und giebt dem

erstern den Vorzug. Durch Eigentum, Vermögen, Verträge, überhaupt durch Gesittung sei der Mensch wohl gebildet, aber nicht glücklicher geworden. Er schildert den Menschen in einem fingierten Naturzustande und erblickt schließlich in dem Menschen ein Tier, nur vorteilhafter organisiert, als alle übrigen. Zu diesem Naturzustande, in welchem allein Unschuld, Einfalt, Freiheit und Gleichheit zu finden gewesen, sollen die Menschen wieder zurückkehren, um das verlorene Paradies wieder zu erlangen; darum ruft er seinen Brüdern zuletzt zu: „Kommt in die Wälder und werdet Menschen!“

Voltaire, welchem Rousseau seine Schrift zugesandt hatte, schrieb ihm über dieselbe folgenden satirischen Brief: „Ich habe Ihre neue Schrift gegen das Menschengeschlecht erhalten und danke Ihnen dafür. Sie werden den Menschen gefallen, denen Sie die Wahrheit sagen, werden sie aber nicht bessern. Man kann die Greuel des gesellschaftlichen Lebens, von dem sich unsere Unwissenheit und Schwäche soviel süße Befriedigung verheißt, nicht mit stärkern Farben schildern. Noch nie ist soviel Geist aufgewendet worden, um uns wo möglich zum Vieh zu machen. Liest man ihr Buch, so bekommt man Lust, auf allen Vieren zu laufen. Da ich jedoch seit länger als sechzig Jahren aus der Gewohnheit bin, fühle ich leider, daß es mir unmöglich ist, dieselbe wieder anzunehmen, und ich überlasse gern diesen Naturgang denen, welche dessen würdiger sind, als Sie und ich. Auch kann ich mich nicht einschiffen, um zu den Wilden Kanadas zu reisen, erstlich, weil die Krankheiten, die ich zu leiden verdammt bin, mir einen europäischen Arzt nötig machen, sodann auch, weil dort im Lande Krieg ist, und weil das Beispiel unserer Nationen jene Wilden fast ebenso bös gemacht hat, als wir selbst sind. Ich beschränke mich darauf, als ein friedlicher Wilder, in der, Ihrem Vaterlande benachbarten, einsamen Gegend zu leben.“ ꝛc. Außerdem urteilte Voltaire in seiner sarkastischen Weise noch: „Nie hat jemand soviel Scharfsinn angewendet, um uns zu Bestien zu machen.“

In dieser Zeit übergab Rousseau eine Abhandlung über die französische Musik der Öffentlichkeit. In derselben unterzog er die Musik der Franzosen einer scharfen Kritik; er behauptete, sie hätten gar

keine Musik, französischer Gesang bringe es nur zu einem zusammenhängenden Hundegebell, und fällte ähnliche hyperbolische Urteile mehr. Durch solche übertriebene Äußerungen zog er sich den Haß von ganz Paris, dem Haupte Frankreichs, zu. Er floh daher nach Genf (1. Juni 1754), wo er, um dort als Bürger wieder Aufnahme zu finden, zum reformierten Bekenntnis (zum Calvinismus) wieder zurückkehrte. Auf seiner Reise fand er auch Frau von Warens wieder, leider befand sie sich jedoch in einer sehr trostlosen Lage.

In Genf würde Rousseau wahrscheinlich auf die Dauer seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben, wenn nicht Voltaire in der Nähe, zu Ferney, seinen Wohnsitz gehabt hätte. Um diesem Nebenbuhler aus dem Wege zu gehen, zog er im Jahre 1756 wieder in die Nähe von Paris, da der leidenschaftliche Unwille der leicht erregbaren, aber auch rasch wieder sich besänftigenden Franzosen einer ruhigen Gemütsstimmung Platz gemacht hatte. Er wohnte bis zum Jahre 1757 in stiller Abgeschiedenheit in der Eremitage (Einsiedelei), eines einsamen kleinen und schmucken Landhauses im Parke von La Chevrette, welches seine Freundin, Madame d'Epinay, eigens für ihn hatte einrichten lassen. Hierauf zog er in das von uns oben bereits beschriebene Schloß des Marschalls von Luxembourg *in Montmorency*, wo er bis 1762 blieb. Später fand er ein Asyl in der Schweiz.

In der glücklichen Klause schrieb er: »*La nouvelle Héloïse*« (1760) und in Montmorency beendete er noch folgende zwei Werke: 1) *Du Contrat social*, ou principes du droit politique (1761) und 2) *Emile ou de l'Education* (1762). Die zwei letzten Schriften erhoben ihn zu einer Koryphäe der französischen Litteratur.

Alle diese litterarischen Arbeiten hinderten einen Rousseau, jetzt ein Mann von fünfundvierzig Jahren, jedoch nicht, nebenbei auch noch ein zartes Verhältnis mit Madame d'Houdetot zu pflegen.

La nouvelle Héloïse (die neue Heloise), ist ein sehr spannend geschriebener Roman, in welchem er die Liebe einer jungen adligen Dame, der Julie, und des Hauslehrers St. Preux mit lebhaften Farben schildert. Beide horchen in echt Rousseauscher Weise auf

die Stimme der Natur und folgen den zarten Empfindungen der Liebe, welche die Natur in ihnen hervorrief und welche Rousseau mit einer Sprache voll Feuer und süßer Lieblichkeit schildert. Beide Geliebte bewahren einander trotz aller über sie hereinbrechenden Leiden ausdauernde Treue, sie fliehen und begeben sich schließlich auch, nicht von Priesterhand, sondern von der Natur vermählt, in die Ehe.

Der Roman Heloise zeigt Rousseau der Welt als großen Dichter. Die Schilderungen des menschlichen Herzens wie der schönen Natur (Schweizergegenden) sind originell und unvergleichlich; seine Sprache hat den Zauber der Poesie, den süßen Wohllaut der Musik. Rousseaus Oden, seine Heloise, vor allem seine Confessions tragen den Stempel seiner poetischen Begabung. Ihn richtig betrachten, heißt darum, ihn auch poetisch betrachten; er ist ein ebenso großer Poet, als Philosoph in seiner Art.

Im „Emil oder über die Erziehung", einem didaktischen Romane, zeigt Rousseau, wie man den Menschen, der von Natur gut sei, naturgemäß zu einem Naturmenschen, nicht zu einem Bürger für den Staat, erziehen solle. Namentlich infolge des im Emil aufgestellten Glaubensbekenntnisses nach der Vernunftreligion (das Rousseau einem savoyschen Landpfarrer in den Mund legt) wurden über den Autor die bereits angedeuteten Verfolgungen verhängt. Den nähern Inhalt von Rousseaus Emil erörtern wir unten.

Der »*Contrat social*« (Gesellschaftsvertrag), das Evangelium der Demokratie, das Lehrbuch der politischen Freiheit, dessen Same in der französischen Revolution von 1789 blutige Früchte getragen hat, da die Freiheitsmänner Robespierre, Marat u. a., bei Rousseau in die Schule gegangen waren, giebt eine Theorie des Staates.

Uns sind diese Ideen, welche wir in den demokratischen Versammlungen von 1848 an von den modernen Republikanern und Socialisten predigen hörten, jetzt nicht mehr neu; vor hundert Jahren aber erregten sie gewaltiges Aufsehen. Das Leben im Staate ist *Rousseau* eigentlich schon ein Abfall vom Naturzustande, die sociale

Ordnung ist ihm eine schlecht verhüllte sociale Unordnung, die Einsetzung von Obrigkeiten ein an der Menschheit verübter Frevel. Er fragt darum: „Wie können bei dieser künstlichen Einrichtung, bei der Verwaltung und Regierung des Staates die natürlichen Rechte des Menschen erhalten werden?“

Das Recht der Herrschaft gründet sich nach Rousseau nur auf Verträge; das Recht der Gesetzgebung ist beim Volke; der Endzweck des Staates beruht auf Freiheit und Gleichheit.

„Weil also kein Mensch natürlicherweise eine Herrschaft und Gewalt über seinesgleichen hat, und die Gewalt selbst kein Recht giebt, so sind die Verträge der eigentliche Grund aller Herrschaft unter den Menschen.“ *)

Der Einzelne werde der Gesellschaft untergeordnet, der Wille Aller = der allgemeine Wille = der Gattungswille habe die gesetzgeberische Gewalt. Dieselbe soll nicht repräsentativ und korporativ sein. Weil dies in kleinern Staaten am besten möglich sei, so sind ihm diese die bessern. Der Fürst ist nichts als ein Beamter des Staates. — Rousseaus Ideal ist die Föderativrepublik, und die Schlagwörter der Revolution Freiheit, Gleichheit, Volkssouveränität entstammen seinem Contrat social.

Wir dürfen uns über diese Grundsätze nicht wundern, hatte doch Rousseau in seiner Jugend die Freiheitsliebe der Schweizer mit der Muttermilch in seine empfängliche Seele gesogen; das Vorbild einer Republik stand ihm in seinem Vaterlande lebensvoll vor Augen, und sein warmes Herz entbrannte für die Freiheitsideen in hellen Flammen.

Rousseau lebte eine Zeit lang zu Yverdun, einem Orte, der später durch Pestalozzi so berühmt wurde. Von dort vertrieb den Geächteten die Berner Regierung, und er begab sich nun nach Motiers im Fürstentum Neuchâtel unter den Schutz des Königs Friedrich II. von Preußen. Von dort abermals und zwar durch die Gemeinde vertrieben, fand er eine Zufluchtsstätte auf der

*) Contrat social, Cap. II.

Petersinsel im Bieler See, auf welchem er besonders gern, der Länge nach in einem Nachen ausgestreckt, dem schaukelnden Wellenspiele sich überließ. Vom Jahre 1760 bis 1770 lebte er fast stets als ruheloser Flüchtling, und sein durch grillenhaftes Wesen und üble Erfahrungen herbeigeführter Argwohn und Menschenhaß wurden fast bis zum Wahnsinn gesteigert. Als er auch der glücklichen Petersinsel ein Lebewohl zurufen mußte, folgte er einer Einladung des englischen Philosophen David Hume (1766). Allein der kalte Engländer und der feurige Rousseau waren nicht füreinander geschaffen, und bald entzweit mit Hume und enttäuscht, mit noch größerer Menschenscheu, kehrte Rousseau auf das Festland Europas zurück.

Er lebte nun im stillen zuerst in Paris, sodann seit dem Frühlinge 1778 in Ermenonville, dem schönen Landhause des Marquis von Girardin, nördlich von Paris, welches ihm derselbe angeboten hatte. —

Vierte und letzte Periode seines Lebens, sein Lebensabend (1770—1778).

Diese Zeit wurde ihm durch Misanthropie (Menschenfeindlichkeit) und Hypochondrie (krankhafte Schwermütigkeit) sehr vergällt. Alle Hilfe seiner frühern Freunde, mit denen er zerfallen war, lehnte er entschieden ab; er fand seinen Lebensunterhalt nur durch den Ertrag seiner Schriften und durch Notenschreiben. Er verfaßte (i. J. 1770) noch seine »*Confessions*«, ein ausführliches Werk in vier Teilen*), in welchem er teils mit Wahrheit, teils mit Dichtung sein Leben beschrieb und dessen ganze Licht- und Schattenseiten, seine guten Thaten, seine Thorheiten und sittlichen Verirrungen mit gleicher Liebe und nackter Offenheit zeichnete. Durch dieses Werk setzte sich dieser bedeutende Schriftsteller mehrere Jahre vor seinem Tode selbst eine blutige Grabschrift. Rousseau hatte testamentarisch verfügt, daß seine Bekenntnisse

*) Bekenntnisse von Rousseau. In deutscher Übersetzung. Neun *Teile in zwei* Bänden. Leipzig, Wiegand, 1870.

erst nach Beginn des neunzehnten Jahrhunderts veröffentlicht werden sollten; während seines Lebens begnügte er sich damit, sie in Privatkreisen vorzulesen. Rousseaus Verfügung wurde jedoch nicht beachtet; denn schon i. J. 1781 erschien die erste Abteilung zu Genf und 1788 daselbst die zweite. Rousseau starb plötzlich den 3. Juli 1778 zu Ermenonville, einem freundlichen und stillen Dörfchen, wo er zur Stärkung seiner Gesundheit leben und Landluft genießen wollte; und zwar wurde behauptet (z. B. von der berühmten französischen Schriftstellerin Frau von Staël), er habe sich erschossen. Durch seinen Tod wurde seine unruhige Seele aus den Banden eines kränklichen Körpers*) erlöst; sie fand nun die Ruhe, welche sie auf ihrer irdischen Wallfahrt vergebens gesucht hatte. — Rousseau wurde auf der Pappelinsel, einer kleinen Insel in dem bei dem Dorfe Ermenonville liegenden See, begraben. Sein Epitaphium trägt folgende Inschriften:

»Ici, sous ces ombres paisibles,
pour les restes mortels de *Jean Jacques Rousseau*
l'amitié posa ce tombeau.
Mais c'est dans tous les coeurs sensibles,
que cet homme divin qui fut tout sentiment
doit trouver de son coeur l'éternel monument.«

Deutsch:

„Hier unter diesen stillen Schatten setzte den sterblichen Überresten Jean Jacques Rousseaus die Freundschaft dieses Grabdenkmal. Aber in allen gefühlvollen Herzen soll dieser herrliche Mann voll Gemüt ein bleibendes Gedächtnis finden."

Ferner:

»Ici repose l'homme de la nature et de la vérité,
„Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit,

zugleich mit der Devise (dem Wahlspruche) des Philosophen:

Vitam impendere vero.«
Der Wahrheit soll man das Leben weihen."

Im Jahre 1794 wurden seine Gebeine nach Paris gebracht und im Pantheon, neben der irdischen Hülle Voltaires beigesetzt. Im

*) Er litt unter anderm auch an einer fehlerhaften Bildung der Blase und infolge deren zuweilen an schmerzhafter Harnverhaltung.

Dezember 1897, also nach hundert Jahren, ließ die republikanische Regierung die Sarkophage Voltaires und Rousseaus öffnen, um die Frage zu entscheiden, ob sie wirklich die Gebeine der beiden Philosophen enthielten. Bisher wurde vielfach geglaubt, die beiden Sarkophage seien leer und die Überreste Voltaires und Rousseaus unter der bourbonischen Restauration, die das Pantheon wieder zur Kirche machte, zerstreut und vernichtet worden. Eine staatliche Kommission öffnete zuerst den Sarkophag Voltaires. Darin fand man eine Kiste, die wieder einen Holzsarg umschloß. In diesem Holzsarg sind die Gebeine Voltaires. Der Schädel ist in zwei Teile gesägt. Im Sarkophag Rousseaus fand man einen Bleisarg, darin das Skelett Rousseaus völlig unversehrt. Rousseau liegt gesenkten Hauptes, die Hände über der Brust gefaltet. Der Schädel wurde untersucht, jedoch wurde keine Spur einer Kugel gefunden, obwohl mehrfach behauptet worden, er habe sich durch einen Pistolenschuß getötet.

Rousseaus Witwe Therese überlebte ihn, heiratete noch im sechsundfünfzigsten Lebensjahre einen Kutscher, bezog zwar vom Jahre 1790 an nach des Deputierten Barreres Antrag eine Pension von 1200 Franks, starb indes doch (1801) in großer Armut; die Witwe des großen Mannes mußte durch Betteln ihr Leben fristen.

Ein Gelehrter fällt über Rousseau folgendes Urteil:

„Jean Jacques Rousseau war zu Genf *geboren*, *dachte* zu Paris, *schrieb* zu Montmorency, *quälte* und *marterte* sich selbst überall. Seinen *Körper* überließ er Ermenonville, seinen *Kopf* dem Emil, sein *Herz* der Julie, und durch seinen Gesellschaftsvertrag vermachte er der Welt die *Unruhe* seines Geistes." — Durch diesen lakonischen Ausspruch ist Rousseaus Wesen treffend gezeichnet. Durch sein Leben und Wesen sind zugleich viele seiner Ideen hinlänglich erklärt und zum Teil auch begründet, so daß es kaum nötig erscheint, den Wurzeln *sämtlicher* Gedanken des Einsiedlers von Montmorency nachzugraben.

2. Rousseau als Pädagog.

Ehe wir zur Kritik seines Lebens, seiner Lehren und Werke übergehen, wollen wir ihn als Lehrer der Erziehung, als Pädagogen kennen lernen. Sein pädagogisches Bekenntnis und Vermächtnis hat Rousseau aber der Welt in seinem **Emil** hinterlassen; darum schlagen wir jetzt diesen merkwürdigen Roman auf, um in den Kern seiner Erziehungstheorie einzudringen. Die Grundidee des Werks lernten wir bereits kennen: sie ist die Bildung des Zöglings zu einem glücklichen Naturmenschen auf dem Wege der Naturgemäßheit. Rousseau will den Zögling zu einem körperlich und geistig gesunden und kräftigen Menschen, nicht zu einem Staatsbürger oder Christen, erziehen, einem Menschen, der seine Stütze und sein Glück in sich selbst findet; zu diesem Behufe will Rousseau seiner natürlichen Entwicklung möglichste Freiheit gestatten und ihn eine glückliche Jugend verleben lassen, namentlich alles vermeiden, was sie stören könnte; er will ihn durch Selbstthätigkeit zur körperlichen, geistigen und sittlichen Selbständigkeit, durch Anschauung und Betrachtung der Natur zur Intelligenz heranbilden; die Erziehung soll der Natur des Zöglings, d. h. seinen individuellen Anlagen, Kräften, Bedürfnissen, Neigungen und Eigenschaften, gemäß sein, „**dem Gange der Natur entsprechen**“: — Das dürfte der Kern von Rousseaus Erziehungstheorie sein, die Quintessenz seines Emil, eines umfangreichen Werks von etwa fünfzig Druckbogen, also fast von der Größe einer Bibel. Dasselbe stellt nicht etwa ein abgerundetes, wohlgeordnetes, wissenschaftliches Erziehungssystem auf, wie z. B. später Herbart ein solches gegeben hat, sondern es zeigt an einem Beispiele, wie Rousseau die Menschen erzogen haben will, indem er einem Hofmeister einen reichen, gesunden Waisenknaben, den Emil, übergiebt, der ihn 25 Jahre lang bis nach seiner Verheiratung leitet und unterrichtet; an die vorgeführte Erziehungsthätigkeit des Hofmeisters knüpft nun Rousseau seine Grundsätze, Methoden und Mittel an; es ist — nach des Autors eignem Geständnisse in der Vorrede

— „eine Sammlung von Betrachtungen und Beobachtungen, ohne Ordnung und fast ohne Zusammenhang".

Der sich nicht gern bindende Geist des freien „Bürgers von Genf" (wie er sich selbst auf dem Titel bezeichnet) fliegt überall über den Rahmen seiner Aufgabe hinaus und kann sich nicht enthalten, seine Lieblingsideen über Staat, Religion, menschliches Leben, Philosophie u. s. w. einzuflechten. So ist es denn schwer, einen kurzen Auszug aus dem reichhaltigen Buche zu geben; wir können nur aus jedem Teile einen Strauß von Blumen pflücken und müssen es dem Leser überlassen, durch Lektüre die Skizze zu ergänzen, was für denselben eine um so angenehmere Beschäftigung sein wird, als die poetische Feder Rousseaus auch in diesem Werke in hinreißende Beredsamkeit getaucht ist. Diese Schreibweise muß aber den jungen Pädagogen mahnen, prüfend zu lesen, sich nicht von Rousseaus Worten bestechen zu lassen, seine Übertreibungen nicht ohne weiteres anzunehmen, und sich nicht durch Scheingründe eine falsche Behauptung aufnötigen zu lassen.

Rousseaus Emil zerfällt in die Vorrede und fünf Bücher oder Teile.

Das erste Buch handelt von der Erziehung im allgemeinen, sodann von der Erziehung des Kindes, das noch nicht sprechen, essen und gehen kann (infans), also in der ersten Epoche seines Lebens (erstes Lebensjahr). Das zweite Buch stellt die Erziehung des Knaben (puer) vom zweiten bis zwölften Lebensjahre, als in der zweiten Lebensepoche, dar. Das dritte Buch beschreibt die Erziehung während der dritten Periode der Kindheit, nämlich die Zeit vor der eingetretnen Pubertät, nach Rousseau die Zeit, in welcher die Begierden und Leidenschaften noch nicht erwacht sind und die darum von ihm nicht unpassend das „friedliche Alter des Verstandes" genannt wird (dreizehntes bis fünfzehntes Lebensjahr des Knaben). — Das vierte Buch behandelt die Periode der Pubertät (das Jünglingsalter vom sechzehnten bis zwanzigsten Lebensjahre). — Das fünfte Buch handelt von Sophien (der für Emil erwählten Frau) oder von der Erziehung der Mädchen. — Der Hofmeister vermittelt die Heirat; hierauf trennt sich Emil von Sophien zwei Jahre lang, um sich an den Verlust der Güter

zu gewöhnen. Nach vorbereitenden Studien geht Emil auf Reisen; er durchwandert zu Fuße die größten Staaten Europas, um den Genius und die Sitten der Nationen praktisch zu studieren, Regierungsverfassungen und große Männer kennen zu lernen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren verheiratet sich Emil mit der zwanzigjährigen Sophie, welche von nun an seine Erzieherin sein soll. Der Hofmeister giebt beiden noch goldne Regeln, um ihre Ehe zum Himmel auf Erden zu machen. Emil wird glücklicher Vater, und sein Hofmeister bleibt vorerst noch eine Zeit lang bei ihm, um ihm noch eine Anleitung zur Erziehung seiner Kinder zu geben, hierauf nimmt er rührenden Abschied von seinem geliebten Ehepaare. Sophie wird später (nach einem Fragmente: »Emile et Sophie ou les Solitaires") Emil untreu; dieser verläßt sie aus Verzweiflung und gerät später nach Algier in die Sklaverei. Durch diesen tragischen Schluß will Rousseau zeigen, wie ein nach seinen Principien erzogner Mann auch in den schwierigsten Situationen unbesiegt bleibe.

Heben wir nun aus jedem Abschnitte des Buches einige Hauptgedanken heraus.

Vorrede. Man kennt die Kindesnatur durchaus nicht. Die Erwachsenen suchen im Kinde stets den Mann und beachten nicht, was das Kind ist, ehe es Mann wird. Fangt also damit an, eure Zöglinge besser zu studieren, wahrlich ihr kennt sie noch nicht!

Erstes Buch. Es beginnt mit dem Satze: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht; alles entartet unter den Händen des Menschen."

Die Menschen sind nach Rousseau von der Natur abgeirrt; man müsse darum ein Kind von den Menschen entfernen, um die Natur nicht in ihm ersticken zu lassen.

Weiter sagt er: Jeder Mensch wird von dreierlei Meistern gebildet: 1) durch die Natur (= die innere Entwicklung unsrer Kräfte und Organe), 2) durch die Menschen und 3) durch die Dinge. Die Erziehung durch die Natur haben wir nicht in unsrer Gewalt; daher müssen sich die beiden andern Erzieher nach jenem ersten richten.

Die Natur in uns besteht nach Rousseau in den in uns ohne Einwirkung andrer entstehenden Zu- und Abneigungen.

„Mein Erziehungsziel ist das der Natur selbst. Ich will einen natürlichen Menschen, nicht einen Bürger erziehen. Ein natürlicher Mensch ist ein Ganzes für sich. Die Erziehung des Menschen ist nicht die öffentliche und gemeinsame, sondern die private und häusliche.“ Rousseau will nun die letztere erörtern. Er will den Zögling nicht für einen besondern Stand bilden.

Seinen Principien und Zielen gemäß will er vor allem verhindern, daß etwas gethan werde, was die natürliche Entwicklung hindere. Nach meinem Sinne, sagt er, ist der Mensch am besten erzogen, welcher das Gute und Böse dieses Lebens am besten ertragen kann.

Man lasse Freiheit in der körperlichen und geistigen Entwicklung der Kinder herrschen. Darum ist verwerflich: das Drücken der Köpfe der Neugebornen durch die Hebammen, das feste Einwickeln, die Verhätschelung und Verweichlichung, Regelmäßigkeit im Essen, Trinken, Schlafen u. s. w., künstliches Spielzeug, Beschleunigung des Sprachenlernens und dergl. m.; dagegen sind zu empfehlen: Abhärtung, freier Gebrauch der Glieder und Kräfte, Freiheit im Befriedigen der kindlichen Bedürfnisse; man lasse das Kind sich möglichst selbst helfen, entwöhne es nicht zu früh u. s. w. Man vermeide die Ammen. Wie die Mutter die wahre Amme ist, so ist der Vater der wahre Lehrer. „Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, der hat auch nicht das Recht es zu werden.“ (Vergleiche mit diesem Ausspruche Rousseaus eignes Leben!)

Der Hofmeister sei nur Lehrling und Diener der Natur. Stets beuge er sich den natürlichen Trieben des Kindes. Der Zerstörungstrieb des Kindes entspringt nicht aus Bosheit, sondern aus dem lebhaften Drange nach Thätigkeit; die kindliche Schwäche setzt aber von Natur diesem Triebe selbst Grenzen.

Damit die Kinder nicht, wie leicht möglich, herrschsüchtig werden, so lasse man sie die Erwachsnen nicht als ihre Instrumente behandeln; nach des Kindes Wunsche sollen diese ersetzen, was ihrer

Schwäche abgeht. Das Kind ist nach Rousseau von Natur gut, seine Bosheit kommt nur aus seiner Schwäche.

Um in dieser Beziehung die Kinder auf dem Wege der Natur zu erhalten, giebt er vier Grundsätze:

1) Man lasse die Kinder von allen den wenigen Kräften, die sie haben und nicht mißbrauchen können, freien Gebrauch machen;
2) man unterstütze sie in ihren physischen Bedürfnissen und ersetze ihre fehlende Einsicht oder Kraft;
3) man beschränke sich bei dieser Unterstützung auf das wirklich Nützliche, ohne der Laune oder der unvernünftigen Begierde ein Zugeständnis zu machen;
4) man studiere sorgfältig die Sprache und Zeichen der Kinder, um bei ihrem Verlangen die Forderungen der Natur von denen der Einbildung (des Wahns) zu unterscheiden.

Kurz, man gewähre den Kindern wahre Freiheit und übe weniger Herrschaft. Hier an dieser Stelle merkt man, daß Rousseau den höheren moralischen Trieben den Vorzug giebt; die unberechtigten nennt er Launen, unvernünftige Begierden, Einbildung, Wahn.

Zweites Buch. In der Schilderung seines Zöglings, wie er im Alter von zehn bis zwölf Jahren sein wird, giebt Rousseau das Ziel, zu welchem er ihn in dieser Periode zu führen gedenkt. Emil tritt am Ende derselben mit Sicherheit auf; er ist heiter und zufrieden. Er ist furchtlos, stark, gesund und geschickt im Thun. Er untersucht alles selbst, seine Einbildungskraft ist noch unthätig. Er hat mehr Urteilskraft als Gedächtnis, in welchem überhaupt nicht hunderterlei Plunder aufgehäuft ist. Er spricht natürlich und einfach; er redet nur eine Sprache. Er liest nicht gut in Büchern, weit besser im Buche der Natur. Er hat nur wenige seinem Alter entsprechende moralische Begriffe. Er versteht nichts von Pflicht und Gehorsam. Alle Menschen sind in seinen Augen gleich. Er kennt und übt keine Etikette.

Nach diesem Ziele, Entwicklung eines harmonisch gebildeten, körperlich und geistig gesunden und starken, auf eignen Füßen stehenden, natürlich denkenden

und handelnden Knaben, wählt Rousseau natürlich auch seine Mittel und Methoden.

Emil lernt das Gehen ohne Gängelbänder, läuft und springt nach seinem Behagen, trägt auch im Winter weite Sommerkleider, muß Schmerz ertragen lernen (also weg mit unnützem Mitleide!), thut nichts aus Gehorsam, sondern nur aus Notwendigkeit, wird im Gebrauche seiner Sinne, Glieder und Körperkräfte geübt, seine Seele aber wird möglichst unthätig gelassen, er lernt noch nicht lesen (soll im zwölften Jahre kaum wissen, was ein Buch ist), wird aber in der Geistesgegenwart geübt u. s. w.

Der Zögling arbeitet und spielt denkend.

Die Erziehung finde auf dem Lande statt.

Erst mit Eintritt der Wißbegierde beginne man die Wissenschaften (das ist ein Wink der Natur). Es ist Thorheit, jetzt schon die Vernunft zu üben, da die Kindheit der Schlaf der Vernunft ist.

Irrtümer und Laster sind mehr zu verhüten, als zu heilen. Räsonniert mit den Kindern nicht (wie Locke!).

Man wende nicht verkehrte Erziehungsmittel an, z. B. Erregung der Eifersucht und des Neides. — Es giebt keine ursprünglichen Verkehrtheiten im menschlichen Herzen.

Die einzige angeborne Leidenschaft ist Selbstliebe, die aber von Natur gutartig ist; aus ihr entspringen alle menschlichen Leidenschaften.

Thut nur immer das Gegenteil von dem Herkömmlichen, und ihr werdet fast immer das Rechte thun! ꝛc. ꝛc.

Drittes Buch. Behandelt vorzugsweise die Unterrichtslehre. Des Kindes physische und geistige Kräfte übersteigen in diesem Zeitraume (zwölf bis fünfzehn Jahre) seine Wünsche; es ist also die Zeit seiner größten relativen Kraft; darum eignet sie sich besonders zum Einsammeln von Kenntnissen, um die überschüssigen Fähigkeiten und Kräfte nützlich zu verwenden. Diese Bestimmung trifft die Natur selbst. Es beginnt der Unterricht, das Studium. Aber nur die nützlichen, die dem Kinde verständlichen Kenntnisse, ferner die, welche nicht die Einsicht in menschliche Beziehungen *voraussetzen*, die ein Kind noch nicht erlangen kann, und nur solche,

welche einen unerfahrnen Geist nicht zum Irrtum verleiten. Von sinnlichen Empfindungen werde es zu Begriffen emporgehoben.

Die gutgeleitete Neugierde ist die Triebfeder für das Alter, bei dem wir nun angekommen sind. Folgen wir aber nur der natürlichen Neugierde, die auf dem angebornen Verlangen nach Wohlbefinden und der Unmöglichkeit, es vollständig zu befriedigen, beruht.

Die uns am meisten in die Augen fallenden Gegenstände, über die das Kind zu unterrichten ist, sind die Sonne und die Erde; weist die Kinder auf Naturerscheinungen hin, aber befriedigt ihre Wißbegierde nicht gänzlich.

Unterrichtet nicht mit Worten und Büchern, sondern mit Thatsachen. Das Kind soll die Wissenschaft nicht lernen, sondern erfinden. — Es soll selbst denken lernen und nicht Spielball fremder Meinungen sein.

In der Geographie beginne nicht mit Globen und Karten, sondern mit Betrachtung des Sonnenauf- und untergangs, des Wohnortes und der Heimat.

Das Kind fertige sich seine wissenschaftlichen Hilfsmittel, wie die Landkarten und physikalischen Apparate, selbst.

Gehe von wirklichen Dingen aus; gieb niemals Zeichen statt der Sache.

Die friedliche Zeit des leidenschaftslosen Verstandes ist so kurz, sie reicht nicht aus, das Kind gelehrt zu machen. Es gilt weniger, es Wissenschaften zu lehren, als ihm Geschmack an denselben einzuflößen und Methoden zu geben, damit das Kind sie dadurch selbst lerne.

Das Kind ist allmählich daran zu gewöhnen, einen Gegenstand mit ausdauernder Aufmerksamkeit zu verfolgen; man treibe aber die Sache nicht bis zur Langweile.

Unterrichtet nicht nach der Methode der Philosophen (also nicht deduktiv), sondern betrachtet verwandte, besondere Dinge, stellet Versuche an und ziehet Schlüsse (induktiv, vom Besondern zum Allgemeinen). So erwerbe man sich seine Begriffe selbst. — Beim Aufsuchen der Naturgesetze beginnt stets mit den gewöhnlichsten und augenfälligsten Erscheinungen.

Mit zunehmender Verstandesreife trete eine größere Wahl der Beschäftigungen ein; auf das wirklich Nützliche werde mehr Fleiß verwendet.

Aber alles, was zur moralischen Ordnung gehört und für den Gebrauch in der Gesellschaft bestimmt ist, darf den Kindern, da es für sie unfaßlich ist, noch nicht geboten werden.

Nie thue das Kind etwas aufs Wort, nur das ist ihm gut, was es selbst als gut erkannt hat. — „Wozu nützt das? — Das ist künftig für uns beide das entscheidende Wort," erklärt ihm der Hofmeister.

So zeige man ihm auf eine dem kindlichen Geiste verständliche Weise den Nutzen der Astronomie (sie lehrt uns den rechten Weg finden, wenn man sich verirrt), der Chemie (Bereitung der Tinte, Erkennen der gefälschten Weine).

Es liegt weniger daran, ob Emil etwas lerne, mehr, daß er das Gelernte und die Anwendung davon gründlich verstehe.

Aus den Büchern lernt man nur über Dinge sprechen, die man nicht versteht.

Nur **ein** Buch paßt für Emil, Robinson Crusoe von Daniel Defoe (1719 erschienen), da es eine bewußte Nachbildung des allgemein menschlichen Entwicklungsganges ist, also die naturgemäßen Bedürfnisse des Menschen und die Mittel zu ihrer Befriedigung, somit den allmählichen Übergang des Menschen aus dem Naturzustande zur Kultur anschaulich zeigt; auch ist es für alle Kinder interessant.

Die moralischen Verhältnisse des Menschen zum Menschen versteht Emil noch nicht; lehrt ihn aber die Handwerke und mechanischen Künste kennen. Bei der Auswahl richte man sich nach der Eigenart jedes Kindes. Um den Zögling für alle Fälle zu rüsten, so daß er unter allen Schicksalswendungen einst „leben", also sich seinen Lebensunterhalt selbst verschaffen könne, so lernen wir, da Handarbeit am freiesten ist und am meisten dem Naturzustande nahe bringt, ein ehrliches, nützliches, anständiges und gesundes Handwerk, z. B. Tischler- oder Schreinerhandwerk. Der Hofmeister lernt mit, weil dann Emil besser lernt.

Emil muß arbeiten wie ein Bauer, aber denken wie ein Philosoph, damit er nicht so faul wird, wie ein Wilder.

Das große Geheimnis der Erziehung ist, sie so einzurichten, daß Leibes- und Geistesübungen einander beständig zur Erholung dienen.

Wie Emil nun im Alter von fünfzehn Jahren sein wird, läßt sich unschwer schließen. Er gebraucht seinen eignen Verstand, nicht den eines andern und giebt nichts auf Autorität. Er besitzt wenig Kenntnisse, aber keine halben. Er weiß, daß er sehr vieles nicht weiß. Sein Geist ist offen, einsichtig, zwar nicht unterrichtet, aber unterrichtsfähig. Bei allem, was er thut, weiß er, wozu es nützt; bei allem, was er glaubt, warum er's glaubt. Emil hat nur Naturkenntnisse, keine geschichtlichen; von Metaphysik und Moral weiß er nichts. Er ist arbeitsam, mäßig, geduldig, fest, voll Muts; er erträgt standhaft Leiden. Gesellschaftliche Tugenden besitzt er nicht. Er rechnet nur auf sich. Er hat einen gesunden Körper, geschickte Glieder, einen richtigen, vorurteilsfreien Verstand und ein freies, leidenschaftsloses Herz. Seine Phantasie ist noch nicht entzündet. Die Eigenliebe, die erste und natürlichste von allen Leidenschaften, ist kaum noch in ihm erwacht.

Viertes Buch. In dieser Periode (sechzehn bis zwanzig Jahre) wird der Mensch zum zweiten Male geboren; das erste Mal wird der Mensch zum Dasein und für die Gattung geboren, das zweite Mal zum Leben und für das Geschlecht. Diese Epoche, wo die Erziehung gewöhnlich für beendet angesehen wird, ist gerade diejenige, in welcher die unsere beginnen soll. Mit der Pubertät regen sich die Leidenschaften, deren Stammmutter die Selbstliebe ist, die aber nicht in Eigenliebe, die sich auf Kosten des Nächsten nährt, ausarten darf.

Gott hat uns Leidenschaften verliehen, sie sind natürlich; aber es giebt auch Leidenschaften, die von außen kommen, die wir uns zum eignen Nachteile aneignen; diese beherrschen uns und reiben uns auf, sie sind unnatürlich.

Man soll die entstehenden Leidenschaften nicht ertöten und ihr Erwachen nicht hindern wollen, sondern nur Ordnung und Regel in sie bringen.

Die gesamte menschliche Weisheit in der Leitung der Leidenschaften läßt sich dahin zusammenfassen: 1) Wir müssen die wirklichen Beziehungen des Menschen sowohl in der Gattung als im Einzelwesen erkennen, 2) alle Neigungen seiner Seele nach diesen Verhältnissen einrichten.

Man verzögere die Pubertätsentwicklung möglichst. Man kann durch die Erziehung die Harmlosigkeit der Begierden und die Unverdorbenheit der Sinne wenigstens bis zum zwanzigsten Jahre hinausschieben, bis dahin die Keuschheit bewahren.

Ich kenne nur ein wirksames Mittel, den Kindern die Unschuld zu bewahren, das nämlich, daß alle diejenigen, die um sie sind, dieselbe in Ehren halten und lieben.

Die erste Empfindung eines wohlgeleiteten Zöglings ist Freundschaft, nicht Liebe, ist Sympathie, Versöhnlichkeit, Großmut, nicht stürmische, aufbrausende Leidenschaft.

Man erwecke, um die Zeit der Unschuld zu verlängern, Freundschaft, Humanität, Mitleiden, Güte und andre sanfte Tugenden, kurz, **Wohlwollen;** man soll ihm nicht heuchlerische Phrasen von Liebes- und Mitleidsbezeugungen lehren, vielmehr ein echtes Mitleidsgefühl einflößen.

Um den Jüngling im kritischen Alter vor Fehltritten zu bewahren, so bietet den Jünglingen Anblicke dar, die sie zurückhalten, nicht aber solche, die sie aufregen; lenkt ihre Einbildungskraft auf Gegenstände, die ihre Sinne nicht in Flammen setzen, sondern die Thätigkeit derselben verhindern. Entfernt sie aus den großen Städten ꝛc. Bringt sie aufs Land; seid sorgfältig in der Wahl ihrer Gesellschaft, ihrer Beschäftigungen, ihrer Vergnügen; führt ihnen nur rührende, sittsame Gemälde vor. Man zeige dem Jünglinge zur Abschreckung menschliche Leiden, welche durch die Genußsucht entstanden; so führe man ihn in ein Hospital für syphilitische Kranke, um dem Zögling Abscheu vor Ausschweifungen einzuflößen.

Auch die Stimme recht erkannter Freundschaft wird viel über den Jüngling vermögen und ihn auffordern, wohlgemeinte Winke zu befolgen.

Emil tritt nun in die moralische und sociale Ordnung ein; er muß wissen, welche Stellung, welchen Rang er im Leben einnehmen werde, und so muß er die Menschen und ihre Verhältnisse kennen. Leicht könnte er dadurch der Eigenliebe verfallen. Jetzt tritt darum am besten der Unterricht in der Geschichte ein. Der Schüler soll aber selbst über die Thatsachen urteilen, nicht der Lehrer und das Buch. Leider sind die meisten Geschichtswerke mangelhaft; so fehlt ihnen die historische Wahrheit und Treue und sie enthalten nur die auffallenden Thatsachen, die langsam und allmählich wirkenden Ursachen ignorieren sie. — Thukydides ist das wahre Muster eines Historikers.

Man beginne die Geschichte mit einzelnen Lebensbeschreibungen. (Vergl. Plutarch, der auch treffliche charakteristische Einzelheiten und kleine Züge seiner Helden giebt.) Um die Menschen beurteilen zu lernen, muß man mit dem Studium des einzelnen Menschen beginnen.

Über die menschliche Seele und Gott soll Emil erst später unterrichtet werden. Im fünfzehnten Jahre weiß er noch nicht, daß er eine Seele hat, und vielleicht ist es im achtzehnten noch zu früh, es zu lernen.

„Wenn ich die Dummheit in recht widerlicher Gestalt darstellen sollte, so würde ich einen Pedanten malen, der Kinder im Katechismus unterrichtet."

„Die Kinder besitzen im fünfzehnten Jahre die Fähigkeit noch nicht, Gott zu erkennen."

Es folgt nun das Glaubensbekenntnis des savoyschen Vikars, dann Erörterung geschlechtlicher Verhältnisse.

„Betrachtet nun den Jüngling als euren Freund. Warnt ihn durch herzliche Ansprache, stellt ihm die Ehe und die Keuschheit als heilig und wichtig vor. — Der Schutz vor den Gefahren der großen Welt ist das Bild einer Geliebten, seiner künftigen Lebensgefährtin, welche ich ihm als ein Gemälde nach der Natur vorführe."

Beim Eintritte in die Welt beobachtet Emil alle Gebräuche, welche die Natur und die Gesellschaft anordnen; erstere sind ihm wich-

tiger. — Die wahre Höflichkeit besteht im Wohlwollen. „Emil soll nun auch seinen Geschmack bilden."

Fünftes Buch. Von Sophie oder dem Weibe.

Rousseau sucht für Emil eine Lebensgefährtin in Sophie (d. h. Weisheit). Sophie wird als Muster eines Mädchens geschildert. Rousseau zeigt, wie sie erzogen worden ist. Dabei giebt er treffliche Belehrungen über die Natur der Frauen und stellt ein Ideal auf, das wir in verschiedenen Gedichten Schillers, welcher bekanntlich auch ein großer Verehrer von Rousseau und dessen Werken war, (vergl. sein Gedicht über Rousseaus Grab: „Monument von unsrer Zeiten Schande" ꝛc.), z. B. in Würde der Frauen, das weibliche Ideal, Macht des Weibes, wiederfinden.

So sagt Rousseau u. a.: „Die Frau soll durch Sanftmut im Hause walten, durch Liebkosung befehlen, aber nicht das Oberhaupt des Hauses sein." „Sie soll sich nicht zum Mann machen." (Schiller: „Durch Anmut herrschet und herrsche das Weib.")

Rousseau: Die Frau sei das, wozu sie die Natur bestimmte, sie lebe fürs Haus.

(Schiller: Im Hause waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise." ꝛc.)

Auch in der Bildung der Mädchen soll man nur den Winken der Natur folgen. Körper und Geist sollen gekräftigt werden. In ihrer Kleidung, ihren Sitten sei das Mädchen einfach, nicht kokett und prunksüchtig, in allen Äußerungen natürlich, heiter; sie sei häuslich und wirtschaftlich, verständig, aber nicht überbildet u. s. w.

„Ein schöngeistiges Weib ist die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihres Gesindes und der ganzen Welt. Die erhabene Größe ihres schönen Genius verschmäht alle ihre weiblichen Pflichten und strebt immer danach, sich zum Manne zu machen." (Vergleiche Schiller „die berühmte Frau"!)

3. Rousseaus Lehren.

Wenn Schiller von Wallenstein behauptet: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“ — so läßt sich dies von Rousseau nicht behaupten. Rousseaus Charakterbild ist zwar auch von der Parteien Gunst und Ungunst entstellt worden: allein er hat doch jedem Streite und Zweifel durch das prosaisch nackte Bild, welches er in seinen „Bekenntnissen“ von sich selbst entwirft, ein Ende gemacht. Dem Leser wird es jetzt nicht schwer werden, aus Rousseaus Biographie selbst dessen hervorstechenden Eigenschaften herauszufinden. Rousseau ist ein kenntnisreicher, genialer Mann, aus dessen Werken wir viele Weisheit schöpfen können, ein Mann voll hoher Ideen und glühender Beredsamkeit; er wußte geistvolle Gedanken in schöne oder doch pikante Formen zu gießen: er gilt darum in Frankreich als Klassiker; von seinen poetischen Werken wird dort jetzt besonders noch seine „Heloïse“ gelesen. Wie Voltaire als Schriftsteller seiner Zeit über die Geister herrschte, so gewann Rousseau die Popularität über die Herzen. An Geist und Genialität übertrifft er seine Nachfolger auf dem Gebiete der Pädagogik, wie z. B. den deutschen Rousseau: Johann Bernhard Basedow und ebenso Pestalozzi, aber nicht an Thatkraft. Gewiß, der Einsiedler von Montmorency überragt im Vergleich zu Pestalozzi den Schulmeister im Schlosse zu Yverdon weit an Intelligenz. Rousseau ist viel phantasiereicher, weit talentvoller und gebildeter, als Pestalozzi, welchem klares Denken und eine gründliche wissenschaftliche Bildung abging und der z. B. so wenig mathematische Kenntnisse besaß, daß er kaum eine mehrzifferige Multiplikation oder Division zu Stande bringen konnte; er hatte es in seinem Leben nie versucht, einen geometrischen Lehrsatz zu beweisen und wäre nach der Meinung eines pädagogischen Geschichtschreibers „bei gewöhnlichen Prüfungen für Schulamtskandidaten wohl überall durchgefallen“. Pestalozzi hatte wohl große Ideen und Gedanken, aber nicht die Gabe, sie mit Klarheit darzustellen. Rousseau ist ein Schöpfer neuer Ideen, ein Mann von reichen wissenschaftlichen, namentlich mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen und

von umfangreicher Belesenheit; ein feiner Beobachter, ein Kenner des menschlichen Herzens und des menschlichen Lebens, dazu ein Mann mit kühner, schwungreicher Phantasie und enthusiastischem Gemüt, aber ebenso empfindlich wie empfindsam, in seinem Thun nicht selten von einem unruhigen Wesen und einem feurigen Temperament bestimmt; er war ein freiheitsliebender selbständiger Geist und besaß einen unbeugsamen Willen. Pestalozzi dagegen war ein reiner Gefühlsmensch, begeistert für das Wahre und Gute, voll Liebe für die Jugend und das Volk; ein Mann von wenig umfangreichem Wissen; rühmte er sich doch, in zehn Jahren kein Buch angesehen zu haben; er war unpraktisch im Handeln, aber von ernstem, sittlichem Streben, ein guter Schüler Rousseaus, der dessen Ideen realisierte, obwohl er den Emil „ein unpraktisches Traumbuch" nannte, ein eifriger Schul- und Hofmeister.

Rousseaus Charakterbild ist schwer zu zeichnen, weil es in sich viele, anscheinend unvermittelte Gegensätze birgt: sein idealer Sinn und sein sinnliches Temperament, seine Reflexion und sein unmittelbares Gefühl sind miteinander oft in Fehde.

„Das sittliche Bewußtsein verneint, was die nach Anerkennung ringende Naturgewalt bejaht, und der mächtige Trieb nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit hat an dem lebhaften Drange, sich in engerm und weiterm socialen Verbande zu befriedigen, eine immerfort hemmende Schranke."*) Auch das innere Leben (Denken und Wollen) steht nicht selten im schneidenden Widerspruche mit seinem äußern Gegenbilde (Thun und Lassen), ebenso das persönliche Verhalten mit Inhalt und Tendenz seiner Schriften.

Welches war denn nun aber das **Dämonium** in Rousseau, d. h. der innerste Grund seines Geistes, der Kern, das eigentlich Treibende in seinem Wesen, aus welchem alles Übrige floß? Wenn dieses Dämonium z. B. in Wallenstein offenbar der Ehrgeiz, in dem Philosophen Kant der rastlose Untersuchungstrieb, in Pestalozzi das mitleidige Herz war, so ist es

*) Vergl. Brockerhoff, Jean Jacques Rousseau, sein Leben und seine Werke. Drei Bände. Leipzig, Wiegand. Vorrede, S. VII.

offenbar in Rousseau der Enthusiasmus. Rousseau war ein Schwärmer, er wurde in all seinem Thun und Streben von einem phantasiereichen, von Liebe zur Natur und Freiheit durchglühten vollen Herzen getrieben. Wohl können uns viele seiner erhabenen Ideen als Leitsterne dienen, aber nicht sämtliche, und nicht immer sein Wandel auf dem Lebenspfade: Rousseau war keineswegs ein sittlicher Held, auch kein praktischer Erzieher, weil ihm die Selbstbeherrschung fehlte. Er hat große Ähnlichkeit mit einem andern berühmten Pädagogen und Philosophen, Baco von Verulam (1561—1626), dem Vater der gesamten realistischen Pädagogik: wir müssen seine Lehren bewundern, aber seine moralische Schwäche bedauern. Auch Baco war durch Natur und Bildung verschwenderisch ausgestattet; auch er forderte zum Studium der Natur auf und empfahl statt der Bücher das Buch der Natur; aber ihn, den Lordkanzler von Großbritannien, konnte man des Vergehens zeihen, daß er den englischen Staat um 100 000 Pfund Sterling betrogen habe. — Rousseaus Herz ging oft mit seinem Verstande und seinem Gewissen durch; er überließ sich seinen Begierden und Leidenschaften. Man muß bei diesem großen Manne bedauern, daß man sein Leben nur mit Vorsicht der Jugend völlig aufrollen kann, da es nicht überall als Vorbild zu dienen geeignet ist. Demnach läßt sich leider nicht von ihm sagen, was Hamlet von seinem ermordeten Vater so schön ausspricht: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, ich werde niemals seines Gleichen schaun!“ Rousseau hatte oft den redlichsten Willen, sich zu beherrschen; aber er teilte das Los vieler Sterblichen: er mußte der allgemeinen menschlichen Schwäche auch seinen Tribut zahlen, und es bewährte sich an ihm das Wort des Apostels Paulus: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ — Er begeisterte sich für das Wahre, Gute und Schöne und führte darum meist mehr ein innerliches Leben; allein im entscheidenden Falle begegnete ihm etwas Menschliches, es siegte die Neigung über die Pflicht. Seine Liebe zur Unabhängigkeit gestattete ihm nicht, sich den sittlichen Geboten vollständig zu unterwerfen. Er ist empört über das Verderben des

Zeitalters; aber er selbst schickt seine Kinder ins Findelhaus; um diesen Fehler wieder in etwas gut zu machen, schreibt er den Emil.*) Er geißelt die Leidenschaften der Franzosen, er war jedoch ebenso genußsüchtig und leichtfertig wie sie, und gesteht von sich selbst: „Die Dünste des Ehrgeizes stiegen mir zu Kopfe!“ überhaupt zweifelte er, ob es möglich sei, in dieser Welt durch die Tugend sein Glück zu machen.

Sein Glück zu machen, war sein Ziel; nicht einen edlen Charakter in allen Lebenslagen durchzuführen; vergebens sucht man in seinen offenen Bekenntnissen nach festen sittlichen Grundsätzen. Es fehlte ihm der sittliche Halt.

Wenden wir uns jetzt von seiner moralischen Seite zur Darstellung und Prüfung seiner philosophischen und pädagogischen Ideen.

4. Rousseaus philosophische und pädagogische Lehren systematisch zusammengestellt und beurteilt.

Es ist schwer, aus der Fülle von pädagogischen Gedanken den roten Faden und das Fundament zu finden, um seine pädagogische Theorie aufzustellen. Der Pädagog Rousseau, ebenso auch der Staatsmann Rousseau, wurzeln beide im Philosophen Rousseau; seine philosophischen Lehren verbreiten erst ein volles Licht über seine Pädagogik. In Rousseaus philosophischem Standpunkte wurzelt seine Staatsrechtstheorie und seine Erziehungstheorie; wir fragen darum nach seinen philosophischen Principien. Diese zu fixieren, ist indes keineswegs so leicht, da Rousseau kein Freund eines ruhigen Denkens ist und es nicht liebt, eine längere, logisch richtige Schlußkette genau zu verfolgen, sondern seine Gedanken blitzähnlich, fast divinatorisch empfängt und in derselben Weise auch wieder dem Lehrer darreicht.

Rousseau ist als Philosoph verwandt mit John Locke (1632—1704), dem nüchternen praktischen Rousseau Englands. Wenn für

*) *Vergl.* den Brief an die Marschallin von Luxembourg. 12. Juni 1767.

Baco von Verulam die Erkenntnis = die Erfahrung war, so sagt Locke bestimmter: „Die Erfahrung besteht in der innern und äußern Wahrnehmung, und der Geist ist mir bloß eine tabula rasa, welche nur durch die Natur ihren Inhalt bekommt. (Es giebt keine angebornen Ideen.) — Es giebt also keine Erkenntnis vom Wesen der Dinge (d. h. von übersinnlichen Dingen)." — Diese letztere Ansicht teilt auch Rousseau, nur beruft er sich nicht auf die Wahrnehmung, sondern auf die im natürlichen Menschen liegenden moralischen Gefühle und Triebe. Demnach ist ihm der menschliche Geist nicht eine tabula rasa. Rousseau ist jedoch auch Skeptiker (Zweifler), insofern er nämlich die philosophische Denkweise, welche die Möglichkeit der Erkenntnis übersinnlicher Dinge voraussetzt und den menschlichen Geist für fähig hält, die Natur und das Wesen der Dinge festzusetzen, gänzlich verwirft. Nach Rousseau gehört zu der ursprünglichen und wesentlichen Menschennatur, welche man nach Abzug aller zufälligen Merkmale derselben erhält, auch jenes moralische Gefühl, aus welchem sich, wie aus einem naturgemäßen Instinkte, die menschliche Schönheit und Tugend entwickelt. Von diesen moralischen Gefühlen getrieben, glaubt Rousseau an Gott und Vorsehung, an die Unsterblichkeit der Seele. Rousseaus Religion besteht mehr aus moralischen, unmittelbar in ihm entstehenden Gefühlen, nicht aus dem Glauben an Dogmen. Er ist leidenschaftlich deïstisch; er lehrt einen gefühlvollen, bestechenden Deïsmus (d. h. Glauben an Gott, wie ihn die Natur offenbart), ist keineswegs ein Atheist (Gottesleugner). „Ich liebe es nicht, daß man die Gottlosigkeit predigt," „andererseits hasse ich die Intoleranz und wünsche, daß man die Ungläubigen in Ruhe läßt," sagt er selbst.

Damit stimmt Rousseau mit den englischen Moralisten überein und tritt der mechanistischen Naturlehre Bacos, Hobbes u. a. wie auch den französischen Materialisten: Montesquieu, Voltaire, Diderot, La Mettrie u. a. entgegen. Diese französischen Freidenker erhoben Widerspruch gegen die christliche Religion, den Staat und das sociale Leben und gelangten schließlich zum Materialismus und Nihilismus (d. h. sie suchten alles aus der Materie

abzuleiten und kamen schließlich nur zu verneinenden Forschungsresultaten). Gegen diese philosophische Denk- und Forschungsweise sträubte sich Rousseaus Herz, und er trat darum gegen dasselbe als eifriger Gegner auf.

Hiernach sind Rousseaus **philosophische Grundsätze** folgende, und damit auch zugleich seine Erziehungstheorie gegeben.

Rousseaus oberstes Princip ist: »*Oh, nature! oh, ma mère!*" (O Natur, o meine Mutter!") = **Die natürliche Entwicklung und das natürliche Leben der Menschen.**

Er fühlt sich als ein Kind der Natur; er bemerkt, wie die Menschen in ihrem bürgerlichen, kirchlichen und Familienleben, in der Jugenderziehung den einfachen Weg der Natur verlassen haben und sich dadurch ins Verderben stürzen. Das überall durchschimmernde Endziel, die Idee, ist aber, den Menschen zum Glück, d. h. zu den möglichst kleinsten Übeln zu führen. Rousseaus Philosophie ist eudämonistisch. Kant sagt dagegen (in seiner praktischen Vernunft): „Handle sittlich gut, das Glück kommt dann von selbst."

Worin besteht aber Rousseaus Natur? Sie ist der Gegensatz von Kultur, die bloße Negation der Kultur, d. h. das, was nach Abzug aller menschlichen Bildung, Einrichtungen und Werke noch übrig bleibt; sie offenbart sich in den ersten ursprünglichen, also nicht durch Erziehung und Unterricht oder Gewöhnung anderer dem Menschen eingepflanzten Neigungen und Abneigungen, also in den natürlichen Empfindungen und Trieben des Menschen, welche ihm den Weg zu seinem Heile zeigen. Unter diesen ursprünglichen Empfindungen sind die vorzüglichsten die moralischen: die sympathetischen Gefühle des menschlichen Brudertums. Freundschaft und Liebe erscheinen Rousseau göttlich, sie sind ihm ein Kultus des Herzens. Da nun diese am lautersten im reinen Naturzustande sich entfalten und herrschen können, so muß folglich Rousseau sagen: „Nichts ist besser, als der reine Naturzustand." Dieser ist Rousseau ein glücklicher, ein befriedigender. Ein solcher beneidenswerter Zustand wird aber gestört durch das „Eigentum, mit welchem der Eigennutz

kommt. Er wird überhaupt gestört durch den Staat, wie er gegenwärtig besteht. Das Staatsgebäude muß darum so aufgebaut werden, daß diesen natürlichen Gefühlen am meisten Rechnung getragen wird, und zwar nach rein demokratischen Grundsätzen. (Also ruht Rousseaus Theorie der Gesellschaft auch auf dem Grundsatze: „Die Natur ist meine Mutter.") Rousseaus Schriften sind der Ausdruck der Sehnsucht nach dem verlornen Naturglück und der Begeisterung für Naturbetrachtung.

Der Naturzustand wird herbeigeführt durch eine naturgemäße Erziehung; darum empfiehlt er eine naturgemäße Entwicklung des Kindes.

Da nun unsere ganze Gesellschaft in Unnatur lebt und gänzlich verdorben ist, so kann der junge Mensch, schließt Rousseau weiter, nur in der Absonderung gedeihen und naturgemäß erzogen werden; dennoch muß Rousseau konsequenterweise die isolierte Privaterziehung vorschlagen. Naturgemäßes Leben wird jedoch wesentlich durch persönliche Freiheit bedingt; da nun die Bürgerpflichten stets unsern natürlichen Neigungen widerstreiten und der bürgerliche Mensch in Sklaverei lebt und stirbt, so will ich, fährt Rousseau fort, das Kind nicht zu einem Bürger, sondern vor allem zu einem natürlichen Menschen erzogen wissen. Wegen der Veränderlichkeit menschlicher Dinge und Stände erziehe ich dasselbe nicht für einen besonderen Stand; ich vervollkommne möglichst seinen Körper und Geist, dann wird es sich einst für alle Stände eignen. „Wie die Mutter die wahre Amme ist, so ist der Vater auch der wahre Lehrmeister." *)

Demnach ist Rousseaus oberstes Ziel = Glück (= wenig Übel); dieses ist aber nur zu erreichen durch Naturgemäßheit (Leben und Entwicklung des Menschen nach der Natur, am besten herbeigeführt durch den Naturzustand); diese Naturgemäßheit besteht aber wesentlich in der persönlichen äußern und innern Freiheit. (Darum sei Mensch, nicht Bürger!) Man erlangt sie durch Selbständigkeit (durch eigene Kraft im Denken, Handeln und durch

*) Emil, erstes Buch.

Körperstärke). Die Selbständigkeit wird herbeigeführt durch Selbstthätigkeit: a) in leiblicher Beziehung: Abhärtung und Leibesübung, b) in geistiger Beziehung: Selbstdenken (Anschauung, Übung), Selbstthun, nicht Gängeln.

Rousseaus Hauptbegriffe zeigt nachstehende

Übersicht.

Ziel:

Glück = Naturgemäßheit = Freiheit (Menschenbildung, keine Bürgerbildung)

= **Selbständigkeit** { im Denken, im Handeln } Geist. / in körperlicher Kraft und Arbeit } Körper.

Mittel:

= **Selbstthätigkeit** { Selbstdenken (Anschauung, Übung), Selbstthun } Geist. / Abhärtung, Leibesübungen } Körper.

Es fragt sich nun weiter: Wie gelangte der Autor zu seinen weltbewegenden Gedanken?

Es führt uns dies auf den psychologischen und den historischen Gesichtspunkt, d. h. wir müssen Rousseaus innere Entwicklung und seine geschichtliche Stellung ins Auge fassen, also sein Lehrgebäude psychologisch und historisch ableiten. Da wir jedoch durch das Vorstehende die Tendenz und den Raum dieser Schrift bereits überschritten haben, so wollen wir nur noch kurz einige Fingerzeige geben und das Weitere dem Studium und Nachdenken des Lesers und des Lehrers der Geschichte der Pädagogik selbst überlassen.

Rousseaus Phantasie, sein poetisches Gemüt werden frühzeitig angeregt durch Romanlesen, durch die romantische Natur der Schweiz und durch Musik. Die klassische Bildung erhielt er teils von dem Landgeistlichen, teils im Priesterseminare zu Annecy. Die philosophische *Bildung* erwarb er sich als Jüngling durch Selbststudium der Werke

von Montaigne, Locke, Leibnitz, Descartes, Malebranche u. a. Seine pädagogischen Ideen schöpfte er zum Teil aus den Werken der Franzosen Rabelais und Montaigne und des Engländers John Locke. Ersterer geißelte die Verkehrtheiten der geistlichen Erziehung mit vernichtendem Humor und der zweite mit skeptischem Spotte. Locke huldigt in seinem Erziehungssystem nicht der Abrichtung, sondern der Überzeugung des Zöglings. Durch die Entwicklung der Denkkraft soll der Wille gestählt, der Charakter für die Prüfung des Lebens vorbereitet werden. Er betonte den Unterricht in den realen Wissenschaften, die unmittelbar das praktische Leben fördern, kämpfte gegen die einseitige kirchliche Erziehung und suchte ein konfessionsloses Humanitätsideal zu verwirklichen; er wollte aber seinen Zögling in der Gesellschaft und für sie bilden (wogegen Rousseau sich erklärt). Auch Fenelons (1651—1715) Schriften hat Rousseau benutzt. Die Kindesnatur kannte er aus den lebhaften Erinnerungen von seiner eignen Jugendzeit, und er lernte sie weiter als Hauslehrer kennen. Seine Liebe zur Freiheit entsprang den republikanischen Einrichtungen der Schweiz. Er lebte später zwar in Paris und war der Sprache nach ein Franzose, aber im Herzen war er ein Schweizer geblieben,*) ähnlich wie einst Moses ungeachtet seiner ägyptischen Bildung im Herzen ein Hebräer und wie Hermann, der Cherusker, ungeachtet seiner römischen Bildung im Herzen ein Deutscher geblieben war — ein Umstand, welcher allen diesen Männern den Konflikt ins Herz und das Schwert in die Hand legte.

Rousseau verteidigt in Paris seine Vaterstadt Genf; dies ist der Schlüssel zu manchen Rätseln, diese Thatsache wirft auf viele seiner Handlungen und Werke ein helles Licht. Rousseau fand, mit seinem Enthusiasmus für Freiheit und Natur im Herzen, in Frankreich ein durch und durch faules Staats- und bürgerliches Leben; Lüge in der konventionellen Ordnung, Druck im Staatsleben durch Aristokratie und Hierarchie, Verweichlichung, Blasiertheit,

*) Selbst in Bezug auf die Kleidung und die Etikette konnte sich Rousseau nicht entschließen, sich dem französischen Geschmacke zu unterwerfen; er wollte lieber für einen Sonderling gelten.

Charakterlosigkeit, ein geschraubtes, gekünsteltes Scheinleben, kurz, überall grenzenlose Unnatur und unerträglicher Zwang; man schuf überall die Mutter Natur zu einem gekünstelten Zerrbilde um. Was Wunder, wenn der kampflustige, thaten- und ruhmesdurstige Rousseau die Axt anlegte, um das morsche Gebäude in Frankreich zu zerstören, und einen Neubau nach seiner Weise aufzurichten. Viele Franzosen arbeiteten mit ihm an demselben Vernichtungswerke und demselben Neubau; aber ihre Streiche drangen nicht so tief wie die einer kräftigen Schweizernatur; denn sie verfolgten nicht ganz dasselbe Ziel. So hatte Rousseau bald einen doppelten Kampf zu bestehen: 1) gegen das historisch Bestehende, 2) gegen die, welche anfangs seine Freunde und Mitstreiter waren, denen er schließlich doch ein Fremder blieb.

Es überstiege die Grenzen der menschlichen Natur, wenn ein Autor seine sämtlichen Gedanken aus sich selbst schöpfen wollte; manche nimmt er prüfend von seinen Vorgängern an. Wie bereits bemerkt, ist dies auch bei Rousseau der Fall, so sehr er auch im Emil gegen die Unterwerfung unter eine Autorität eifert. Er bekämpft zwar oft Montaigne und Locke, und doch hat er verschiedene Ansichten derselben adoptiert. Demnach sind manche seiner Ansichten nicht neu; es gebührt indes Rousseau das nicht geringe Verdienst, sie besonders hervorgehoben, mit beredtem Munde verkündet und mit hoher Begeisterung dem Leser ins Herz gelegt zu haben. Um uns davon zu überzeugen und gleichzeitig untersuchen zu können, welche von Rousseaus Behauptungen wahr und welche falsch sind, stellen wir die wichtigsten seiner pädagogischen Lehren hier nochmals kurz und bündig auf.

1) Die Erziehung muß den Menschen zum Menschen, nicht zum Bürger bilden.

Rousseaus Zögling soll ein Weltbürger werden; seine Erziehung ist also dem Wesen nach kosmopolitisch. Diese Negation (Verneinung) aller geschichtlich gegebenen Verhältnisse, die Verdrängung der nationalen und Bürgerbildung ist geradezu ungereimt und verwerflich, faktisch auch gänzlich undurchführbar. — Rousseau ignoriert mit Aufstellung dieses Princips die Wirk-

lichkeit. Daß manche seiner Ideen utopisch sind, zeigt sich hier deutlich. Ohne Staat können die kultivierten Menschen nicht leben, und zu unkultivierten können und wollen wir unsere Kinder nicht erziehen. Der Mißbrauch einer Institution hebt ihren richtigen Gebrauch nicht auf. Rousseau sah das faule französische Staatsleben und verwirft darum — fälschlicherweise — jedes Staatsleben.

2) Erziehe das Kind naturgemäß. (Richtig!) Wohl soll man das Kind nicht zur Unnatur und Hyperkultur erziehen, sondern zur echten Natur und Kultur; man soll nicht, wie Rousseau, jegliche Kultur, auch die vernünftige, wahre und echte verwerfen.

3) Die Natur zeigt uns die Ziele der Erziehung. Wenn es gilt, die Zwecke der Erziehung zu finden, so läßt uns die alleinige Beobachtung der Natur im Stiche; die menschliche Natur giebt nur Negationen, sie offenbart uns nicht so ohne weiteres durch ihre Triebe ihre hohen Ziele, sie lehrt uns nur Maßregeln, Mittel. Die Ziele der Erziehung lehrt die Ethik. Dieselbe hat sie durch lange mühsame Forschungen zu Tage gefördert, und sie bestehen auch nicht im Glück, sondern in der Intelligenz und einem sittlichen Charakter. Jahrzehntelang kann ein Mensch, Jahrhunderte hindurch ein Volk im Naturzustande leben, bevor ihre Natur ihnen höhere Zwecke verkündet, welche sie unwiderstehlich emporziehen.

4) Die Natur zeigt uns die Wege zur Erziehung durch die Triebe und Gefühle. (Ist richtig!) — Schon Montaigne sagt in seinen »Essays«: „Man lasse den Zögling gewähren, um seinen festen Gang kennen zu lernen und sich ihm anbequemen zu können."

5) Das Kind ist ursprünglich gut. (So nackt hingestellt bedenklich.) Sittlich gut kann das Kind von Anfang an nicht sein, da ihm dazu die Vernunft und das freie, selbstbewußte Handeln fehlt, sondern nur schuldlos. Es ist eigentlich anfangs weder gut noch böse, hat aber Anlagen zu beidem. Vermöge seines natürlichen Hanges zu sinnlichen Lüsten und Begierden neigt es sich zuerst, bis seine Vernunft und sein

sittliches Gefühl erwachen, erfahrungsmäßig mehr zum Egoismus.

6) Die naturgemäße Erziehung ist die isolierte Privaterziehung. (Falsch!) Die beste Erziehung ist zuerst die Familienerziehung, da sie die höhere, sittliche Natur im Kinde am besten herausbildet. — Locke sagt: „Was unter einer bunten Herde wilder Knaben, sowie sie sich in den Schulen gewöhnlich von Eltern aus allen Klassen ansammeln, sich da der Knabe erwerben könne, wonach den Vater gelüsten sollte, ist schwer zu erraten. — Daher ist es besser, einen Hofmeister ins Haus zu nehmen." ꝛc. — Locke und Rousseau stellten diesen Satz angesichts der damaligen schlechten Schulerziehung auf; aber beide vergaßen die gute häusliche Erziehung durch Vater und Mutter.

7) Die Hauptbedingung für das Gelingen der Erziehung ist, daß der Erzieher die Kinderwelt und insbesondere seinen Zögling kenne und liebe. (Sehr wahr!)

8) Erhebe den Zögling zur höchstmöglichen Kraft und Gewandtheit seines Körpers. (Locke: »Mens sana in corpore sano.« Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper.)

9) Erziehe den Zögling zur Selbständigkeit im Denken und Handeln. (Aus Montaigne.)

10) Das Mittel dazu ist die Selbstthätigkeit. Der Schüler denke und handle selbst. (Aus Montaigne: „Wir werden nur weise durch eigne Weisheit." ꝛc.)

11) Unterrichte anschaulich. Erst Sachen, dann Zeichen. Rousseau sagt wörtlich (im dritten Buche des Emil): „Nimm nie statt der Sache das Zeichen, außer wenn es dir unmöglich ist, sie zu zeigen; denn das Zeichen verschlingt die Aufmerksamkeit des Kindes und läßt es die dargestellte Sache vergessen. (Sehr richtig! Montaigne: „Wenn unser Zögling nur einen guten Vorrat von Sachen hat, die Worte werden von selbst kommen." Locke: „Nicht durch

Worte, sondern durch Dinge oder deren Abbildungen erhalten die Kinder die ersten Vorstellungen.")

12) Berücksichtige die Individualität des Zöglings. (Nach Locke und Montaigne.)

13) Das Kind ist nicht zu leiten durch Religion, durch Autorität und Gehorsam, sondern nur durch das Interesse. (Falsch, bezw. übertrieben.)

14) Ein Kind soll zu keiner Religion erzogen werden, wir wollen es nur instandsetzen, die zu erwählen, zu welcher es der beste Gebrauch seiner Vernunft führen muß. (Ein unchristlicher Grundsatz!)

15) Der Arme bedarf keiner Erziehung. (Ein unmoralischer und unchristlicher Grundsatz.)

16) Man räsonniere nicht mit Kindern. (Im Gegensatz zu Locke aufgestellt.) Nach Rousseau ist die Kindheit der Schlaf der Vernunft. Dieser Ausspruch kann sich aber nur auf jüngere Kinder erstrecken; also ist die Vorschrift, mit Kindern nicht zu räsonnieren, nur auf jüngere Kinder, bei denen die Vernunft noch nicht erwacht ist, anwendbar, aber nicht auf ältere.

Die Kritik, die wir hier andeuten, dehne der Leser in ähnlicher Weise weiter aus. So könnten unter anderm noch folgende Fragen und Aufgaben zur Erörterung kommen:

1) Suche aus Rousseaus Emil noch weitere wichtige pädagogische Lehren und beurteile sie! (Trefflich sind z. B. seine methodischen Ratschläge, die Geographie, Geschichte und Naturlehre zu betreiben.)

2) Zeige das Verhältnis Rousseaus zu seinen Nachfolgern! Ziehe Parallelen zwischen Rousseau und Pestalozzi, zwischen Rousseau und den Philanthropinisten, namentlich Basedow! (Die Philanthropinisten, besonders Basedow, führten Jean Jacques Lehren praktisch durch. Rousseau und Basedow, waren beide Kosmopoliten, ersterer jedoch ein Mann des Rates und der Worte, letzterer ein Mann der That ꝛc. ꝛc.)

3) Gieb an, welche Ideen Rousseaus in unsern deutschen Bürger- und Volksschulen, sowie in der Familienerziehung vollständig realisiert sind? (Anschauungsunterricht, Heimatskunde, Turnen, Grundsatz der Anschauung, der Selbstthätigkeit u. s. w.) Welche Lehren Rousseaus fanden keine Berücksichtigung? (z. B. die Ansichten über Erteilung des Religionsunterrichts u. a. m.)

4) Weise Widersprüche und Inkonsequenzen in seinen Lehren nach! (In seinem »discuors« lehrt er: „Die Wissenschaften und Künste haben die Menschen ins Verderben gestürzt;" dennoch sagt er im Emil: „Lasset Emil zeichnen, lehrt ihn Geometrie, Geographie, Geschichte, Staatsrecht." — 2c. 2c.)

5) Manche Begriffe Rousseaus haben eine etwas nebelhafte Fassung, wie z. B. sein Hauptbegriff „**Natur**". Diese besteht keineswegs nur in den natürlichen Gefühlen und Trieben, sondern überhaupt in den unmittelbar gegebenen. Prüfe in dieser Beziehung noch andere Begriffe Rousseaus!

Schluß.

Rousseaus Verdienst.

So sehen wir denn, daß Rousseaus Werke trotz ihrer Fülle von Weisheit nicht ganz frei sind von unrichtigen, oder doch mindestens übertriebenen und paradoxen Behauptungen und Sophismen. Sein Enthusiasmus oder seine gereizte Stimmung ließ ihm bisweilen etwas in zu rosigem, oder zu düsterem Lichte erscheinen und ihn so die Wahrheit verkennen. Manche seiner Gedanken sind unreife Behauptungen, andere wieder Goldkörner, wichtige Funde eines seltenen Talents. Ungeachtet dieser Beimischung von Schatten- mit Lichtseiten seines Wandels und seiner Werke wollen wir doch weder seinen Charakter, noch seine Verdienste verkennen. Um unabhängig zu leben, verschmäht er die Geschenke des französischen, englischen und preußischen Königs*) und selbst die seiner Gönner und Freunde! Er kämpft unerschrocken für Recht und Wahrheit! Sein pädagogisches Verdienst

*) Friedrich des Großen, welcher deshalb auch ausrief: »Ah le fou!«, (O, der Narr!)

besteht darin, daß er der Welt den Wert der naturgemäßen Erziehung, der Entwicklung des selbständigen Denkens und Handelns, einer gesunden Menschenbildung zum Bewußtsein gebracht hat. Forschen wir tiefer in seinen Werken, so finden wir, daß eigentlich im reinen Naturzustande der Wilden, welcher doch alle sittlichen Verbindungen: Ehe, Familie, Gemeinde, Staat u. s. w. ausschließt, sein Ideal nicht besteht, sondern vielmehr in einer gesunden, auf die Natur im Menschen gebauten Kultur. Rousseau drückt sich oft nur undeutlich oder falsch aus. Emil treibt ein Handwerk, pflegt Wissenschaften und Künste, soll Staatseinrichtungen kennen lernen, lebt in der Ehe; Sophie zeichnet, übt Musik, hat Geschmack, ist sittsam und treu — das alles setzt nicht Natur-, sondern Kulturzustände voraus.

Rousseaus hohes Verdienst bleibt, daß er der Vater der naturgemäßen Menschenerziehung und, da die Erziehungswissenschaft auf seinen Principien weiter fortgebaut hat, der Gründer der neuern pädagogischen Wissenschaft ist.

Bezeichnender dürfte seine Grabschrift lauten:

„Dem Manne der Natur und der Freiheit."

Fürwahr, in vieler Beziehung läßt sich auf Rousseau das Dichterwort anwenden:

„Ein großes Muster weckt Nacheiferung
Und giebt dem Urteil höhere Gesetze."

Zweiter Teil.

Rousseaus Emil,

übersetzt von

Professor **Glabbach** und **G. Weber.**

Vorwort.

Seit der ersten Ausgabe des „Emil" von Rousseau in deutscher Sprache, an der Wende des vorigen Jahrhunderts, ist eine stattliche Reihe von Übersetzungen dieses Werks, zum Teil von namhaften Vertretern der Wissenschaft, veröffentlicht worden, von denen einige berechtigtes Aufsehen erregten und noch heute sich eines guten Rufes erfreuen.

Auf Grund dieser Erfahrung dürfte es fast als eine Vermessenheit erscheinen, wenn wiederum, „an des Jahrhunderts Wende," eine neue deutsche Ausgabe des „Emil" mit den schon vorhandenen in einen Wettbewerb zu treten im Begriff steht. Wenn trotzdem ein erneuter Versuch zu einer deutschen Veröffentlichung des „Emil" gemacht wurde, so ging man von der Ansicht aus, daß in einer Gesamtausgabe „der Klassiker der Pädagogik" auch „Rousseaus Emil" ein Ehrenplatz gebührt.

Eine andre Veranlassung ergab sich aus den sprachlichen Veränderungen und der schnellen Umbildung, welcher unsre deutsche Sprache, den veränderten Lebensbedingungen entsprechend, seit etwa zwei Jahrzehnten unaufhaltsam unterworfen ist und die damit nicht abzuweisenden Anforderungen, welche an die Wiedergabe fremd-

sprachlicher Werke herantraten. Eine genaue Textvergleichung der vorhandnen deutschen Ausgaben mit den gebräuchlichen französischen, führte zu dem Ergebnis, daß die Übersetzer bezüglich des Satzbaues, wie des Ausdrucks sich mit ziemlicher Strenge dem französischen Originale angeschlossen, ja gelegentlich auch dem heimatlichen Dialekte und seinen Wendungen Zugeständnisse gemacht hatten.

Mit vollem Recht verwirft aber die heutige wissenschaftliche, wie belletristische Litteratur den langen Periodenbau einer früheren Zeit. Nach dem Muster der berufenen, jüngeren Vertreter der Wissenschaft und Litteratur*) verbindet sich Kürze des Satzbaues mit Schärfe und Genauigkeit des Ausdrucks. Dabei tritt ein Überwiegen der Hauptsätze, eine Verminderung der Nebensätze mit Vermeidung unnützer Konjunktionen und Partikeln auf, die vielfach, ein Ballast der Sprache, nur das Verständnis erschweren. Mit gleicher Dringlichkeit strebt man nach einer Reinigung der Sprache von fremden Elementen und Ersatz jedes Fremdwortes durch einen demselben entsprechenden deutschen Ausdruck, der sich aber mit dem ursprünglichen Worte genau decken soll. Mit diesen Forderungen verbindet sich der Anspruch an einen leichten, freien und fließenden Stil, der den fremdsprachlichen Ursprung der Übertragung möglichst vergessen läßt.

Diesen berechtigten Forderungen und Grundsätzen hat sich die gegenwärtige Übersetzung bemüht, zu entsprechen, allerdings unter teilweiser Aufgabe der bisher eingeschlagnen Wege wörtlicher Übersetzung. So mußte — um nicht ermüdend zu wirken — beispielsweise die zweite Person der Mehrzahl, die anredende Form vous = Ihr, deren sich Rousseau teils des volkstümlichen Ausdrucks wegen bedient, teils weil der französische Sprachgebrauch häufig dadurch eine Beschleunigung der Rede erzielt, durch unser unpersönliches „Man“ oder durch andere Wendungen ersetzt werden. Ferner mußten Kürzungen eintreten durch einen Verzicht auf weitschweifige Mitteilungen aus allen möglichen Wissensgebieten und sehr weit ausgesponnene Belege praktischer Beispiele aus der Ge-

*) Z. B. E. Mancks, E. v. Hartmann, neuerdings Treitzschke, Stein, H. Grimm u. a. m.

schichte oder der persönlichen Erfahrung des Verfassers. Ebenso verlangt unser verfeinertes Anstands- und Schicklichkeitsgefühl solchen Abschnitten keine Aufnahme zu gewähren, die gegen unsere Anschauungen von Sittlichkeit und Religion verstoßen oder Kapitel berühren, welche nicht mehr die Kindererziehung unmittelbar behandeln und zu Mißdeutungen Veranlassung geben dürften.

Besondere Aufmerksamkeit wurde jedoch denjenigen Teilen gewidmet, durch welche Rousseau bahnbrechend und grundlegend zugleich gewirkt hat. Fremdwörter wurden nur soweit zugelassen, als sie bereits als Sach- und Fachausdrücke ein unmittelbares Eigentum unserer Sprache geworden sind.

In Bezug auf die technischen Hilfsmittel stützte sich die Übersetzung auf das encyklopädische Wörterbuch von Sachse-Villatte, sowie auf die Dictionnaires von Larousse und Littré. Auch die ethymolog. Grammaires von Schmitz und Larousse und französische Schriftsteller wie „Taine" wurden bei kritischen Stellen zu Rate gezogen.

Möchte es daher durch diese neue Übersetzung gelungen sein, ein zeitgemäßes Werk in dem „Emil" zu schaffen, das würdig sei, andern Unternehmungen an die Seite gestellt zu werden, und fähig, der Pädagogik auch in weitern Kreisen Interesse zu erwecken.

Rousseaus Einleitung zu seinem Emil.

Die vorliegende Sammlung ungeordneter und fast zusammenhangloser Betrachtungen und Beobachtungen wurde einer guten und denkenden Mutter zuliebe begonnen. Anfänglich war nur eine Abhandlung von wenigen Seiten geplant; allein mein Gegenstand fesselte und begeisterte mich wider Willen, und so entwickelte sich der anfängliche Aufsatz unmerklich zu einem größern, wissenschaftlichen Werke. Seinem Inhalte nach ist es vielleicht zu umfangreich, *obgleich* es den reichen Stoff noch keineswegs erschöpfend behandelt.

Bezüglich einer Veröffentlichung des Werkes war ich lange unschlüssig, denn ich hatte inzwischen die Überzeugung gewonnen, daß die Abfassung einiger Flugschriften noch lange keine Gewähr für die Ausarbeitung und den Wert eines Buches giebt. Nach vergeblichen Bemühungen, das Werk zu vervollkommnen, übergebe ich mein Buch, so wie es ist, der Öffentlichkeit. Sollten sich auch meine Ansichten als falsch herausstellen, so wird doch meine Zeit nicht verloren sein, sobald die öffentliche Aufmerksamkeit sich diesem wichtigen Gegenstande zuwendet, und andre, auf meine Veranlassung hin, zu richtigern Untersuchungen und Ergebnissen angeregt würden. Ein Mann, welcher aus seiner Abgeschiedenheit seine Blätter in die Welt hinaus sendet, ohne Lobredner, ohne eine Partei, die für seine Anschauungen eintritt, ohne nur zu wissen, wie über seine Arbeit gedacht oder geurteilt wird, braucht nicht zu befürchten, daß, wenn er sich täuscht, man seine Irrtümer ohne Prüfung hinnimmt.

Über die Wichtigkeit einer guten Erziehung werde ich schnell hinweggehen. Ungeachtet vieler Schriften, die angeblich nur die Förderung des allgemeinen Besten erstreben, hat doch die Kunst, den Menschen zu bilden, noch keine gründliche Erörterung gefunden. Und doch gewährt *diese* Kunst gerade den größten Nutzen.

Man kennt die Kindesnatur nicht. Je weiter man in den falschen Vorstellungen, die man sich über dieselbe gebildet hat, fortschreitet, je mehr gerät man auf Irrwege. Die Weisesten legen das Hauptgewicht auf das, was für den Menschen *wissenswert* ist, ohne dabei zu erwägen, was ein Kind *zu fassen* vermag. Sie suchen in dem Kinde stets schon den erwachsenen Menschen, ohne den Zustand zu berücksichtigen, aus dem der Erwachsene sich erst entwickelt. Diesem letztern Studium habe ich mich besonders gewidmet. Fangt daher an, den Menschen, welchen ihr erziehen sollt, besser kennen zu lernen; denn ich bin sicher, daß ihr euren Zögling nicht kennt. Lest ihr dann dies Buch von diesem Gesichtspunkte aus, so wird sein Nutzen nicht ausbleiben.

Seit langer Zeit bereits hat man mir den Vorwurf gemacht, daß ich alles in einem andern Lichte sehe, wie die übrigen Menschen. Steht es etwa in meiner Macht, mir andere Augen zu geben, oder

eine andere Anschauung zu erkünsteln? Nein; — sondern nur das hängt von mir ab, daß ich nicht eigensinnig auf meiner Meinung bestehe und mich nicht allein für klüger halte, als die übrigen Leute. Es hängt ferner von mir ab, nicht etwa meine Ansicht zu ändern, wohl aber derselben nicht unbedingt zu trauen. Das ist alles, was ich zu thun vermag. Spreche ich manchmal in zu bestimmtem Tone, so gedenke ich nicht etwa dem Leser eine besondere Ehrfurcht einzuflößen, sondern vielmehr mit ihm zu sprechen, wie ich denke. Warum sollte ich ihm meine Überzeugung, die für mich außer allem Zweifel ist, unter der Form eines Zweifels vortragen? Ich spreche nur das aus, was in meinem Geiste vorgeht.

Indem ich nun meine Ansichten freimütig auseinandersetze, beabsichtige ich nicht, dieselben von vornherein als unbedingt gültige Regeln aufzustellen. Ich lege im Gegenteil meine Gründe klar, damit man sie abwägt und mich beurteilt. Wenn ich auch nicht auf meiner Anschauung hartnäckig bestehe, so halte ich mich dennoch für verpflichtet, sie zu veröffentlichen; denn wenn ich auch in meinen Grundsätzen von denen andrer abweiche, so sind sie doch beachtenswert. Ob richtig oder unrichtig, man muß sie kennen; denn aus ihnen geht Glück und Unglück des Menschengeschlechts hervor.

Bei jedem Plane ist zweierlei zu erwägen: erstens, daß der Plan unbedingt gut und zweitens, daß derselbe unbedingt auszuführen ist.

Soll der Plan zulässig und ausführbar sein, so genügt es in erster Hinsicht, daß das Gute bereits in der Natur der Sache begründet liegt. Im gegenwärtigen Falle, daß die vorgeschlagene Erziehung dem Menschen entsprechend und dem menschlichen Geiste auch angemessen ist.

Die zweite Erwägung hängt von den Verhältnissen ab, welche aus gewissen Lebenslagen erwachsen, von zufälligen, aber nicht notwendigen Beziehungen, welche voneinander unendlich verschieden sein können. So mag eine Erziehungsmethode sich vielleicht für die Schweiz, aber nicht für Frankreich eignen. Anders muß sich die Erziehung in bürgerlichen Kreisen, anders in vornehmen Familien gestalten. Die größere oder geringere Leichtigkeit in der Ausführung *hängt wiederum* von tausend Umständen ab, die sich unmöglich

anders bestimmen lassen, als durch Anwendung des Erziehungsverfahrens auf dieses oder jenes Land, oder diesen oder jenen Stand. Da jedoch dies besondere Verfahren für meinen Gegenstand unwesentlich ist, so liegt es auch außerhalb meiner Aufgabe. Mögen andre diese lösen, sei es nun in Bezug auf ein bestimmtes Land oder einen bestimmten Stand. Mir genügt es, daß überall, wo Menschen geboren werden, meine Absichten ausführbar sind. Hat man die Menschen demgemäß erzogen, so hat man gethan, was ihnen und andern zum Segen gereicht. Wenn ich dieser Verpflichtung nicht gerecht werde, so bin ich ohne Zweifel im Unrecht. Erfülle ich dieselbe, so wäre es Unrecht, mehr von mir zu verlangen, denn ich verspreche nichts weiter.

Emil

oder

über die Erziehung.

Erstes Buch.

Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge hervorgeht; alles entartet unter den Händen des Menschen. Letzterer zwingt den heimischen Boden, die Erzeugnisse eines fremden hervorzubringen, einen Baum, die Frucht eines andern zu tragen. Er vermischt und vermengt Klima und Elemente. Er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sklaven; alles bringt er in Verwirrung; alles stürzt er um; er liebt das Mißgestaltete, das Ungeheuerliche; nichts will er so lassen, wie es die Natur geschaffen hat, selbst den Menschen nicht. Es soll eben alles in ähnlicher Weise für ihn abgerichtet werden, wie ein zugerittenes Schulpferd, alles zugestutzt werden, wie die Bäume seines Gartens.

Ohne dies würde es jedoch noch weit schlimmer mit uns stehen, denn unsre Art will nun einmal nicht auf halbem Wege mit ihrer Bildung stehen bleiben. Ein Mensch, der unter seinen Mitmenschen sich selbst überlassen wäre, würde unter den jetzigen Verhältnissen sich vollständig verunstaltet vorkommen. Vorurteile, mächtiger Einfluß, die zwingende Notwendigkeit, das Beispiel, alle gesellschaftlichen Einrichtungen, von denen wir uns überflutet sehen, würde die Natur in ihm ersticken, ohne ihm neuen Ersatz zu bieten. Es würde ihm ergehen, wie einem Bäumchen, das der Zufall mitten auf dem Wege

emporwachsen ließ, und das, von den Vorübergehenden von allen Seiten getreten, nach allen Richtungen hin gestoßen, bald verkümmern muß.

An dich wende ich mich, zärtliche, vorsorgliche Mutter*), die es verstanden hat, der großen Heerstraße fern zu bleiben und das aufkeimende Bäumchen gegen den Ansturm der menschlichen Meinungen zu schützen! Pflege, begieße die junge Pflanze, ehe sie abstirbt, ihre Früchte werden einst deine ganze Wonne ausmachen. Pflanze früh-

*) Die erste Erziehung ist am wichtigsten, darum ist sie unstreitig Sache der Frauen. Hätte der Schöpfer der Natur gewollt, daß sich die Männer mit derselben beschäftigten, so hätte er ihnen Milch zur Ernährung der Kinder gegeben. In allen Abhandlungen über Erziehung sollte man deshalb vornehmlich zu den Frauen reden. Sie allein haben Gelegenheit, die Kinder aus größerer Nähe zu überwachen; sie können einen größern Einfluß auf dieselben ausüben, als die Männer. Ihr Erfolg ist deshalb auch von um so größerer Bedeutung, da die Mehrzahl der Witwen abhängig sind von der Gnade ihrer Kinder, die sie alsdann die Wirkung ihrer Erziehungsweise, nachdem sie eine gute oder schlechte war, fühlen lassen. Die Gesetze, die sich immer so viel mit dem Besitzstand und so wenig mit den Personen beschäftigen, weil sie den Frieden bezwecken und nicht die Tugend, räumen der Mutter keine große Macht ein. Gleichwohl ist ihre Stellung wirksamer, als die des Vaters, ihre Pflichten sind beschwerlicher, ihre Sorgfalt ist von größerer Bedeutung für den geordneten Zustand der Familie; gewöhnlich hängen sie mit größerer Liebe an ihren Kindern. Es giebt Umstände, die einen Sohn, der es seinem Vater gegenüber an der ihm gebührenden Achtung fehlen läßt, entschuldigen; aber wenn ein Kind so entartet wäre, seiner Mutter, unter welchen Umständen es auch immer sei, diese schuldige Achtung zu versagen, seiner Mutter, die es unter ihrem Herzen getragen, die es mit ihrer Milch genährt, die sich jahrelang aus Sorge für dasselbe selbst vergaß, so müßte man dieses elende Geschöpf erwürgen, gleich einem Ungeheuer, das nicht wert ist, daß es die Sonne bescheint. Die Mutter verzeiht ihren Kindern, sagt man, darin thut sie ohne Zweifel unrecht, doch weniger unrecht vielleicht als Ihr, die Ihr sie zum Schlechten erzieht. Die Mutter will ihr Kind glücklich sehen, und zwar schon in seiner frühsten Kindheit. Darin hat sie recht. Wenn sie sich in ihren Mitteln irrt, so muß man sie auf ihren Irrtum aufmerksam machen. Ehrsucht, Geiz, herrisches Wesen, übel angebrachte Vorsorge der Väter, ihre Nachlässigkeit, ihre zufällige Härte sind den Kindern hundertmal verderblicher, als die blinde Zärtlichkeit der Mutter. Übrigens muß ich noch erklären, was ich unter dem Namen Mutter verstehe; doch das soll später geschehen.

zeitig eine Schutzwehr um die Seele deines Kindes auf, ein andrer mag den Umfang derselben bestimmen, du allein aber mußt die Schranken setzen.

Man veredelt die Pflanzen durch die Zucht, die Menschen durch die Erziehung. Käme der Mensch gleich stark zur Welt, so würde ihm seine Größe und Stärke so lange unnütz sein, bis er gelernt hätte, sich derselben zu bedienen; ja sie würden ihm sogar verderblich werden, da sie bei andern nicht einmal den Gedanken aufkommen ließen, daß er des Beistandes bedürfe. Sich selbst überlassen, würde er elendiglich umkommen, ehe er seine Bedürfnisse kennen gelernt hätte. Man beklagt es, daß es einen Zustand der Kindheit giebt, sieht aber nicht ein, daß das Menschengeschlecht schon zu Grunde gegangen wäre, wenn es keine Kindheit gehabt hätte.

Schwach kommen wir zur Welt; deshalb bedürfen wir der Kraft, entblößt von allem, bedürfen wir des Beistandes, ohne Vorstellung und Begriff bedürfen wir des Urteils.

Alles, was uns bei der Geburt fehlt, und was wir nötig haben, wenn wir erwachsen sind, wird uns durch die Erziehung gegeben. Diese Erziehung erhalten wir entweder durch die Natur, oder die Menschen, oder durch die Dinge. Die innere Entwicklung unsrer Fähigkeiten und Organe ist die Erziehung durch die Natur. Der Gebrauch, welchen man uns von dieser Entwicklung machen lehrt, ist die Erziehung des Menschen. Die Erwerbung unsrer eignen Erfahrung durch Gegenstände, welche auf unsre Sinne wirken, ist die Erziehung durch die Dinge.

Wir alle erhalten unsre Erziehung durch dreierlei Arten von Lehrern. Der Schüler, welcher sich mit seinen verschiedenen Lehrern in Widerspruch befindet, ist schlecht erzogen und wird sich niemals mit sich selbst in Übereinstimmung befinden. Derjenige, welcher mit allen in jedem Punkte übereinstimmt und dasselbe Ziel verfolgt, der allein wird es auch erreichen und mit sich in Übereinstimmung leben. Er allein ist gut erzogen.

Von diesen drei Arten ist nun die Erziehung durch die Natur nicht von uns abhängig; die Erziehung durch die Dinge nur in *gewisser Hinsicht;* diejenige der Menschen allein ist es, die in unsrer

Hand liegt; jedoch nur unter gewissen Voraussetzungen, denn wer von uns dürfte wohl hoffen, die Reden und Handlungen aller derer zu leiten, welche ein Kind umgeben?

Sobald nun die Erziehung eine Kunst ist, so kann sie doch kaum gelingen, da die zum Gelingen notwendige Mitwirkung in keines Menschen Macht liegt. Alles, was man bei der größten Sorgfalt thun kann, liegt in dem Bestreben, dem Ziele mehr oder weniger nahe zu kommen; doch muß man vom Glücke begünstigt sein, um es zu erreichen.

Welches ist nun dieses Ziel? Es ist das der Natur, wie oben gezeigt wurde. Da zu einer vollkommnen Erziehung das Zusammenwirken der drei Erziehungsarten unerläßlich ist, so muß diejenige, über welche wir keine Gewalt haben, die Richtung der beiden andern bestimmen. Vielleicht aber ist der Begriff des Wortes „Natur“ zu unbestimmt. Versuchen wir es, denselben festzustellen.

Die Natur, sagt man, ist nur Gewohnheit. Was heißt das? Giebt es auch Gewohnheiten, die man nur gezwungeu annimmt, und die die Natur niemals unterdrücken? So z. B. die Gewohnheit, die Pflanze zu hindern, in die Höhe zu schießen. Läßt man dieselbe dann wieder ungehindert wachsen, so behält sie zwar die ihr aufgezwungne Richtung bei, der Saft dagegen verändert seinen ursprünglichen Lauf nicht; daher auch die Pflanze, wenn sie fortfährt zu wachsen, ihre Richtung wieder nach oben nimmt. Ebenso ist es auch mit den Naturtrieben der Menschen. So lange man in einem und demselben Zustande verharrt, kann man diejenigen Neigungen beibehalten, welche aus der Gewohnheit entspringen, und wenn sie noch so widernatürlich wären. Sobald aber die Lage sich ändert, verliert sich die Gewohnheit, und die ursprüngliche Anlage stellt sich wieder ein. Die Erziehung ist sicherlich nur eine Gewöhnung. Giebt es aber nicht Menschen, die ihre Erziehung vergessen und verlieren? andre, welche sie dagegen bewahren? Woher diese Verschiedenheit? Wenn man das Wort „Natur“ in dem beschränktern Sinne: „naturgemäße Gewöhnung“ anwendet, so kann man sich dieses widersinnige Gerede sparen.

Wir werden mit Empfindungsvermögen geboren. Von unsrer Geburt an sind wir Einwirkungen ausgesetzt, welche die uns umgebenden Gegenstände auf uns ausüben. Sobald wir, so zu sagen, zum Bewußtsein unsrer Empfindungen gelangen, sind wir auch empfänglich für die Einwirkungen, welche von den uns umgebenden Gegenständen ausgehen, und geneigt diese aufzusuchen oder zu meiden. Anfänglich geschieht das, je nachdem in uns die Empfindung der Lust oder Unlust erweckt wird. Später tritt diese Erscheinung auf, je nach den stärkern oder geringern Beziehungen, welche sich zwischen uns und den betreffenden Gegenständen entwickeln; schließlich aber nach dem Urteile, welches die Vernunft uns lehrt, über sie zu fällen, d. h. je nach dem Begriff von Glück oder Vollkommenheit, welchen wir damit verknüpfen.

Jene Anlagen erweitern und befestigen sich in dem Maße, als wir empfänglicher für die Außendinge werden und klarer sehen lernen. Sie verändern sich indes, durch die Gewohnheiten eingeschränkt, auch durch unser Urteil. Vor jener Änderung waren sie, was ich „die Natur in uns“ nenne.

Auf diese ursprünglichen Triebe müßte nun alles zurückgeführt werden. Das könnte geschehen, wenn die genannten drei Erziehungsarten sich nur voneinander unterschieden. Was aber thun, wenn dieselben einander entgegen wirken, wenn man, anstatt einen Menschen um seiner selbst willen zu erziehn, ihn für andre erzieht? In letzterem Falle wäre keine Übereinstimmung möglich. Da wir genötigt sind, entweder die Natur oder die gesellschaftlichen Einrichtungen zu bekämpfen, haben wir auch zu wählen, ob wir Menschen oder Staatsbürger bilden wollen. Beides zugleich ist unmöglich.

Jede in sich abgeschlossene und streng unter sich verbundene Teilgesellschaft sondert sich von dem großen und allgemeinen Ganzen ab. Daraus erklärt es sich, daß jeder Vaterlandsfreund leicht abstoßend gegen Fremde erscheint, da diese in seinen Augen nur den Wert gewöhnlicher Menschen besitzen. So unvermeidlich dieser Übelstand an sich ist, so geringfügig ist er, denn das Wesentliche alles menschlichen Verkehrs bleibt immer die freundliche Gesinnung, welche wir unserm Nächsten beweisen. Darin liegt auch der Grund, daß

der Spartaner außerhalb seines Vaterlandes ehrsüchtig, geizig und ungerecht erschien, während in seinem engern Vaterland der Charakter der Uneigennützigkeit, Billigkeit und Eintracht vorwaltete. Mißtraut daher jenen Weltbürgern, welche aus Büchern zur Erkenntnis ihrer Pflichten gelangen wollen, die sie nie gewillt sind, im engern Kreise zu erfüllen. Ein solcher Philosoph würde eher einem Tartaren zugethan sein, als sich der Pflicht unterwerfen, seinen Nächsten zu lieben.

Der natürliche Mensch ist ein in sich abgeschlossenes Ganzes für sich. Er ist eine numerische Einheit, welche als solche nur in Beziehung zu sich selbst oder zu seinen Nebenmenschen steht. Der bürgerliche Mensch dagegen ist eine Bruchteinheit, welche nur vom Nenner abhängt. Sein Wert besteht infolgedessen nur in seiner Beziehung zum Ganzen, d. h. dem socialen Körper, dem Staat, dessen gute gesellschaftliche Einrichtungen schnell, wenn auch unmerklich die ursprüngliche Natur verändern, und den Menschen seines eigenartigen Daseins berauben, um es durch ein bedingtes zu ersetzen. Ja, schließlich geht das „Ich" dergestalt in der Allgemeinheit auf, daß der Einzelne sich nicht mehr als ein Ganzes für sich, sondern nur noch als einen Teil des Ganzen betrachtet und als solcher auch nur noch in demselben wahrnehmbar ist.

Daher konnte ein römischer Bürger weder ein Cajus noch ein Lucius, sondern nur ein Römer sein, der nichts, als sein Vaterland, sogar mit dem Ausschluß seines eigenen „Ichs" liebte.

Regulus gab sich für einen Karthager aus, als ob er Eigentum der Sieger geworden wäre. In seiner Eigenschaft als Fremder weigerte er sich, seinen Sitz im römischen Senat einzunehmen. Erst auf den Befehl eines Karthagers genügte er seiner Bürgerpflicht. Als man jedoch wünschte, ihm das Leben zu retten, empörte sich sein Vaterlandsgefühl. Nachdem er seine eigne Ansicht durchgesetzt hatte, kehrte er triumphierend in die Verbannung zurück und starb unter Martern. Solche Gesinnung würde den Ansichten der heutigen Welt wenig entsprechen.

Ein eben solches Beispiel uneigennützigen Gemeinsinns zeigte der Lakedämonier Pedaretes. Er hatte sich um Aufnahme in den Rat

der Dreihundert beworben, wurde aber abgelehnt. Nichtsdestoweniger ist er freudig bewegt, daß es in Sparta dreihundert Männer gäbe, die würdiger seien als er. Das war ein Bürger.

Eine ähnliche Geschichte wird von einer Spartanerin berichtet, deren fünf Söhne im Heere dienten. Auf dem Wege, sich Nachricht über den Ausgang der Schlacht zu verschaffen, begegnet die Frau einem Heloten, den sie zitternd um Auskunft bittet. Er berichtet, daß ihre fünf Söhne gefallen seien. „Habe ich danach gefragt, elender Sklave?“ ruft sie. — „Wir haben gesiegt!“ fährt jener fort. Da läuft die Mutter zum Tempel, um den Göttern ein Dankopfer zu bringen. — So handelte eine Spartanerin.

Diese Bemerkungen erhellen zur Genüge, daß, wer in der bürgerlichen Gesellschaft noch seine ursprünglichen und natürlichen Gefühle zu bewahren hofft, nicht weiß, was er will. Denn da der Mensch sich in unausgesetztem Widerspruche mit sich selbst bewegt, da er stets zwischen Pflichten und Neigungen schwankt, so kann er kaum jemals Mensch oder Bürger sein und wird weder sich noch andern zu einigem Nutzen gereichen. Er wird den Menschen unsrer Zeit gleichen und Franzose, Engländer oder Staatsbürger, — er wird ein Nichts sein. Um etwas in sich Abgeschlossenes, um stets ein und derselbe einheitliche Mensch zu bleiben, muß man seine Handlungen mit seinem Denken und Reden in Einklang setzen. Man muß klar in seinem Wollen sein, an seiner Überzeugung festhalten und unentwegt dem einmal gefaßten Entschlusse folgen. Möchte man mir ein solches Wunder zeigen, damit ich erfahre, ob er ein Mensch oder Bürger ist, oder wie er es anfängt, beides zugleich zu sein.

Aus diesen unzweifelhaft entgegengesetzten Zielen ergeben sich notwendigerweise zwei andre, einander widersprechende Erziehungsformen. Erstens: die allgemeine und daher öffentliche Erziehung; zweitens die private oder häusliche.

Die öffentliche Erziehung ist aufgehoben und dürfte schwerlich wieder ins Leben gerufen werden, aus dem einfachen Grunde, weil da, wo es kein Vaterland mehr giebt, auch keine Bürger mehr vorhanden sind.

Als öffentliche Erziehung sind allerdings auch nicht jene lächerlichen Anstalten zu betrachten, collèges genannt. Ebensowenig ziehe ich dabei die Erziehung in Betracht, wie sie die Gesellschaft giebt; denn letztere strebt nach zwei wesentlich verschiedenen Zielen, die sie folglich beide verfehlt. Sie vermag nur jene zweideutigen Wesen zu bilden, welche nur sich selbst im Auge haben, während sie alles auf andre zu beziehen scheinen.

Aus jenen Widersprüchen aber erwächst der unaufhörliche Zwiespalt in uns selbst. Denn da hier die Natur und dort die Menschen uns auf ganz entgegengesetzten Wegen auseinanderführen, und wir dennoch gezwungen sind, bald diesem, bald jenem Antriebe nachzugeben, so folgen wir schließlich einem sehr verschlungenen Pfade, der uns weder zu dem einen, noch zu dem andern Ziele führt. Uneins mit uns selbst und während der ganzen Dauer unsres Lebens schwankend, beendigen wir dasselbe, ohne je mit uns in Einklang zu gelangen, ja, ohne jemals uns oder andern zu nützen.

Betrachten wir nun die häusliche oder naturgemäße Erziehung, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: „Was gilt der Welt ein Mensch, der nur einzig und allein für sich erzogen wird?“ Oder ließe sich jenes oben erwähnte doppelte Ziel, nach welchem man strebt, doch vielleicht zu einem einheitlichen ausgestalten? Könnte man nicht ein wesentliches Hindernis des menschlichen Glücks beseitigen, sobald man die Widersprüche des Menschen auslöst?

Um hierüber ein sicheres Urteil zu gewinnen, müßte man den Menschen ganz ausgebildet vor sich sehn. Man müßte ihn auf seinem Lebenswege begleitet haben, seine Neigungen beobachtet und seine Fortschritte verfolgt haben; kurz, man müßte den Menschen seiner ursprünglichen Natur nach kennen. Vielleicht hat man nach Kenntnis dieser Schrift einige Schritte vorwärts auf dem Gebiete jener Forschungen gethan.

Was aber muß geschehen, um einen so seltnen Menschen zu bilden? Ohne Zweifel sehr viel, d. h. zunächst verhindern, daß etwas geschieht. Handelt es sich darum, gegen den Wind zu segeln, so laviert man. Ist das Meer aber sehr bewegt, und möchte man an einer bestimmten Stelle bleiben, so wirft man Anker. Nimm dich

in acht, junger Lotse, daß dein Tau nicht schlaff wird, oder dein Anker am Grunde hinschleppt, sonst treibt dein Schiff fort, ehe du es gewahr wirst.

Da in der gesellschaftlichen Ordnung jedem seine bestimmte Stellung zugewiesen ist, so muß auch jeder heranwachsende Mensch für eine solche erzogen werden. Giebt nun jemand, der nur für diese eine Stellung vorgebildet ist, dieselbe auf, so eignet er sich für keine andre mehr. Daher nützt für ihn die Erziehung nur so lange, als das Vermögen der Eltern zu der von ihnen getroffnen Berufswahl paßt. In jedem andern Falle wirkt sie schädlich auf den Zögling, handelte es sich dabei auch nur um die demselben eingeflößten Vorurteile.

In Ägypten hatte die Erziehung wenigstens insofern ein festes Ziel vor Augen, als der Sohn stets von vornherein für den Beruf des Vaters bestimmt war. Bei uns bleiben zwar die Rangstufen, die Menschen aber wechseln. Ein Vater, der auch seinen Sohn für seinen Stand erziehen wollte, könnte diesem leicht schaden.

In der natürlichen Ordnung, nach welcher alle Menschen gleich sind, verlangt der allen gemeinsame Beruf zunächst, „Mensch“ zu sein. Wer für diesen gut erzogen ist, wird schwerlich die damit verbundnen Pflichten, noch ein damit verknüpftes Amt schlecht ausfüllen. Möge man einen Zögling für das Militär, die Kirche oder die Advokatur bestimmen: es kümmert mich wenig. Ehe die Eltern ihn zu einem Beruf bestimmten, hat die Natur ihn berufen, als Mensch zu leben, und „Leben“ heißt die Kunst, welche ich ihm lehren will. Wenn er aus meinen Händen hervorgeht, wird er weder Beamter, noch Militär, noch Geistlicher, sondern in erster Linie „Mensch“ sein. Alles, was ein Mensch sein soll, wird er ebenso gut, wie jeder andre sein. Mag das Schicksal ihn veranlassen, seine Laufbahn zu wechseln, so wird er doch immer seinen Platz in der Welt ausfüllen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß unsre Aufgabe, ja unser eigentliches Studium erfordert, die ursprüngliche Beschaffenheit der menschlichen Natur zu erforschen. Meiner Ansicht nach wird derjenige von uns am besten erzogen sein, welcher am leichtesten Gute

und Übles in diesem Leben zu ertragen vermag. Daraus folgt, daß die wahre Erziehung weniger in Vorschriften, als in Übungen besteht. Mit Beginn unsres Lebens fangen wir an, uns zu unterrichten. Unsre Erziehung beginnt bei unsrer Geburt. Unser erster Lehrer ist die Amme. Daher hatte auch das Wort „Erziehung" bei den Alten nicht die Bedeutung, welche wir demselben beimessen, sondern es wurde in dem Sinne von: „Aufziehen" genommen. Demgemäß sind: Aufziehen, Erziehen, Unterrichten, hinsichtlich der zu erstrebenden Ziele, drei ebenso verschiedene Begriffe, wie es die Begriffe: Wärterin, Erzieher, Lehrer sind. Diese Unterschiede sind aber an sich schon falsch; denn ein Kind, welches gut erzogen werden soll, darf nur einem einzigen Führer folgen.

Wir müssen daher unsre Anschauungen verallgemeinern und in unserm Zögling nur „den Menschen an sich" betrachten, den Menschen, welcher allen Zufälligkeiten des menschlichen Lebens unterworfen ist. Wenn die Geburt den Menschen an den Boden eines bestimmten Landes fesselte, in welchem das ganze Jahr über eine gleichmäßige Jahreszeit vorherrscht; wenn jeder durch sein Geschick derartig an die Scholle gebunden wäre, daß ein Ortswechsel unmöglich würde, so möchten die hieraus erwachsenden Verhältnisse in mancher Hinsicht sich als gut erweisen. Das Kind würde nur für seinen Beruf erzogen. Da es demselben niemals abtrünnig würde, könnte es auch nicht den Unzuträglichkeiten eines andern ausgesetzt sein. Giebt es aber, in Anbetracht der Wandelbarkeit menschlicher Dinge und im Hinblick auf den unruhigen und aufrührerischen Geist unsres Jahrhunderts, der mit jeder neuen Generation auch die Schöpfungen der vergangenen niederreißt, giebt es wohl eine sinnlosere Methode, als diejenige, nach welcher ein Kind erzogen wird, als sollte es immer nur in der Umgebung der Seinigen weilen und nie die Schwelle des väterlichen Hauses überschreiten? Wenn solch ein Unglücklicher dann nur *einen* selbständigen Schritt, ja nur eine Stufe ungeleitet herabzusteigen wagt, so ist er unwiderruflich verloren. Eine solche Erziehung lehrt nicht, die Lasten ertragen, sondern nur, dieselben fühlbarer zu machen.

Im allgemeinen denkt man nur an die körperliche Erhaltung des Kindes. Es handelt sich aber nicht um diese allein, sondern darum, den Zögling die besondre Pflicht zu lehren, sich selbst als Mensch zu erhalten, und als solcher die Schicksalsschläge zu ertragen. Er lerne verstehn, dem Überfluß, wie dem Elend des Lebens mutig die Stirn zu bieten. Ja, wenn es die Lebensverhältnisse erfordern, muß er ebenso gut auf den Eisfeldern Islands, wie auf den glühenden Felsen Maltas aushalten können. Denn trotz aller bisherigen Vorsichtsmaßregeln, die Kinder vor dem Tode zu bewahren, müssen sie doch sterben. Ist der Tod dann nicht die Folge eurer übertriebenen Sorgfalt, so wäre diese noch dazu übel angewandt gewesen. Bei der Erziehung handelt es sich weniger darum, zu verhüten, daß ein Kind stirbt, sondern zu bewirken, daß es lebt. Leben aber heißt nicht blos Atmen, sondern es bedeutet: „Handeln", d. i. „unausgesetzte Anwendung unsrer Organe, unsrer Sinne und geistigen Kräfte", ja aller Teile unsres „Ichs", die uns zum Bewußtsein unsres Lebens verhelfen. Nicht derjenige Mensch, welcher das höchste Alter erreicht, hat am längsten gelebt, sondern derjenige, welcher zum höchsten Bewußtsein seines Daseins gelangte.

Unsre Hauptweisheit beruht auf niedrigen Vorurteilen; unsre Sitten bestehen in Unterwürfigkeit, Beschränkungen und Zwang. Der bürgerliche Mensch wird geboren, lebt und stirbt in Sklavenbanden. Bei seiner Geburt zwängt man ihn in ein Wickelkissen ein; bei seinem Tode schließt man ihn in einen Sarg. So lange er noch menschliche Züge trägt, ist er durch unsre staatlichen Einrichtungen geknechtet.

Kaum ist das Kind dem Mutterschoß entwachsen und erfreut sich der Freiheit, seine Glieder frei bewegen und dehnen zu können, so legt man ihm abermals Fesseln an. Man umwickelt und bindet es, daß es mit steifem Kopfe und ausgestreckten Beinen daliegen muß. Auch die Arme werden fest an die Seite des Körpers angelegt. Leinene Tücher und Wickelbänder aller Art zwängen den Körper ein und gestatten nicht, die Lage auch nur ein einziges Mal zu verändern. Es darf von Glück sagen, wenn man es nicht so zusammenpreßt, daß ihm das Atemholen unmöglich ist, oder wenn man

die Vorsicht beobachtet, das Kind dann und wann auf die Seite zu legen. Denn auch das neugeborne Kind bedarf der Freiheit, seine Glieder willkürlich dehnen zu können. Allerdings streckt man dieselben aus; doch verhindert man sie nichtsdestoweniger, dem Bedürfnis, selbstthätig sich zu bewegen, nachgeben zu können. Sogar den Kopf hüllt man in ein Häubchen, gleichsam, als wünsche man nicht, daß das Kind das Aussehen eines lebenden Wesens erhalte.

Durch diese Mittel werden auch die innern Teile des im Wachsen begriffenen Körpers verhindert, sich die notwendige Veränderung zu verschaffen. Die Folge davon ist, daß das Kind vergebliche Anstrengungen macht, die seine Kräfte erschöpfen und seine Fortschritte aufhalten. Vor seiner Geburt war es einem geringern Zwange unterworfen, als jetzt in seinen Windeln. Hat es etwa durch die Geburt gewonnen?

Diese Unthätigkeit, verbunden mit der Einengung, zu welcher man die Glieder verurteilt, hindert den Umlauf des Blutes und der Säfte. Sie hemmt das Wachstum des Körpers und schädigt seine körperliche Entwicklung. In Ländern, in welchen diese übertriebnen Vorsichtsmaßregeln nicht angewandt werden, entwickeln sich die Menschen zu stattlicher Größe, Kraft und Ebenmaß; während dort, wo man die zarten Glieder der Kinder einwickelt, es von Krüppeln, Hinkenden und den verschiedensten Mißgestalten wimmelt. Aus Furcht vor einer Verunstaltung durch selbständige Bewegung beeilt man sich, den Körper durch Einschnüren zu entstellen. Man würde sogar die Kinder lieber lähmen, nur um zu verhüten, daß sie sich selbst zum Krüppel machen. Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn solch ein grausamer Zwang nicht ohne Einfluß auf Gemüt und Temperament des Kindes bleiben kann? Müssen nicht seine ersten Empfindungen Unlust- und Schmerzempfindungen sein, da man jeder eigenmächtigen Regung Schwierigkeiten entgegenstellt? Ist es ferner unverständlich, wenn die Kinder endlich unruhig werden und zu schreien beginnen, nachdem sie, unglücklicher als ein gefesselter Verbrecher, vergebliche Anstrengungen gemacht haben, sich zu befreien? Ihr gebt selbst zu, daß ihre ersten Laute Wehklagen

sind? Ihr habt recht. Die ersten Gaben, welche sie von euch erhalten, sind Fesseln; die erste Pflege, die sie erfahren, verursacht ihnen Angst. Warum sollen sie nicht, da ihnen nur der freie Gebrauch der Stimme geblieben ist, sich derselben bedienen, um zu klagen? Sie schreien nur über den ihnen zugefügten Schmerz. Wäret ihr wie sie geknebelt, so würdet ihr ärger als sie schreien.

Worin ist die Ursache dieser unvernünftigen Sitte zu suchen? In einem unnatürlichen Gebrauch, welcher sich seit der Zeit herausgebildet hat, wo die Mütter, in Mißachtung ihrer ersten Pflicht, es verschmäht haben, ihre Kinder selbst zu nähren. In der Folge mußte man dieselben bezahlten Frauen anvertrauen, die nur darauf bedacht waren, sich die Mühe der Pflege und Wartung zu ersparen. Denn warum sollte wohl bei Müttern fremder Kinder die Stimme der Natur für jene Pfleglinge sprechen? Ein Kind, das ohne solche Hilfsmittel frei aufgezogen würde, müßte ja unaufhörlich bewacht werden. Ist es aber gut gewickelt, so kann man es in einem Wickelkissen liegen lassen, ohne sich viel um sein Schreien zu kümmern. Wenn nur keine Beweise für die Nachlässigkeit der Amme vorliegen, und der Säugling nicht Arme und Beine bricht, so thut es nichts, ob er umkommt, oder für sein ganzes übriges Leben ein Schwächling bleibt. Man schützt seine Gliedmaßen auf Kosten seiner körperlichen Entwicklung; die Amme dagegen ist schuldlos.

Man giebt wohl öfter vor, daß Kinder, denen freie Bewegung gestattet ist, schädliche Stellungen annehmen und mit dem Körper Wendungen ausführen könnten, welche die ebenmäßige Entwicklung ihrer Gliedmaßen beeinträchtigen müßten. Dies ist einer jener nichtigen Einwände unsrer Afterweisheit, welche durch die bisherige Erfahrung nirgends Bestätigung fanden. Unter der Menge von Kindern, welche bei verständigern Völkern, als wir, in dem unbeschränkten Gebrauch ihrer Glieder aufwachsen, bemerkt man weder beschädigte noch verstümmelte Menschen. Kinder vermögen ihre Bewegungen noch nicht mit jener Stärke auszuüben, welche dieselben allein gefährlich macht. Selbst wenn sie eine Wendung auf ungestüme Art machen, wird der darauf folgende Schmerz sie bald mahnen, die Stellung zu ändern.

Die Natur, welche überall den Wegweiser giebt, zeigt doch auch in ihrer Behandlung der neugebornen Tiere das Richtige. Ist sie wohl jemals auf den Einfall gekommen, jungen Hunden und Katzen einen Zwang anzulegen? Und doch hat diese Vernachlässigung noch keinen Nachteil für sie herbeigeführt. Kinder sind schwerer, das ist nicht zu leugnen. Dafür sind sie auch verhältnismäßig schwächer. Wie sollten sie sich Schaden zufügen können, da sie sich kaum bewegen können? Legte man sie auf den Rücken, so würden sie, wie die Schildkröte, in dieser Lage sterben müssen: denn es wäre ihnen unmöglich, sich aus eigner Kraft wieder umzuwenden.

Sind aber einer Mutter ihre Pflichten erst lästig, dann findet sie auch bald Mittel, dieselben gänzlich von sich abzuschütteln.

Ausnahmsweise hatte ich Gelegenheit, die Kunstgriffe junger Frauen zu beobachten, die sich stellten, als ob sie ihre Mutterpflichten selbst erfüllen wollten. Sie verstanden es vortrefflich, den Schein zu erwecken, als fügten sie sich einem äußern Drucke, wenn sie von ihrem Wunsche, ihre Kinder selbst zu stillen, abständen. Man läßt geschickt die Ärzte, die Gatten und besonders die Mütter sich ins Mittel legen. Ein Gatte, welcher seiner Frau gestattete, ihr Kind selbst zu nähren, wäre ein verlorner Mann. Man würde ihn für einen Mörder halten, der sich seiner Gattin nur entledigen möchte. Kluge Gatten! Die Vaterliebe muß dem ehelichen Frieden geopfert werden. Wie glücklich dürft ihr euch schätzen, daß es auf dem Lande noch Frauen giebt, die stärker sind, als eure. Glücklich könnt ihr euch preisen, wenn diese die Zeit, welche sie erübrigen, nicht andern, als euch, widmen.

Die Pflicht der Mütter, ihren Kindern gegenüber, läßt keinen Zweifel zu. Weil sie sich derselben jedoch entziehen, so läßt sich die Frage aufwerfen, ob es für die Kinder einerlei sei, von der mütterlichen Milch oder der einer andern Frau genährt zu werden. Da die Entscheidung über diese Frage einzig und allein den Ärzten zukömmt, halte ich sie für endgiltig und offenbar zu Gunsten der Frauen entschieden.

Soll denn aber diese Frage nur von der physischen Seite aus betrachtet werden? Und bedarf denn das Kind weniger der treuen

Pflege einer Mutter als ihrer Brust? Andere Frauen, Tiere sogar, werden ihm die Milch, welche sie ihm entzieht, geben können. Für die mütterliche Sorgfalt findet sich jedoch kein Ersatz. Wer ein fremdes Kind statt ihres eignen nährt, kann nur eine schlechte Mutter sein; wie sollte eine solche nun eine gute Amme sein? Sie wird es werden können, aber freilich nur langsam; die Gewohnheit wird allmählich die Natur verändern müssen.

Ein schlecht gepflegtes Kind kann daher hundertmal umkommen, ehe seine Amme die Zärtlichkeit einer Mutter für dasselbe gefaßt hätte.

Der oben erwähnte Mangel an Pflichtgefühl junger Mütter zieht noch einen andern Übelstand nach sich, der an sich schon genügte, jeder gemütvollen Frau den Mut zu nehmen, ihr Kind von einer Fremden aufziehen zu lassen; sie hat nicht nur ihre Mutterrechte mit jener zu teilen, sondern sich derselben ganz zu begeben. Muß sie nicht schweigend zusehen, wie ihr Kind eine andre Frau in gleichem Maße, wie sie, liebt? Muß sie nicht fühlen, daß die ihr gebührende Zärtlichkeit nur eine Art Gnade ist, während sich die Zuneigung für die Pflegemutter zu einem Akte schuldiger Dankbarkeit gestaltet. Oder sollte es unnatürlich sein, wenn ich derjenigen, welche mir die Sorgfalt und Pflege einer Mutter zu teil werden ließ, nicht auch die zärtliche Liebe des Sohnes entgegenbringen?

So vieles sich über den angeregten Gegenstand noch sagen ließe, so entmutigend ist es, vergeblich ein so unnützes Thema zu wiederholen. Und doch hängt mehr davon ab, als man glaubt.

Verlangt ihr, daß jeder seine natürlichen Pflichten erfüllt, so fangt bei den Müttern an. Ihr werdet über die bewirkte Veränderung erstaunen. Denn die Vernachlässigung dieser ersten Pflicht zieht stufenweise andere Übelstände nach sich. Die sittliche Ordnung wird verkehrt. Jedes natürliche Gefühl erlischt zwischen Eltern und Geschwistern. Im Hause selbst herrscht weniger Leben. Der unter andern Verhältnissen rührende Anblick einer heranwachsenden Familie hat für den Gatten keinen Reiz mehr und legt dem Fremden keine Rücksichten auf. Die Mutter, welche ihre Kinder nicht um sich hat, *flößt weniger* Achtung ein. Es fehlt das Familienleben. Keine

Gewöhnung verstärkt die Bande des Blutes: es giebt weder Väter noch Mütter, weder Kinder noch Geschwister. Sie kennen sich kaum; wie sollten sie einander lieben? Jeder denkt nur an sich selbst, und wenn das Haus in der Folge zur traurigen Einöde geworden ist, sucht man außerhalb desselben Zerstreuung.

Wenn sich jedoch eine Mutter dazu versteht, ihr Kind selbst zu stillen, so würden die Sitten von selbst gereinigt werden. Die natürlichen Gefühle würden in allen Herzen erwachen und die Bevölkerung des Staates wieder zunehmen; kurz, jener *eine* Umstand wird allein alle Mißverhältnisse beseitigen; denn das beste Gegengift für verdorbne Sitten ist der Zauber des Familienlebens. Da klingt der oft lästige Lärm der Kinder angenehm und macht Vater und Mutter nur unentbehrlicher und daher einander um so teurer. Er knüpft die ehelichen Bande fester. Wo Anregung und Fröhlichkeit im Familienkreise herrscht, da bilden die Sorgen für das Hauswesen die liebste Beschäftigung der Hausfrau und den angenehmsten Zeitvertreib des Mannes. Auf diese Weise würde schon die Beseitigung jenes ersten Mißbrauchs bald eine allgemeine Hebung der Sitten herbeiführen und die Natur wieder in ihre alten Rechte eingesetzt werden. Wollten die Frauen erst wieder Mütter werden, so würden die Männer auch bald wieder Väter und Gatten sein.

Doch das hieße vergeblich reden! Selbst der Widerwille gegen die Vergnügungen der Welt führt zu jener Ursprünglichkeit nicht zurück. Die Frauen haben einmal aufgehört, Mütter zu sein, und werden und wollen es nicht wieder sein.

Wo es aber keine Mutter giebt, da giebt es auch kein Kind; denn ihr Verhältnis beruht auf einer wechselseitigen Erfüllung ihrer Pflichten. Genügt man denselben schlecht auf der einen Seite, so wird man sie auf der andern ebenfalls vernachlässigen. Das Kind aber soll seine Mutter schon lieben, ehe es sich bewußt wird, daß dies seine Schuldigkeit ist. Wird deshalb die Stimme des Blutes nicht durch Gewöhnung und unermüdliche Sorgfalt befestigt, so erlischt sie in den ersten Jahren. Das Herz stirbt so zu sagen ab, schon ehe es vorhanden ist. Bei den ersten Schritten weichen wir bereits von der Natur ab.

Viele schlagen in dieser Beziehung einen entgegengesetzten Weg ein. Anstatt ihre Mutterpflichten zu vernachlässigen, übertreiben sie dieselben in solchem Maße, daß sie aus ihrem Kinde ihren Abgott machen. Man nährt und vermehrt seine Schwäche, in der Meinung, ihm dieselbe weniger fühlbar zu machen. In der Hoffnung, den Pflegling den Forderungen der Natur zu entziehen, entfernt man jede schmerzliche Berührung, ohne dabei zu überlegen, daß man, statt einiger geringer augenblicklicher Unannehmlichkeiten, künftige Unglücksfälle und Gefahren heraufbeschwört. Ebensowenig überlegt man, daß es eine barbarische Vorsichtsmaßregel ist, das Kind in seiner Hinfälligkeit bis zu jener Zeit zu erhalten, wo die Mühen und Arbeiten des Mannesalters beginnen. Thetis tauchte, der Sage nach, ihren Sohn in den Styx, um ihn unverletzlich zu machen, ein Gleichnis, das ebenso schön, wie bezeichnend ist. — Nicht so die herzlosen Mütter unsrer Zeit. Durch eine fast methodische Verweichlichung erweitern sie die Poren der Kinder und machen sie dadurch für allerlei Übel empfänglich. Ja, sie bereiten sie für jene ernsten Leiden vor, denen sie ausgesetzt werden, sobald sie erwachsen sind.

Darum beobachte man die Natur und folge der von ihr vorgezeichneten Bahn; denn die Natur hält die Kinder in beständiger Übung. Auf die verschiedenste Weise härtet sie ihren Körper durch allerhand Proben ab und lehrt sie frühzeitig, was Leiden und Schmerzen bedeuten. Fast das ganze erste Kindesalter besteht schon aus Gefahren oder Krankheiten. Das Zahnen verursacht Fiebererscheinungen. Anhaltendes Husten bringt Erstickungsanfälle hervor, und die Hälfte der Kinder, die geboren werden, stirbt noch vor dem achten Lebensjahre. Hat aber ein Kind die Probe der Abhärtung bestanden, so hat es an Kraft zugenommen; sobald es seine Lebenskraft gebrauchen lernt, so wird auch seine natürliche Grundlage an Festigkeit gewinnen.

Warum handelt ihr nun diesen Vorschriften der Natur zuwider? Seht ihr nicht ein, daß ihr, in dem Glauben, ihr Werk zu verbessern, es nur zerstört nnd die volle Wirkung ihrer Sorgfalt *dadurch aufhebt*? — Aber eurer Meinung nach ist es eine Verdoppe-

lung der Gefahr, wenn ihr mit äußerlichen Mitteln das unterstützt, was sich innerlich vollzieht, während es im Gegenteil ein Ablenken, ein Abschwächen derselben bedeutet. Die Erfahrung lehrt, daß im Verhältnis mehr verzärtelte als abgehärtete Kinder sterben. Überschreitet man nicht das Maß ihrer Kräfte, so entsteht bei einem richtigen Gebrauch derselben sicher geringere Gefahr, als bei unaufhörlicher Schonung der Kinder. Übt sie daher, allen Zufällen, die ihnen in körperlicher oder geistiger Beziehung drohen, zu widerstehen. Härtet ihren Körper gegen die Unbilden des Wetters, wie gegen elementare und klimatische Schwankungen ab. Laßt sie Hunger, Durst und Ermüdung ertragen! Taucht sie, mit einem Worte, in das Wasser des Styx. Ehe der Körper seine volle Festigkeit erlangt hat, kann man ihm jede beliebige Haltung geben. Ist er dagegen vollkommen entwickelt, so dürfte jede Umbildung für ihn gefährlich werden. Ein Kind erträgt jede Veränderung leichter, als ein Erwachsener, da seine geschmeidigen Muskeln und beweglichen Sehnen sich ohne Anstrengung jeder beliebigen Form anpassen, während die steiferen Muskeln des Erwachsenen nur widerstrebend die einmal angenommene Form noch verändern. Man kann also ein Kind ohne Gefahr für sein Leben und seine Gesundheit kräftigen. Und selbst, wenn eine Gefahr damit verbunden wäre, dürfte man doch keinen Augenblick zögern. Kann man daher etwas Besseres thun, als die Gefahren, die doch dem menschlichen Leben überall drohen, auf die Zeit zu beschränken, wo sie den geringsten Nachteil haben?

Die allgemeine Bestimmung des Menschen für die Dauer seines Lebens ist: leiden. Schon die Sorge für seine Erhaltung ist mit Mühseligkeiten verknüpft. Darum darf derjenige von Glück sagen, der als Kind nur körperliche Schmerzen kennt, Leiden, die weniger unerträglich sind, als seelische, und ihn selten zu einem freiwilligen Verzicht auf das Leben veranlassen. Niemand wird um gichtischer Schmerzen willen Hand an sich legen, während Störungen des Seelenlebens oft zur Verzweiflung treiben. Es ist daher ein seltsamer Widerspruch, wenn wir das Los des Kindes beklagen, anstatt das unsrige zu bedauern. Unsre tiefsten und schmerzlichsten Leiden haben ihren Ursprung stets in uns selbst.

Der erste Laut des Kindes nach seiner Geburt ist ein Schreien. Unter Weinen verfließt seine erste Kindheit. Bald wird es gewiegt, bald geliebkost, um es zu beruhigen; bald versucht man durch Drohungen, ja selbst durch Schläge das kleine Wesen zum Schweigen zu bringen. Ja, man geht noch weiter und thut entweder, was *ihm gefällt*, oder verlangt, daß es sich unserm Willen füge: d. h. wir geben entweder *seinen* Launen nach, oder wir handeln ihm gegenüber nach *den unsrigen*. Einen Mittelweg giebt es nicht. Da das Kind nun entweder selbst Befehle giebt, oder solche empfängt, so wird der Inhalt seiner ersten unklaren Vorstellungen bereits „*Herrschaft und Unterwürfigkeit*“ sein. Die Folge davon ist, daß das Kind, schon ehe es sprechen gelernt, befiehlt, und ehe es handeln gelernt hat, gehorcht. Ja, man züchtigt es häufig schon, ehe es fähig ist, wirkliche Fehler zu begehen, oft schon, ehe es zum Bewußtsein derselben gelangt.

Wißt ihr nicht, daß man auf diese Weise schon frühzeitig Leidenschaften, welche man nur zu gern als natürliche Anlagen bezeichnet, in das junge Herz pflanzt und daß, nachdem man sich alle Mühe gegeben, Unarten hervorzurufen und zu befördern, man sich über dieselben beklagt?

Sechs oder sieben Jahre ist das Kind auf diese Weise den Händen der Frauen überlassen, ein Opfer seiner eignen und ihrer Launen. Nachdem man ihm dies und jenes gelehrt, d. i. sein Gedächtnis mit unverständlichen Namen und nutzlosen Dingen beschwert hat; nachdem jedes natürliche und kindliche Gefühl durch künstlich genährte Leidenschaftlichkeit erstickt ist, überläßt man dieses Kunstprodukt einem Hofmeister, welcher die bereits vorhandenen künstlichen Keime vollends ausbildet und seinem Zögling alles lehrt, nur nicht, sich selbst kennen zu lernen, nur nicht die Kunst zu leben und sich glücklich zu machen. Und wenn nun schließlich dieses Wesen, das mit vielem Wissenswürdigen mangelndes Verständnis verbindet und doch an Körper und Seele gleich schwach ist, wenn ein solches Wesen in die Welt hinausgestoßen wird, wo es mit seiner Albernheit, seinem Hochmut alle seine Fehler offen zur Schau trägt, so *beklagt* man das menschliche Elend und die menschliche Verkehrtheit.

Aber man täuscht sich; denn das ist nur ein Mensch, wie ihn unsre Launen gebildet haben. Der Mensch, wie ihn die Natur gebildet hat, trägt andre Züge.

Wünscht ihr nun, daß dieser seine ursprüngliche Gestalt behalte, so schützt ihn von dem Augenblicke an, wo er das Licht der Welt erblickt. Bemächtigt euch seiner, sobald er geboren, verlaßt ihn nicht, ehe er ein Mann ist, sonst werdet ihr schwerlich einen Erfolg erzielen. Wie die Mutter die naturgemäße Amme ist, so ist der Vater der naturgemäße Erzieher seiner Kinder. Zwischen den Eltern bedarf es daher einer völligen Übereinstimmung, sobald das Kind aus den Händen des einen in die des andern übergeht, und zwar sowohl mit Bezug auf ihre Grundsätze, wie in der planmäßigen Behandlung ihrer gemeinsamen Thätigkeit. Ein vernünftiger, wenn auch nach gewissen Richtungen hin beschränkter Vater wird sein Kind besser als der geschickteste Lehrer erziehen; denn sein Eifer bietet einen höhern Ersatz für das Talent, als dieser für die Anlage.

Aber die Geschäfte, die amtlichen Obliegenheiten, die Pflichten! ruft man aus. Ist denn die Vaterpflicht nicht die vornehmste? Dürfen wir uns aber wundern, wenn ein Hausherr, dessen Gattin es nicht der Mühe für wert hält, die Frucht ihres Ehebündnisses zu stillen, es verschmäht, sein Kind zu erziehen? Es giebt kein bezauberndes Bild, als das einer innig verbundenen Familie. Aber ein häßlicher Zug zerstört auch ein sonst gelungenes Gemälde. Kann also eine Mutter aus Gesundheitsrücksichten ihre Mutterpflichten nicht erfüllen, so kann ein Vater auch unter der Last der Geschäfte schwerlich die Zeit für die Erziehung seiner Kinder finden. Werden dieselben dann vom Hause entfernt und in Pensionen, Klöster oder Schulen untergebracht, dann werden sie auf diese Weise dem elterlichen Hause entfremdet und können nicht umhin, die sie verbindende Liebe auf andre zu übertragen, oder vielmehr, sie werden sich gewöhnen, niemanden zu lieben, oder für irgend jemand Zuneigung zu empfinden. Brüder und Schwestern kennen einander kaum. Versammelt man dann einmal die Geschwister zu besonders festlichen Gelegenheiten, so werden sie einander höflich behandeln und sich doch fremd gegenüberstehen. Sobald die innere Zusammengehörigkeit

unter den Angehörigen aufhört, und ihr Lebensglück nicht mehr in dem Familienleben wurzelt, fällt man zum Ersatz üblen Neigungen und einem schlechten Lebenswandel zum Opfer.

Derjenige Vater, welcher seine Kinder nur erzeugt und nährt, erfüllt nur den dritten Teil seiner Obliegenheiten. Er schuldet seinem Geschlechte Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft ebenbürtige und umgängliche Menschen. Dem Staate ist er Bürger schuldig. Jeder tüchtige Mann vermag sich dieser dreifachen Schuld zu entledigen. Unterläßt er es, ist er strafbar; doppelt strafbar, wenn er dieselbe nur zur Hälfte abträgt. Wer aber nicht die Pflichten eines Vaters zur erfüllen vermag, hat auch kein Recht, es zu werden. Weder Armut, noch Arbeit, noch irgend eine Rücksicht auf die Menschen, können ihn der Pflicht entheben, der alleinige Ernährer und Erzieher seiner Kinder zu sein. Der Leser traue meiner Erfahrung. Ich sage es jedem, **der Kinder** hat und seine heiligsten Pflichten gegen sie vernachlässigt, im voraus, daß er seine Fehler einst bitterlich beweinen wird, ohne je dafür Trost zu finden.

Was thut nun solch ein reicher Mann und vielbeschäftigter Familienvater, welcher seiner Meinung nach gezwungen ist, seinen Kindern seine volle Fürsorge zu entziehen? Er bezahlt einfach einen andern Mann, welcher die ihm obliegenden Sorgen an seiner Stelle übernimmt. Feile Seele! Glaubst du, deinem Sohne einen andern Vater erkaufen zu können? — Täusche dich nicht! Nicht einen Lehrer, sondern nur einen Knecht vermagst du ihm auf diese Weise zu geben. Dieser wird sich beeilen, aus deinem Kinde auch einen solchen zu machen.

Über die Eigenschaften eines guten Erziehers gehen die Ansichten sehr auseinander. Meine erste Forderung — und diese begreift alle übrigen Voraussetzungen in sich — ist, daß derselbe nicht verkäuflich sein darf. Manche Berufsarten stehen auf solcher Höhe, daß man sich denselben nicht um des Lohnes willen widmen darf, denn man würde ihrer sich unwürdig erzeigen. Diese sind das Amt des Kriegers und des Lehrers. „Wer aber soll mein Kind erziehen, wenn ich es nicht vermag?“ „So verschaffe dir einen Freund. Das ist der einzige mir bekannte Ausweg!“

Je mehr man darüber nachdenkt, um so größere Schwierigkeiten treten hervor. Zunächst müßte nicht nur der Erzieher für seinen Zögling eigens vorgebildet werden, sondern auch die Diener müßten für denselben besonders erzogen werden, damit jeder in seiner Umgebung von denselben Vorstellungen beherrscht würde, welche er dem Zögling übermitteln sollte. Auf diese Weise würde man allerdings zu dem Uranfange der Erziehung zurückgehen müssen. Wie aber kann ein Kind von jemandem, der selbst keine Erziehung genossen hat, erzogen werden? Ich weiß es nicht. Aber angenommen, dieser Wundermann würde entdeckt, so heißt es, im Hinblick auf seine Obliegenheiten, genau zu untersuchen, wie er beschaffen sein muß. Doch scheint es mir selbstverständlich zu sein, daß ein Vater, welcher den vollen Wert eines guten Erziehers zu schätzen wüßte, lieber auf einen solchen verzichtete. Es würde ihm größere Mühe verursachen, denselben für sein Kind zu gewinnen, als dieses Amt selbst zu übernehmen. Möchte er sich einen Freund verschaffen, so erziehe er sich in seinem Sohne einen treuen Gefährten. Auf diese Weise ist er der Mühe überhoben, ihn in der Ferne zu suchen. Die Natur hat bereits das halbe Werk selbst für ihn gethan.

Jemand*), der mir nur seiner Stellung nach bekannt ist, hatte mir vorgeschlagen, seinen Sohn zu erziehen. Er hat mir ohne Zweifel mit diesem Anerbieten eine große Ehre erwiesen; anstatt sich über meine Ablehnung zu beschweren, darf er mit meiner Zurückhaltung nur zufrieden sein. Hätte ich seinen Antrag angenommen, und meine Erziehungsmethode hätte sich als irrtümlich erwiesen, so wäre auch die Erziehung des Sohnes verfehlt worden. Noch schlimmer würde es sein, wenn ich ein glückliches Resultat erzielt hätte. Sein

*) Rousseau hatte zwanzig Jahre früher einen verunglückten Versuch in dieser Richtung gemacht; er hatte ein Jahr lang das Amt eines Erziehers der beiden Söhne des Grand Prévôt de Mably in Lyon bekleidet. Unter seinen vermischten Schriften befindet sich noch ein Erziehungsplan, den er nach kurzem vorläufigen Aufenthalte in dem Hause des Herrn von Mably ausgearbeitet und diesem übergeben hatte. (Projet pour l'éducation de M. de Sainte-Marie.) (Siehe Reimer: Anmerk.)

Sohn hätte dann auf seine Titel verzichtet, er hätte nicht mehr Prinz sein wollen.

Da ich nun zu sehr von dem Umfange und der Wichtigkeit meiner erziehlichen Pflichten durchdrungen bin und zu sehr meine Unfähigkeit für eine solche Stellung fühle, so würde ich niemals dieses Amt übernehmen, von welcher Seite her man es mir auch anbieten würde. Selbst das Interesse der Freundschaft könnte für mich nur ein neuer Beweggrund zur Ablehnung sein.

Ich bin überzeugt, daß sich nach Lektüre dieses Buches nur wenige versucht fühlen werden, mir ein solches Anerbieten zu machen, und ich bitte diejenigen, welche sich etwa doch dazu verstehen könnten, sich keine vergebliche Mühe zu geben. Der Versuch, den ich in früherer Zeit mit der Erziehungskunst gemacht, hat mir den genügenden Beweis geliefert, daß ich mich nicht für dieselben eigne, und meine äußere Lage würde mir die Ausübung desselben auch dann unmöglich machen, wenn es mir an der nötigen Befähigung nicht gebräche. Diese öffentliche Erklärung glaubte ich denen schuldig zu sein, welche eine zu geringe Meinung von mir zu hegen scheinen, um mich für aufrichtig und fester Entschlüsse fähig zu halten.

Da ich nun außer stande bin, mich persönlich diesem so nützlichen Beruf zu widmen, so wage ich, dem Beispiele andrer folgend, einen leichtern Versuch: nämlich, anstatt selbstthätig Hand ans Werk zu legen, werde ich mit der Feder mich bemühen, meine diesbezüglichen Gedanken zu entwickeln.

Ich bin mir wohl bewußt, daß bei ähnlichen Gelegenheiten die Verfasser, welche der Mühe überhoben sind, ihre Systeme praktisch zu verwerten, ganz beliebige Vorschriften geben, die unmöglich zu befolgen sind. Selbst das praktisch Durchführbare bleibt häufig durch mangelhafte Darstellung und fehlende Beispiele unbenutzt; denn die Anwendung derselben ist nicht nachgewiesen.

Ich habe deshalb den festen Entschluß gefaßt, meine Grundsätze und Lehren auf einen Zögling anzuwenden, der nur in meiner Phantasie vorhanden ist, und an seiner Erziehung zu arbeiten. Indem ich bei mir selbst das nötige Alter, die Gesundheit und Kenntnisse, sowie die erforderlichen Anlagen voraussetze, will ich ihn von

dem Augenblicke seiner Geburt an bis zu dem Zeitpunkte leiten, wo er, ein fertiger Mann, keinen andern Führer braucht, als sich selbst.

Um nicht unnützerweise mein Buch noch umfangreicher zu machen, habe ich mich begnügt, solche Grundsätze aufzustellen, deren Wahrheit niemand bestreiten kann. Was nun die Regeln betrifft, deren Richtigkeit vielleicht noch bewiesen werden müßten, so sind dieselben sämtlich auf meinen „Emil" bezogen oder an andern Beispielen erläutert worden. Möge der Leser selbst urteilen, inwieweit mein Plan gelungen ist.

Verschiedene Gründe hinderten mich, bisher viel über meinen Emil zu sprechen. Meine bisher aufgestellten Regeln über eine vernünftige Erziehung widersprechen zwar den jetzt üblichen Ansichten; dennoch werden sie so überzeugend sein, daß kein vernünftiger Mensch denselben seine Billigung versagen wird. Allein je mehr mein Werk fortschreitet, wird auch Emil kein gewöhnliches Kind mehr bleiben. Er bedarf einer besondern Erziehungsweise, die seiner Eigenart entspricht, denn er ist von jeher anders geleitet worden, als euer Zögling. Fortan wird derselbe auch häufiger persönlich auftreten, und in späterer Zeit werde ich ihn keinen Augenblick aus den Augen verlieren, bis er, allen Einwendungen zum Trotz, meiner Leitung nicht mehr bedarf.

Ich hebe hier nicht die Eigenschaften eines guten Erziehers hervor. Ich setze sie einfach voraus und denke auch selbst diese Anlagen zu besitzen. Der Leser dieses Werkes wird bald bemerken, wie vorurteilslos ich gegen mich selbst war.

Der herrschenden Meinung entgegen möchte ich aber betonen, daß der Erzieher jung sein muß, ja so jung, wie es ein verständiger Mann nur irgend sein kann. Wenn irgend möglich, möchte ich sogar wünschen, daß derselbe noch soweit Kind wäre, um der Freund und Gefährte unsers Zöglings zu werden. Teilnahme an den Belustigungen desselben würden ihm bald Vertrauen erwerben. Denn leider giebt es zu wenig gemeinschaftliche Beziehungen zwischen der Kindheit und dem vorgerückten Alter, und der bedeutende Unterschied der Jahre schließt daher eine dauernde Zu-

Für gewöhnlich wünscht man, daß ein Erzieher schon einmal die Erziehung eines Kindes vollendet habe. Man nimmt an, daß derselbe durch reichere Erfahrung auch Bedeutenderes leisten könne. Diese Fordrung geht zu weit. Ein einziger Mann kann nur einmal seine ganze Kraft auf eine Erziehung verwenden. Wer sich diesem Berufe mit voller Hingebung widmete und dessen Mühe und Sorgen beurteilen lernte, wird diese Aufgabe nicht zum zweiten Male übernehmen. Vermochte er das erste Mal derselben nicht zu genügen, so wird er in diesem Umstande sicher ein böses Vorzeichen für die Folgezeit erblicken.

Es muß zugestanden werden, daß es ein großer Unterschied ist, sich einem jungen Menschen für die Dauer von vier Jahren zu widmen, als denselben während eines Zeitraumes von fünfundzwanzig Jahren zu leiten. Ihr gebt eurem Sohn einen Erzieher, wenn derselbe schon ganz entwickelt ist. Ich dagegen verlange, daß derselbe schon vor der Geburt des Kindes vorhanden ist. Euer Erzieher kann seinen Zögling nach Verlauf weniger Jahre wechseln; der meinige ist an einen einzigen gebunden. Eine fernere Thorheit besteht in dem Unterschiede, welcher gewöhnlich zwischen Lehrer und Erzieher gemacht wird. Unterscheidet ihr denn auch Schüler und Zögling? Unter den Wissenschaften ist auch nur eine einzige den Kindern zu lehren, nämlich die Wissenschaft von den Pflichten der Menschen. Diese Wissenschaft ist in sich abgeschlossen und einheitlich; sie läßt sich nicht teilen. Übrigens ziehe ich die Bezeichnung: „Erzieher" vor für denjenigen, welcher diese Wissenschaft uns mitteilt, weil es sich weniger darum handelt zu unterrichten, als zu leiten. Er hat weniger Vorschriften zu geben, als die Mittel und Wege finden zu lassen, welche zur Erkenntnis der Pflichten führen.

Wenn man in seinem eignen Interesse hinsichtlich der Wahl eines Erziehers die höchste Sorgfalt beobachtet, so sollte auch letzterem gestattet werden, seinen künftigen Zögling selbst auszuwählen, besonders, wenn es sich darum handelt, ein Muster aufzustellen. Für diese Wahl dürfen weder die Fähigkeiten, noch der Charakter des Kindes maßgebend werden, da man es erst ganz nach Beendigung

der Erziehung kennt. Wir aber haben den künftigen Zögling schon vor dessen Geburt uns zugeeignet. Hätte ich eine solche Wahl, so dürfte dieselbe nur auf ein mittelmäßig beanlagtes Kind fallen. Denn nur ein gewöhnlich befähigter Mensch bedarf der Erziehung, und diese kann allein der Erziehung seinesgleichen zum Vorbilde dienen. Alle andern erziehen sich, ungeachtet aller Gegenbemühungen, allein.

Von wesentlichem Einfluß auf die Erziehung der Menschen ist das Land ihrer Geburt. Ihre höchste Entwicklung erreichen sie nur unter gemäßigten Himmelsstrichen. Sowohl die heiße, wie die kalte Zone bieten sichtbare Nachteile. Kein Mensch kann, wie ein Baum, für die Dauer seines Lebens in ein bestimmtes Land gepflanzt werden, und deshalb muß derjenige, welcher von der heißen Zone zur kalten reist, das Doppelte des Weges von jenem zurücklegen, der, um dasselbe Ziel zu erreichen, von einem mittlern Punkte ausgeht.

Wenn nun der Bewohner der gemäßigten Zone allmählich jene äußersten Himmelsstriche durchwandert, so ist er in augenscheinlichem Vorteil. Denn obwohl er seine Natur ebenso ändern muß, wie derjenige, welcher die äußersten klimatischen Gegensätze zu überwinden hat, so giebt er in dieser Beziehung seine natürliche Beschaffenheit nur zur Hälfte auf. Daraus folgt, daß ein Franzose wohl in Lappland und Guinea, ein Neger aber weder in Tornea, noch ein Samojede an der Sklavenküste leben kann. Auch scheint es fast, als wäre das Gehirn bei den Bewohnern jener entgegengesetzten Erdstriche weniger für eine geistige Entwicklung und Fortbildung fähig, denn weder der Neger noch Lappländer besitzen den Verstand des Europäers. Wenn ich also wünsche, daß mein Zögling sich den Lebensbedingungen jedes Klimas füge, so muß er einem gemäßigten Erdstrich, und noch besser Frankreich, als einem andern Lande entstammen.

Ungeachtet des unfruchtbaren Bodens im Norden ist der Verbrauch an Nahrung dort verhältnismäßig größer als im Süden bei ergiebigem Boden. Daraus ergiebt sich ein neuer Unterschied; denn ersterer zwingt seine Bewohner zur Thätigkeit, während auf

letzterem die Menschen beschaulich und träge werden. Ein gleiches Bild bietet die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Unterschiede zwischen Armen und Reichen. Jene sind die Bewohner des unfruchtbaren Bodens, diese bewohnen die fruchtbaren Gegenden des Südens.

Der Arme bedarf keiner besondern Erziehung. Seine Lebenslage zwingt ihn zur Selbsterziehung. Eine andre, darüber hinausgehende, ist für ihn unnötig. Auch ist eine solche Erziehung, wie sie ein im Reichtum erzogenes Kind durch seine Stellung erhält, weder für dieses, noch für die Gesellschaft förderlich. Eine naturgemäße Erziehung soll übrigens einen Menschen zu jeder menschlichen Stellung geeignet machen.

Wenn wir nun unsern Zögling aus der Klasse der Reichen wählen, haben wir wenigstens die Sicherheit, einen Menschen mehr bilden zu können und dem Vorurteile ein Opfer entrissen zu haben.

Ich betrachte Emil als Waise, ob derselbe noch beide Eltern besitzt, oder nicht; denn indem ich die elterlichen Pflichten übernehme, trete ich auch in die Rechte derselben ein. Emil soll seine Eltern ehren, aber nur mir gehorchen. Das ist meine erste, sogar meine einzige Bedingung. Diese ist durch den Vorbehalt zu erweitern, daß man uns niemals ohne unsre gegenseitige und ausdrückliche Zustimmung voneinander trennt. Meiner Ansicht nach müssen Zögling und Erzieher sich dergestalt für unzertrennlich halten, daß ihr Lebenslos stets das höchste gemeinschaftliche Gut für sie bildet. Sobald sie überhaupt eine Trennung ins Auge fassen können, sobald sie schon einen Zeitpunkt voraussehen, der sie auseinanderreißen könnte, so sind sie bereits getrennt. Jeder geht im Geiste schon seinen eignen Weg, und während er an die Zeit kommender Trennung denkt, harrt er nur widerwillig in dem bestehenden Verhältnisse aus. Der Zögling erblickt in dem Lehrer nur den Aufpasser und Quälgeist seiner Jugend, und der Lehrer betrachtet seinen Schüler als eine drückende Last, deren er sich so bald als möglich zu entledigen wünscht. Beide ersehnen folglich den Augenblick, welcher sie voneinander befreit. Da keine wahre Zuneigung zwischen ihnen bestand, so wird der Lehrer wenig Aufmerksamkeit, der Zögling wenig Fügsamkeit mehr an den Tag legen.

Betrachten beide aber ihr Verhältnis vorläufig als unauflöslich, so liegt es ihnen auch am Herzen, einander zu lieben, und dieses Bestreben allein macht sie einander wert. Der Zögling schämt sich nicht, als Kind dem zukünftigen Freunde seiner Mannesjahre zu folgen, während der Erzieher sich mit Hingebung Bemühungen unterzieht, deren Früchte er dereinst ernten soll. Daher sind alle Vorzüge, die er seinem Zögling verleiht, ein Kapital, das er sich für seine alten Tage ansammelt.

Ein solcher im voraus geschlossener Vertrag setzt natürlich bei dem Zöglinge einen wohlgestalteten, kräftigen und gesunden Körper voraus. Ein Vater darf, bezüglich der ihm von Gott gegebenen Kinder, nicht wählerisch sein, noch eins seiner Familienglieder besonders bevorzugen. Alle seine Kinder müssen ihm ohne Unterschied lieb sein. Jedem einzelnen schuldet er gleiche Liebe, gleiche Hingebung. Jedes Kind ist ein ihm anvertrautes Gut, über welches er demjenigen, aus dessen Hand er es erhalten hat, Rechenschaft ablegen muß, mag nun ein solches Kind verkrüppelt oder wohlgestaltet, schwächlich oder kräftig sein. Denn die Ehe ist ein Vertrag, der ebenso wohl mit der Natur, wie zwischen den Gatten geschlossen wird.

Wer sich aber Pflichten auferlegt, die nicht aus natürlichen Verhältnissen hervorgehen, sichere sich im voraus die Mittel, welche ihm die Erfüllung derselben ermöglichen; sonst wird er selbst da zur Verantwortung gezogen, wo er machtlos ist, den Forderungen zu genügen. Daraus folgt auch, daß ein Erzieher, welcher seine Sorgfalt einem schwächlichen und kränklichen Zöglinge widmet, seine erziehliche Thätigkeit mit dem Amte eines Krankenwärters vertauscht. In der Sorge für ein nutzloses Leben, geht die Zeit für die würdigere Aufgabe verloren, den Wert eines Menschenlebens zu erhöhen. Vielleicht setzt er sich auch eines Tages der Gefahr aus, daß eine trostlose Mutter ihn mit Vorwürfen über den Tod ihres Sohnes überhäuft, dessen Erhaltung er sich zur Lebensaufgabe machte.

Ich würde mich nie zu der Erziehung eines kränklichen und langsam dahinsiechenden Kindes verpflichten. Was soll mir ein Zög-

ling, der sich selbst und seinen Mitmenschen zur Last ist, der einzig seiner körperlichen Erhaltung lebt und dessen geistige Entwicklung durch einen geschwächten Körper beeinträchtigt wird? Würde nicht meine Sorge vergeblich verschwendet, und der Verlust der Gesellschaft verdoppelt, indem ich ihr zwei Glieder an Stelle eines entziehe? Möge ein anderer, statt meiner, sich dieses Schwächlings annehmen! Ich habe nichts dagegen; ja ich billige seine Nächstenliebe. Mir leider fehlt die Fähigkeit dafür, jemanden leben zu lehren, der nur daran denkt, den Tod von sich abzuwehren.

Gesunde Lebenskraft ist die Grundbedingung für den Körper, wenn er den Anforderungen des Geistes gehorchen soll. Ein guter Diener muß stark sein. Ich bin überzeugt, daß Unmäßigkeit nicht nur Leidenschaften hervorrufen, sondern auch den Körper auf die Dauer schwächen muß. Eine ähnliche Wirkung erzeugen Kasteiungen und Fasten, wenn auch durch entgegengesetzte Ursachen. Je hinfälliger ein Körper ist, um so stärker sind seine Anforderungen; je kräftiger derselbe entwickelt ist, je mehr versteht er sich unterzuordnen.

Ein hinfälliger Körper schwächt auch den Geist. Daher die Herrschaft der Heilkunst, eine Kunst, die an Gefährlichkeit alle Übel übertrifft, die sie zu heilen vorgiebt. Ich allerdings bin mir unklar, welche von unsern Krankheiten die Ärzte zu heilen vermögen; doch bin ich überzeugt, daß ihre Behandlung häufig Übel hervorruft, die für die Menschheit verhängnisvoll werden, z. B. Kleinmut und Feigheit, Leichtgläubigkeit und Todesfurcht. Während die Ärzte den Körper heilen, töten sie den Mut. Was nützt es, daß sie wandelnde Leichen schaffen? Wir bedürfen Menschen, und diese gehen aus ihren Händen nicht hervor.

Das Medizinieren ist eine allgemeine und selbstverständliche Modesache geworden. Es ist ein Zeitvertreib müßiger und träger Leute, welche keine bessere Verwendung ihrer Zeit kennen und sie deshalb durch strenge Aufmerksamkeit auf ihr körperliches Wohl vergeuden. Hätte sie das Unglück getroffen, unsterblich geboren zu werden, so wären sie die elendesten Wesen geworden. Solche Leute aber bedürfen der Ärzte. Diese erwecken ihnen heute Todesfurcht und morgen Hoffnung und machen ihnen jeden Tag von neuem das

einzige Vergnügen, für welches sie noch empfänglich sind, das Vergnügen nämlich, nicht gestorben zu sein.

Ich habe nicht die Absicht, hier des weitern über die Wertlosigkeit der Heilkunde mich auszusprechen. Mein einziger Zweck ist, sie vom Standpunkt der Sittlichkeit aus zu erörtern. Indes vermag ich die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß die Menschen hinsichtlich ihres Nutzens ähnliche Trugschlüsse machen, wie bei Erforschung der Wahrheit. Sie gehen ebenso von der Voraussetzung aus, daß ärztliche Behandlung einen Kranken heile, wie daß ein Suchen nach Wahrheit auch zum Finden derselben führe. Sie erkennen nicht, daß der Vorteil einer einzigen Heilung, welche dem Arzt gelang, durch den Tod von hundert andern Kranken in Frage gestellt wird. Ebenso wird auch der Wert einer neu entdeckten Wahrheit durch die zugleich erzeugten Irrtümer wieder aufgehoben. Eine Wissenschaft, welche den Menschen belehrt, und eine Kunst, welche die Leiden der Menschheit zu heilen vermöchte, sind ohne Zweifel sehr nützlich. Hinsichtlich der Arzneikunst ist es unbestreitbar, daß sie einigen nützen mag. Der Menschheit im allgemeinen hat sie nur Unheil gebracht.

Diese lügnerische Kunst befördert eher die seelischen Übel, als daß sie körperliche Leiden aufheben könnte. Sie wirkt daher nach keiner Richtung nutzbringend. Sie flößt uns Schrecken ein, während unsre Krankheiten unheilbar bleiben. Ja, die Heilkunde verzögert nicht den Tod, sondern läßt uns nur dessen Bitterkeit im voraus empfinden. Sie zehrt an unserm Leben, anstatt dasselbe zu verlängern. Vermöchte sie letzterem aber thatsächlich eine längere Dauer zu verschaffen, so würde dieser Umstand unser ganzes Geschlecht schädigen; denn die übertriebene Sorge für unsern Körper entzieht uns dem größern Gemeinwesen, und die fortgesetzte Todesfurcht hindert die Erfüllung unsrer Pflichten für das Gemeinwohl. Erst die Kenntnis der Gefahr aber verursacht das Gefühl der Furcht. Wer sich dagegen für unverletzlich hält, wird nie, selbst vor einem unbekannten Etwas, den geringsten Schrecken empfinden.

Will man wirklich mutige Leute finden, so suche man sie an Orten, wo es keine Ärzte giebt, wo man Krankheiten noch weniger

Bedeutung beimißt und quälende Todesgedanken zurücktreten. Aus diesem Grunde wird auch der Naturmensch standhaft zu leiden und ergeben zu sterben verstehn. Die Ärzte dagegen mit ihren Rezepten, die Philosophen mit ihren Lehren, die Priester mit ihren Strafpredigten stimmen die moralische Kraft herab und machen den Menschen nutzlos, so daß er verlernt, daß und wie er sterben muß.

Daher gebe man mir nur einen Zögling, der alle jene Leute entbehren kann, oder ich lehne es ab, die Erziehung desselben zu übernehmen. Niemand soll das einmal mir übertragene Werk verderben. Mein Zögling bleibt entweder meiner alleinigen Führung überlassen, oder ich kümmere mich nicht um ihn. Der gelehrte Engländer Locke, dessen Leben größtenteils dem Studium der Medizin gewidmet war, empfiehlt angelegentlich, den Kindern weder um einer leichten Unpäßlichkeit willen, noch um solchen vorzubeugen, Medikamente zu geben. Ich gehe noch weiter und erkläre, daß, so wenig ich um meinetwillen jemals einen Arzt zu Rate ziehe, ich auch um meines Emil willen nie dessen Hilfe in Anspruch nehmen werde; es sei denn, daß er in augenscheinlicher Lebensgefahr schwebt. Schlimmstenfalls könnte ihn der Arzt dann auch nur töten.

Ich bin mir wohl bewußt, daß der Arzt nicht verfehlen wird, aus meiner Verzögerung seinen Vorteil zu ziehen. Sollte das Kind sterben, so wäre er zu spät gerufen worden; sollte es genesen, so würde man seine Rettung nur der ärztlichen Hilfe verdanken. Möge der Arzt seinen Triumph feiern! Er wird doch nur im Falle äußerster Gefahr zu Rate gezogen.

Ein krankes Kind versteht nicht, sich selbst gesund zu machen. Es lerne daher frühzeitig, Krankheiten zu ertragen. Diese letztere Kunst ersetzt die Arzneikunst und erzielt oft bessere Erfolge, denn sie ist die Kunst der Natur. Wenn ein Tier krank wird, so leidet es ohne zu klagen und verhält sich ruhig. Trotzdem bemerkt man nicht mehr hinfällige Tiere, als Menschen. Wie viele Leute dagegen sind nicht die Opfer ihrer eignen Ungeduld, Furcht und Unruhe geworden und nicht zum wenigsten infolge einer übertriebenen Anwendung von *Arzneimitteln* gestorben. Schwerlich wären sie ihrer Krankheit er-

legen, hätten sie der Zeit ihre Heilung anheimgestellt. Man wird einwenden, daß die Tiere durch ihre weit naturgemäßere Lebensweise weniger Krankheiten ausgesetzt seien, als der Mensch. Gut, so soll auch mein Zögling auf naturgemäße Weise leben nnd daraus den gleichen Nutzen ziehen, wie jene.

Der einzige und wirklich nützliche Zweig der Heilkunde ist die Gesundheitslehre. Sie ist indessen weniger als eine Wissenschaft, sondern als eine Erfahrung und Erkenntnis zu betrachten. Die eigentlichen Ärzte des Menschen dagegen sind Mäßigkeit und Thätigkeit. Diese erregt in ihm Eßlust, während die Mäßigkeit deren Mißbrauch einschränkt. Man sollte seine Blicke auf diejenigen Völker richten, welche mit voller Gesundheit und Kraft zugleich die längste Lebensdauer verbinden. Wenn auf Grund jener allgemeinen Beobachtungen nicht die Überzeugung gewonnen wird, daß die Anwendung von Arzneimitteln der menschlichen Gesundheit zuträglich ist und die Lebensdauer verlängert, so ist die Heilkunst nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich. Zeit, Menschen und Dinge würden durch sie ganz umsonst geopfert werden. Denn die Zeit, welche man nur der Erhaltung des Lebens widmet, ist für jeden bessern Gebrauch desselben verloren.

Aus diesen Gründen entstand mein Entschluß, nur die Erziehung eines gesunden und kräftigen Knaben zu übernehmen. Jene Ansichten erklären zugleich meine Grundsätze, nach denen ich meinen Zögling gesundheitlich zu erhalten gedenke. Ich werde nicht dabei verweilen, den Nutzen von Handfertigkeits-Arbeiten und körperlichen Übungen zur Kräftigung der Gesundheit und zur Entwicklung des Temperaments nachzuweisen. Niemand stellt dieselben in Abrede. Beispiele einer langen Lebensdauer werden nachweislich meist bei solchen Menschen gefunden, welche häufige körperliche Übungen pflegten und Arbeit und Anstrengung ertragen haben. Noch weniger soll auf die besondre Pflege hingewiesen werden, welche ich diesen Gegenständen selbst zu widmen beabsichtige. Man wird gewahr werden, daß sie von meiner Erziehungsmethode unzertrennlich ist, und es genügt, in deren Geist einzudringen, um fernere Auseinandersetzung überflüssig zu machen.

Mit dem Leben beginnen die Bedürfnisse. Das neugeborne Kind bedarf einer Amme. Willigt die Mutter ein, sich ihrer Pflichten zu unterziehen, so ist es gut. Man wird ihr schriftliche Anleitung geben. Dieser Vorteil hat insofern seine Kehrseite, als der Erzieher seinem Zögling anfangs noch fern bleibt. Indessen wird die Mutter mit Rücksicht auf die Wohlfahrt ihres Kindes und die Achtung, welche sie dem Erzieher ihres teuersten Gutes schuldet, den erwähnten Ratschlägen zugänglicher sein, und man kann überzeugt sein, daß sie alles, was sie thun will, auch besser thun wird, als andre.

Bedarf man aber einer fremden Amme, so verfahre man sorgfältig in der Wahl.

Reiche Leute haben das Unglück, überall betrogen zu werden. Darf man sich daher wundern, wenn sie die Menschen falsch beurteilen? Der Reichtum verdirbt sie, und da dieser ihnen allein bekannt ist, fühlen sie als eine gerechte Wiedervergeltung dessen schwache Seite.

Mit Ausnahme dessen, was sie selbst thun, wird bei ihnen alles schlecht gemacht. Leider aber vollbringen sie selten etwas Rechtes. Auch die Wahl einer Amme überläßt man dem Geburtshelfer, welcher diejenige bekanntlich für die beste hält, die ihm die meisten Vorteile gewährt. Ich dagegen werde für meinen Emil diese Sorge selbst übernehmen. Meine Wahl geschieht sicher nach reiflicher Überlegung, und mein Eifer wird meinen Blick mehr schärfen, als die Habsucht die Augen des Arztes.

Die Wahl einer Amme bietet insofern geringe Schwierigkeiten als die dafür gültigen Grundsätze bekannt sind. Indessen weiß ich nicht, ob man nicht dem Alter so wie der Beschaffenheit der Milch noch ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenken sollte. Die junge Milch der Wöchnerin ist noch völlig wässerig; sie muß beinahe eine auflösende und abführende Kraft besitzen, um die Eingeweide des neugebornen Kindes von dem letzten Rest des zähen meconium zu reinigen. Nach und nach nimmt sie an Dichtigkeit zu und gibt dem Kinde, dessen Verdauungsvermögen schon stärker geworden ist, *eine kräftigere* Nahrung. Gewiß verändert die Natur nicht ohne

Ursache bei den Weibchen aller Tiergattungen die Dichtigkeit der Milch nach dem Alter des Säuglings. Meine Wahl dürfte daher am besten auf eine Frau fallen, die kürzlich eines Kindes genesen ist.

Eine Amme soll an Geist und Körper gleichmäßig gesund sein. Zügellose Leidenschaften oder schlechte Mischung der Säfte verändern die Nahrung. Richtet man nun sein Augenmerk allein auf ihre körperliche Beschaffenheit, so wird die fragliche Aufgabe nur zur Hälfte gelöst. Die Nahrung kann gut, die Amme sittlich verdorben sein. Demgemäß ist ein guter Charakter ebenso wesentlich wie ein gesunder Körper. Ich behaupte zwar nicht, daß der Pflegling einer unsittlichen Frau auch deren Sittenlosigkeit annehme; doch bin ich überzeugt, daß das Kind unter dieser leidet. Schuldet denn die Amme nicht dem ihr anvertrauten Kinde, außer ihrer Nahrung, auch ihre vollste Sorgfalt, eine Tugend, die ebensoviel Hingebung und Geduld, wie Sanftmut und Sauberkeit verlangt? Ist eine solche Frau naschhaft und unmäßig, so werden ihre Untugenden binnen kurzem den verderblichsten Einfluß auf die Nahrung ausgeübt haben. Was aber soll aus dem armen und unglücklichen Wesen werden, das ganz in ihre Hände gegeben ist! Es kann sich weder über eine Vernachlässigung seiner Pflegemutter beklagen, noch sich verteidigen, wenn sie ihre Heftigkeit nicht zu mäßigen vermag.

Noch wichtiger erscheint die betreffende Wahl der Amme von dem Standpunkte, nach welchem der Zögling keinen andern Lehrer, als seinen Erzieher, keine andre Wärterin, als seine Amme besitzen soll. Dieser Sitte huldigten alle alten Völker, und obgleich sie weniger Worte machten, als wir, so übertrafen sie uns doch an verständigem Handeln. Nie verließen jene Frauen nach Beendigung ihrer eigentlichen Aufgabe die ihnen anvertrauten Pfleglinge. Dies ist der Grund, weshalb auch in der dramatischen Poesie der klassischen Völker die einstigen Ernährerinnen und Wärterinnen stets als vertraute und beratende Freundinnen auftreten. Man wird nun auch anerkennen, daß ein Kind, welches nach und nach durch verschiedene Hände geht, unmöglich gut erzogen werden kann. Der Wechsel in der Erziehung führt zu Vergleichen und hierdurch büßt der Erzieher

an Ansehen und Achtung ein. Fällt dem Kinde einmal der Gedanke ein, daß die Vernunft Erwachsener häufig geringer ist, als diejenige eines Kindes, so ist die natürliche Überlegenheit des Alters verloren und die Erziehung verfehlt.

Ein Kind darf zunächst nur Vater und Mutter als seine unmittelbaren Vorgesetzten anerkennen, oder in Ermangelung dieser seine Amme und seinen Erzieher. Allerdings ist einer von diesen beiden Hütern schon zu viel. Solche Teilung ist indessen unvermeidlich. Diesem Übelstande läßt sich nur dann begegnen, wenn die Personen beiderlei Geschlechts in Bezug auf ihren Zögling so einheitlich handeln, daß diese beiden Personen in den Augen des Zöglings nur eins sind.

Um auf die Amme allein zurück zu kommen, so bedarf dieselbe einer etwas bequemern Lebensweise. Sie erhalte aber nur eine reichlichere und etwas nahrhaftere Kost und man schone dabei ihre alten Gewohnheiten. Denn jeder plötzliche und durchgreifende Wechsel, selbst von einer dürftigen zu einer kräftigen Ernährung, gefährdet leicht die Gesundheit. Wozu aber eine Änderung, wenn die bisherige Lebensweise ihrer Gesundheit zuträglich war?

Im allgemeinen essen die Landleute weniger Fleisch, als die Städter. Die Pflanzenkost scheint ihrer Natur eher zuträglich als schädlich zu sein. Da man nun von der Überzeugung ausgeht, daß Fleischkost den Ammen eine reichlichere Nahrung gewährt, so giebt man ihnen, sobald sie Kinder von Stadtbewohnern aufziehen, mit Vorliebe Suppen und Fleisch in der Brühe, obgleich diese Kost ihrer Gewohnheit widerspricht. Auch ich vermag mich dieser Ansicht nicht anzuschließen; denn die auf solche Weise ernährten Kinder sind weit häufiger Krankheiten ausgesetzt.

Letztere Erscheinung wird dadurch erklärlicher, daß die tierische Substanz, sobald sie in eine Zersetzung übergeht, von Würmern wimmelt. Bei Pflanzenstoffen dagegen ist ein solcher Vorgang ausgeschlossen. Trotzdem die Milch nur in dem tierischen Körper gebildet wird, ist sie, nach der Analyse doch ein Pflanzenstoff; sie säuert leicht, ohne, wie die tierischen Stoffe, auch nur die geringste

Spur von Ammoniak zu erzeugen. Ihre hauptsächlichsten Bestandteile bilden ein neutrales Salz.

Die Milch der Pflanzenfresser ist lieblicher und auch gesunder, als diejenige der fleischfressenden Tiere. Da sie aus einem ihr gleichartigen Stoffe zusammengesetzt ist, so bewahrt sie besser ihre ursprünglichen Eigenschaften und bleibt dadurch haltbarer. Es ist allbekannt, daß mehlhaltige Stoffe, je nach der genossenen Menge, reichlicher Blut bilden, als Fleisch. Sie müssen daher auch auf eine stärkere Milchbereitung hinwirken. Es ist kaum anzunehmen, daß Kinder an Würmern leiden sollen, deren Ammen nur mit Pflanzenkost ernährt wurden und die ihren Pflegling zu rechter Zeit entwöhnen. Indessen muß zugegeben werden, daß Pflanzenkost eine Milch erzeugt, welche zu schnellerer Säurebildung neigt. Dessenungeachtet ist saure Milch durchaus nicht als ein ungesundes Nahrungsmittel zu betrachten. Den Beweis für diese Ansichten liefern zahlreiche Völkerschaften, welche nur auf dieses Nahrungsmittel angewiesen sind und sich des besten Wohlseins erfreun. Alle jene säureaufhebenden Mittel erscheinen daher schwindelhaft. Es giebt allerdings Menschen, deren körperlicher Beschaffenheit der Genuß der sauren Milch unzuträglich ist; doch wird ein säuretilgendes Mittel niemals verdaulicher machen. Eine ebensolche Thorheit ist es, der geronnenen oder zersetzten Milch eine schädliche Wirkung zuzuschreiben; ist es doch allbekannt, daß, sobald sie in den Magen gelangt, ein Zersetzungsprozeß eintritt, durch welchen erst diejenigen festen Bestandteile ausgeschieden werden, welche sie zu einem äußerst leicht verdaulichen Nahrungsmittel für Kinder und kleine Tiere machen. Fände dieser Gerinnungsprozeß nicht statt, so würde die flüssige Masse, ohne dem Körper die notwendigen Ernährungsstoffe zu bieten, einfach hindurchgehen. Es ist vergebene Mühe, die Milch auf die mannigfachste Art zu verdünnen, oder stets nur säuredämpfende Mittel anzuwenden. Wer Milch genießt, wird Käse verdauen, das ist durchweg der Fall. Der Magen besitzt so vollständig die Fähigkeit, die Milch zu zersetzen, daß man sich sogar des Kälbermagens zur Bereitung der Molken bedient.

Meiner Ansicht nach sollte also die bisherige Ernährung der Ammen nicht geändert werden, sondern man ersetze sie nur durch eine reichlichere und bessere zubereitete Kost. Magere und einfache Speisen werden durch die Natur ihrer Beschaffenheit auch keine Hitze erzeugen. Nur die würzigen Zuthaten machen sie schädlich. Ändert daher eure Kochrezepte. Vermeidet zu stark gebratne oder gebackne Speisen. Man koche weder Butter, noch Salz oder Milch. Die in Wasser zubereiteten Gemüse würze man erst in dem Augenblicke, da man sie noch heiß für den Tisch anrichtet.

Diese Art Fastenspeisen werden das Blut nicht erhitzen, sondern der Amme die für den Säugling notwendige und reichliche Nahrung gewähren.

Von gleicher Bedeutung für die körperliche Entwicklung des Kindes in seinen ersten Lebensjahren, ist der Einfluß der frischen Luft. Ihre Einwirkung ist unverkennbar. Sie durchdringt alle Poren der noch zarten und weichen Haut und fördert das Wachstum des Körpers, in welchem ihre Wirkungen sichtbar bleiben. Meines Erachtens dürfte daher eine Bäuerin ihre Heimat nicht mit den engen und beschränkten Räumen eines städtischen Haushaltes vertauschen.

Im Gegenteil ist es dem Kinde zuträglicher, anstatt die verdorbne Luft des städtischen Elternhauses, die reinere Landluft zu atmen. Daraus ergiebt sich ein fernerer Vorteil: es lernt zugleich sich in den ländlichen Haushalt seiner Pflegemutter einzufügen, in deren Hause es lebt. Der Erzieher muß ihm dahin folgen. Der Leser erinnert sich, daß der Erzieher als Freund des Vaters seinen Beruf nicht um des Lohnes willen ausübt. Wie nun, fragt man, wenn dieser Freund sich nicht findet, wenn weder die erwähnte Übersiedelung, noch seine Ratschläge ausführbar sind, wo und wie einen Ersatz finden? Diese Fragen wurden bereits erledigt: handelt nach eignem Belieben; ihr bedürft keines Rates.

Die Menschen haben keineswegs die Bestimmung, wie die Ameisen zusammengedrängt, sondern über die Erde zerstreut zu leben. Ihre Aufgabe ist, sie zu bebauen. Je gedrängter ihr Zusammenleben, *desto* unheilvoller die gegenseitigen Einwirkungen. Körperliche Krank-

heiten, wie geistige Gebrechen sind die Folgen jedes übertriebenen Zusammenlebens von Menschen; denn der menschliche Atem wirkt tödlich auf seinesgleichen. Diese Wahrheit ist unwiderleglich, mag sie nun wörtlich oder bildlich genommen werden. Daher sind die Städte der Abgrund des Menschengeschlechts. Nach Verlauf weniger Menschenalter gehen ganze Familien zu Grunde oder entarten. Sie bedürfen einer Verjüngung und nur das Leben in der freien Natur kann diese Wiederherstellung hervorbringen. Schickt die Kinder daher auf das Land, damit sie dort, so zu sagen, sich selbst verjüngen und in frischer Luft und inmitten des Landlebens und der freien Felder die Körperkraft zu gewinnen, welche in dem ungesunden Dunste übervölkerter Städte verloren ging.

Es ist hier vielleicht der Ort, eine Unsitte zu erörtern, die meines Erachtens ganz widersinnig ist. Unmittelbar nach der Geburt badet man die Kinder in lauem, häufig mit Wein versetztem Wasser. Dieser Zusatz scheint mir ganz zweckwidrig. Da die Natur selbst keine Stoffe in gegohrenem Zustande hervorbringt, so ist nicht anzunehmen, daß die Anwendung einer künstlichen Flüssigkeit den geringsten Nutzen auf das Leben ihrer Geschöpfe ausübt.

Eine gleich überflüssige Vorsicht ist es, das Badewasser zu erwärmen. Ist es doch Thatsache, daß viele Völkerschaften ihre neugebornen Kinder ohne weiteres im Flusse oder im Meere baden. Bei den unsrigen dürfte indessen der Versuch, sie auf solche Weise zu kräftigen, gefährlich werden, da sie durch die Verweichlichung der Eltern bereits mit einem schwächlichen Körper geboren werden. Nur allmählich darf eine Kräftigung des Körpers herbeigeführt werden. Man folge also getrost der hergebrachten Sitte, gebe sie aber nach und nach auf. Aus gesundheitlichen Rücksichten ist häufiges Baden der Kinder unerläßlich, weil ihre so zarte Haut durch einfaches Reiben mit Tüchern verletzt wird. Je kräftiger sie sich aber entwickeln, desto mehr vermindere man die Temperatur des Wassers, bis ihre Gesundheit genügend gefestigt ist, um sie im Sommer und Winter in kaltem, sogar eiskaltem Wasser zu baden. Um dabei jede Gefahr für das Kind aufzuheben, darf eine solche Herabminderung

nur allmählich vorgenommen werden. Daher ist ein Thermometer ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Sobald das Baden einmal Gebrauch geworden ist, muß man während des ganzen Lebens damit fortfahren. Die Anwendung des Bades ist nicht allein vom Standpunkte der Reinlichkeit und aus Gesundheitsrücksichten geboten, sondern ich betrachte es als eine heilsame Maßregel, dem Muskel- und Nervensystem jene Widerstandsfähigkeit zu verleihen, die uns jeden Wechsel der Temperatur gefahrlos ertragen läßt. Wenn das Kind heranwächst, dürften ihm daher Bäder zu empfehlen sein, die zwischen dem höchsten und niedrigsten Wärmegehalte des Wassers wechseln, natürlich nur insoweit, als das Kind diesen Unterschied ertragen kann. Diese Gewohnheit, den Körper jedem Wärme- oder Kältegrade des Wassers auszusetzen, macht denselben fast unempfindlich gegen den Einfluß der Luft, da das Wasser durch seine größere Dichtigkeit einen stärkern Hautreiz bewirkt.

Wie schon bemerkt wurde, dulde man nicht, daß dem Kinde in dem Augenblicke, wo es zu atmen beginnt, neue und beengende Hüllen angelegt werden. Man bette es in eine gut gepolsterte Wiege, in der es sich bequem und ohne sich zu schaden, bewegen kann. Beginnt es kräftiger zu werden, so lasse man es im Zimmer umherkriechen. Man hindere es nicht, seine kleinen Glieder selbständig zu dehnen, zu stärken und zu gebrauchen, und man wird eine täglich sich steigernde Zunahme seiner Kräfte beobachten. Vergleicht man es dann mit einem gewickelten Kinde gleichen Alters, so wird der Unterschied zwischen beiden in die Augen springen.

Solche Neuerungen werden natürlich seitens der Ammen auf Widersprüche stoßen. Ein fest gewickeltes Kind verursacht weniger Mühe, als ein Kind, das stete Überwachung erfordert. Auch wird jede Unsauberkeit bei einem losen Kleide mehr in die Augen fallen. Die Amme bedarf deshalb größerer Aufmerksamkeit in der Reinhaltung des Kindes. Endlich wird noch der herrschende Gebrauch vorgeschützt, ein Grund, der in den Augen des Volkes fast unwiderleglich ist. Vernunftgründe helfen den Ammen gegenüber nicht.

Gebt daher bestimmte Anordnungen, überwacht deren Ausführung und laßt nichts unversucht, um ihnen die Ausübung ihrer übernommenen Pflichten zu erleichtern. Warum solltet ihr diese Pflichten nicht auch teilen? — Bei der althergebrachten und auf das körperliche Wohl berechneten Ernährungsweise, wird alles übrige für unwesentlich erachtet. Es genügt, daß das Kind überhaupt am Leben erhalten wird und nicht dahinsiecht. Unserm Grundsatze gemäß beginnt aber die Erziehung mit dem Augenblicke der Geburt des Kindes. Sowie es geboren, ist es auch schon Zögling, wenn auch nicht ein Zögling seines Erziehers, sondern der Mutter Natur. Jeder spätere Erzieher wird jenem ersten und bedeutendsten aller Lehrmeister seine Aufgabe, wie seine Lehrweise erst ablauschen müssen. Er kann daher zuerst nur verhindern, daß dessen Sorgfalt nicht vereitelt wird. Er darf nur überwachen, beobachten und die körperliche Entwicklung seines Pfleglings verfolgen. Mit dem äußersten Scharfblick muß er jedes noch so schwache Aufblitzen des geistigen Lebens des Kindes zu erspähen suchen, wie der Muselmann beim Eintritt des ersten Mondviertels den ersten Strahl des neu aufgehenden Gestirns zu erblicken sucht.

Wir werden zwar mit der Fähigkeit geboren zu lernen, sind aber noch ohne Wissen und Erkenntnis. Die Seele, an unvollkommene und halb entwickelte Organe gebunden, ist sich ihres Daseins noch nicht bewußt. Daher sind auch die Bewegungen und das Geschrei eines Neugebornen nur mechanische Vorgänge, welche vom Wollen und Erkennen unabhängig sind.

Gesetzt den Fall, ein Kind besäße bei seiner Geburt bereits die Größe und Kraft eines erwachsenen Menschen, oder wäre so zu sagen, ganz entwickelt aus dem Mutterschoße hervorgegangen, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus, so würde ein solches Mannkind sich in einem Zustande vollkommner Geistesschwäche befinden. Es würde gleich einem Automaten unbeweglich und unempfindlich sein; es würde nichts sehen, nichts hören; es würde niemanden erkennen, weil es nicht verstände, seinen Augen die nötige Richtung nach bestimmten Punkten zu geben. Ein solches Kind würde nicht nur keinen Gegenstand außerhalb seines eignen Körpers wahrnehmen, es

würde auch unfähig sein, irgend einen Gegenstand auf das Sinnesorgan wirken zu lassen, das die Wahrnehmung des äußern Reizes vermittelt. Die Augen würden keine Farben, das Ohr keine Töne wahrnehmen. Der unentwickelte Tastsinn könnte nicht auf den Druck der berührten Gegenstände antworten. Ein solches Wesen würde nicht einmal zu dem Bewußtsein gelangen, daß es einen eignen Körper besitzt, denn eine Berührung seiner Hände würde nicht etwa auf dem Umwege durch die Haut- und Bewegungsnerven vermittelt, sondern unmittelbar durch die Gehirnnerven. Alle seine Empfindungen ruhen noch in gebundenem (latentem) Zustande in seinem Gehirn und könnten sich nur in einem einzigen Punkte, den Nervencentren des Gehirns, dem Sensorium vereinigen.

Es vermöchte nur eine einzige Vorstellung, die des eignen „Ich" zu fassen, auf welches jede Empfindung zurückbezogen würde. Durch dieses Gefühl, oder vielmehr diese Empfindung, würde es allein einem gewöhnlichen Kinde überlegen sein. Solchen sofort ausgewachsenen Menschen wäre es auch versagt, sich unmittelbar aufrecht auf seinen Füßen zu halten. Er bedürfte langer Zeit, um erst zu lernen, seinen Körper in dem richtigen Gleichgewichte zu erhalten und zu bewegen. Vielleicht würde er nie hierzu den Versuch wagen, und man würde einen solchen großen und starken Körper, wie einen Stein liegen sehen, oder derselbe würde, gleich einem jungen Hunde auf allen Vieren kriechen.

Auch die Not des täglichen Lebens würde sich bei diesem Kinde fühlbar machen, indem es Entbehrungen litte, ohne die Bedürfnisse selbst zu kennen, ja ohne auch nur eine Vorstellung von den Mitteln zu besitzen, die zur Befriedigung jener Bedürfnisse führen; denn es besteht keine unmittelbare Verbindung zwischen den Muskeln des Magens und denjenigen der Beine und Arme. Selbst im unmittelbaren Bereiche von Nahrungsmitteln wäre ein solches Kind nicht imstande, dieselben sich anzueignen. Da sein Körper ganz ausgewachsen ist und seine Glieder völlig entwickelt sind, könnte es weder die Unruhe, noch die unausgesetzte Beweglichkeit der Kinder besitzen und würde Hungers sterben, ohne auch nur einen Finger zu seiner Erhaltung angerührt zu haben. Wie wenig wir bisher auch ü

den naturgemäßen Gang und den Fortschritt in unsrer Erkenntnis nachgedacht haben, so werden wir doch zugeben müssen, daß Unwissenheit und Blödheit der ursprüngliche Zustand der Menschennatur gewesen ist, bis der Mensch sich durch eigne Erfahrung oder durch die Hilfe seiner Mitmenschen Kenntnisse angeeignet hat.

Man kennt also, oder kann wenigsten den allen gemeinsamen Ausgangspunkt kennen, von dem jeder von uns zu dem gewöhnlichen Grade menschlicher Vollkommenheit gelangt. Wer aber vermag die äußersten Grenzen derselben anzugeben? Mehr oder weniger entwickelt sich jeder seinen natürlichen Anlagen oder seinem Geschmacke gemäß, oder wie seine Bedürfnisse und Talente, seine Bestrebungen oder eine zufällige Gelegenheit etwa seine Ausbildung begünstigen. Mir ist kein Philosoph bekannt, der etwa die so kühne Behauptung aufgestellt hätte: „Hier ist die Grenze, welche dem Menschen gesteckt ist und die er nicht zu überschreiten vermag.“ Wissen wir denn, welche Höhe unser Geist erreichen kann? Niemand hat je den Abstand gemessen, der den Menschen vom Menschen scheidet. Wessen Gesinnung wäre wohl so niedrig, daß ihn nicht einmal dieser Gedanke erwärmte und er mit Stolz zu sich selber sagen möchte: Viele habe ich bereits übertroffen; wie viele bleiben mir noch übrig zu erreichen! Sollte darum einer meiner Mitmenschen nicht weiter kommen, als ich?

Ich wiederhole daher: mit der Geburt des Menschen beginnt auch seine Erziehung. Er lernt schon, ehe er selbst spricht oder etwas versteht, einfach durch die Erfahrung, welche dem Unterrichte selbst vorangeht. In dem Augenblicke, wo das Kind seine Amme erkennt, hat es einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Man würde über die Kenntnisse, selbst des ungebildetsten Menschen erstaunt sein, wenn man seine Entwicklung von dem ersten Augenblick seines Lebens bis zu dem Lebensabschnitte, an dem er gegenwärtig angelangt ist, verfolgen könnte. Und wenn man das Gesamtwissen der Menschen in zwei gleiche Teile zerlegte, deren einer die allen gemeinsamen Kenntnisse, der andre die den Gelehrten allein zugänglichen Wissenschaften enthielte, so würden die letztern, im Vergleich zu jenen, herzlich unbedeutend sein. Aber wir vergessen

häufig, daß wir diesen allgemeinen geistigen Besitz unbewußt in uns aufgenommen haben, ehe noch die entwickeltere Vernunft uns dabei unterstützte. Kenntnisse werden übrigens erst durch besonders sich unterscheidende Merkmale erworben, bei denen, wie bei algebraischen Aufgaben, die gemeinschaftlichen Größen sich gegenseitig aufheben.

Auch die Tiere erwerben Kenntnisse, denn sie besitzen Sinneswerkzeuge, deren Gebrauch sie erst erlernen müssen. Wie der Mensch, haben sie ihre eignen Lebensbedürfnisse. Um denselben genügen zu können, müssen sie laufen, fliegen und fressen lernen. Die Vierfüßler können, trotz der ihnen angebornen Fähigkeit aufrecht zu stehen, anfangs nicht laufen, und man bemerkt schon an den ersten Bewegungen, daß ihre Schritte nur unsichere Versuche sind. Ein seinem Käfig entflohener Kanarienvogel könnte nicht weit fliegen, da er die Kunst des Fliegens nicht gelernt hat. Daher ist jeder selbständige Versuch für alle mit Sinnen begabte Lebewesen ein Akt der Belehrung. Könnten die Pflanzen sich fortbewegen, so müßten sie erst Sinne haben und bestimmte Kenntnisse erwerben, sonst würden die einzelnen Arten bald zu Grunde gehen.

Die ersten sinnlichen Wahrnehmungen des Kindes beruhen lediglich auf Empfindungen der Lust oder Unlust, oder des Schmerzes. Da Kinder sich weder allein fortbewegen, noch selbständig nach einem Gegenstande greifen können, so bedürfen sie langer Zeit, um nach und nach bestimmte Vorstellungen von den Gegenständen außerhalb ihres eignen Körpers zu gewinnen, ja zu lernen, daß es überhaupt noch Dinge des eignen „Ichs“ giebt. Während nun diese Gegenstände sich vor den Augen erweitern und sich gewissermaßen aus ihrer unmittelbaren Nähe entfernen, nehmen sie für ihre Sinne bestimmte Gestalt und Körperhaftigkeit an. Eine Wiederholung einer und derselben Vorstellung erlangt in der Folge bald die Macht des Gewohnheitsmäßigen über das Kind. Man beobachtet beispielsweise, wie seine Augen unausgesetzt dem Lichte folgen, und wenn dieses von der Seite fällt, auch die Richtung dahin nehmen. Man hat daher Sorge zu tragen, daß sein Gesicht stets dem Lichte zugekehrt wird, damit das Kind nicht schielen lernt oder einen unsichern *Blick erhält.* Auch an die Dunkelheit sind Kinder frühzeitig zu ge-

wöhnen, da sie sonst im Finstern leicht weinen und schreien. Ähnliche Übelstände werden durch eine peinlich zugemessene Nahrung wie durch einen in bestimmten Zwischenräumen wiederkehrenden Schlaf hervorgerufen. Denn beides wird unentbehrlich und das Verlangen danach entspringt nicht mehr einem dringenden Bedürfnisse des Kindes, sondern einer Angewohnheit. Diese fügt dann dem natürlichen Bedürfnisse neue und andere hinzu, die unbedingt zu vermeiden sind.

Die einzige einem Kinde zu gestattende Gewohnheit ist, demselben keine anzugewöhnen. Daher trage man es nicht öfter auf dem einen, als auf dem andern Arme. Man gewöhne es nicht, die eine Hand lieber, als die andre zu geben, oder sich stets derselben zu bedienen. Man gebe nie dem Verlangen nach, stets um dieselbe Stunde zu schlafen, zu essen oder zu wachen, noch Tag oder Nacht unbehütet zu sein. Unmerklich werde es dagegen auf den Umfang seiner Freiheit und den Gebrauch seiner Kräfte vorbereitet; den Körper überlasse man seinen natürlichen Gewohnheiten, indem man ihn in den Stand setzt, stets Herr seiner selbst zu sein, und sobald sich der Wille entwickelt, demselben bei jeder Gelegenheit zu folgen.

Vermag ein Kind erst die Gegenstände seiner Umgebung zu unterscheiden, so empfiehlt es sich, eine sorgfältige Auswahl unter solchen zu treffen, welche für sein Verständnis geeignet sind. Alles Neue erweckt naturgemäß die Aufmerksamkeit des Menschen, aber er fühlt sich anfangs so schwach, daß er alles Unbekannte fürchtet. Erst allmähliche Gewöhnung, fremden Gegenständen gegenüber zu treten, ohne von denselben unangenehm berührt zu werden, nimmt die Furcht. Kinder, welche in sauber gehaltenen Häusern aufwachsen, in denen man keine Spinnen duldet, fürchten sich vor letztern, und diese Furcht verbleibt bis in das höchste Alter. Dagegen habe ich unter Landleuten weder Erwachsene noch Kinder bemerkt, welche gegen jene Tiere Abneigung verraten hätten.

Da es von der Auswahl unter den Gegenständen abhängt, ob ein Kind furchtsam oder furchtlos wird, so entsteht die Frage, warum seine Erziehung nicht schon beginnt, ehe es sprechen und verstehen

kann. Ich empfehle daher, daß man Kinder gewöhnt, häßliche, widerwärtige oder mißgestaltete Tiere zu sehen, aber nur nach und nach und von ferne. Haben sie sich schließlich daran gewöhnt und beobachtet, daß andre dieselben ohne Scheu berühren, so werden sie sich auch denselben nähern und sie anfassen. Wer als Kind furchtlos Kröten, Schlangen und Krebse betrachten konnte, wird als Erwachsener sich mutig jedem Tiere nähern und dasselbe ohne Schaudern berühren. Es giebt eben nichts Abschreckendes für denjenigen, welcher Gelegenheit hat, täglich widerwärtige Dinge zu sehen.

Alle Kinder fürchten sich vor Masken. Um meinen Emil von dieser Furcht zu heilen, zeige ich ihm zuerst eine Maske mit angenehmen Zügen. Dann setzt sich jemand diese vor das Gesicht. Ich fange an zu lachen. Die Anwesenden stimmen ein und auch das Kind fällt endlich in das allgemeine Gelächter ein. Allmählich gewöhne ich das Kind an häßlichere, schließlich an abschreckende Masken. Habe ich die Stufenfolge richtig abgemessen, so werden diese, gleich wie die andern sein Vergnügen erregen.

Homer erzählt, daß bei Hektors Abschied von Andromache der kleine Astyanax sich vor dem flatternden Helmbusch auf dem Helme seines Vaters erschreckt habe, und da er denselben nicht erkannt, sich schreiend an die Brust seiner Amme geschmiegt hätte. Seine Mutter Andromache lächelte bei diesem Anblick unter Thränen. — Was müßte nun geschehen, um einem Kinde ähnliche Aufregungen zu ersparen? — Einfach sollte das Beispiel Hektors nachgeahmt werden; dieser legte seinen Helm zur Erde und liebkoste das erschrockne Kind. In Augenblicken größerer innerer Ruhe würde man sich mit diesem Verfahren nicht begnügen, man würde sich im Gegenteile dem Helme nähern, mit dessen Federn spielen und diese auch von dem Kinde berühren lassen. Schließlich müßte auch die Wärterin den Helm lachend selbst aufsetzen, vorausgesetzt, daß es einer Frau überhaupt jemals gestattet wäre, die Waffen Hektors zu berühren.

Wenn es sich darum handelt, Emil an den Knall einer Feuerwaffe zu gewöhnen, so brenne ich zuerst Zündpulver in der Pfan-

ner Pistole ab. Diese plötzliche, blitzartig aufflackernde und eben- schnell verlöschende Flamme erfreut ihn. Ich wiederhole den Versuch. Dann fülle ich die Pistole mit einer geringen Ladung ohne Pfropfen, später mit einer größern, um ihn schließlich an Flinten-, Büchsen- und selbst Kanonenschüsse zu gewöhnen.

Die Erfahrung lehrt, daß Kinder selten Gewitterfurcht empfinden, vorausgesetzt, daß die Donnerschläge nicht zu heftig sind und das Gehör wirklich verletzen. Diese Furcht entsteht erst durch die wiederholte Beobachtung, daß der Blitz Schaden verursacht und sogar tötet. Wenn Furcht und Schrecken erst die Folge wachsender Erkenntnis sind, so muß die Macht der Gewöhnung nach und nach beruhigen. Durch allmähliche Steigerung und berechnete Behutsamkeit erzieht man Kinder, wie Erwachsene zur Unerschrockenheit.

Während der ersten Lebenszeit, wo Gedächtnis und Einbildungskraft noch unthätig sind, merkt das Kind nur auf unmittelbare Sinnenreize. Seine ersten Wahrnehmungen bilden die Grundlage für seine spätern Kenntnisse. Indem man diese Wahrnehmungen in zweckmäßiger Reihenfolge übermittelt, bereitet man das Gedächtnis vor, sie dem Verstande später in derselben Reihenfolge darzubieten. Da aber ein Kind nur seinen eignen Wahrnehmungen volle Aufmerksamkeit zuwendet, so genügt es anfangs, ihm den Zusammenhang derselben mit den Gegenständen, welche den Reiz verursachen, zu zeigen. Das Kind möchte alles berühren, jedes Ding betasten. Widersetzt euch diesem unruhigen Begehren nicht. Diese Lebendigkeit eines Geistes erweitert seinen Vorstellungskreis durch neue und wertvolle Erfahrungen. Auf diese Weise lernt es Wärme und Kälte, Hartes und Weiches, Schweres und Leichtes an den Körpern wahrnehmen und deren Form und Gestalt nach ihren sinnenfälligen Eigenschaften beurteilen. Es betrachtet, beklopft und behorcht die Gegenstände, um dann die Wahrnehmungen des Gesichts mit denen des Tastsinnes zu vergleichen und mit dem Auge den Eindruck abzuschätzen, welchen die Gegenstände auf seine Finger ausüben müßten.

Erst durch die Fortbewegung erfahren wir, daß es außerhalb unsrer Person noch andre Dinge giebt. Erst durch unsre eigne Fortbewegung erlangen wir eine Vorstellung vom Raume. Weil

201253

nun diese Vorstellung einem Kinde noch fremd ist, streckt es unwillkürlich die Hand nach dem zu berührenden Gegenstande aus, ganz gleich, ob derselbe in seiner unmittelbaren Nähe oder auf hundert Schritt Entfernung sich befindet. Solches Bestreben gilt häufig als eine Äußerung des Eigenwillens, als ein Begehren, daß der verlangte Gegenstand dem Kinde, oder dieses selbst dem begehrten Dinge genähert werde. Diese Annahme ist irrig. Dieselben Gegenstände, deren Reiz das Kind anfangs nur durch die Gehirnnerven empfand, die es dann mittelst seiner Augen wirklich wahrnahm, sieht es jetzt auf Armeslänge vor sich und schätzt ihre Entfernung von sich durch unmittelbare Berührung der Dinge ab, die es erreichen kann. Man trage daher den Zögling möglichst oft von einem Orte zum andern; jeder Ortsveränderung werde er sich bewußt, um die Entfernungen beurteilen zu lernen. Vermag er diese zu erkennen, so ändre man sein Verfahren. Tragt ihn dann nur dahin, wo es euch, nicht aber, wo es ihm beliebt. Sobald seine Sinne nicht mehr abirren, liegen seinem Begehren andre Ursachen zu Grunde, ein Wechsel, der auch so auffallend ist, daß derselbe einer Erklärung bedarf.

Das Unbehagen, welches solche Bedürfnisse erregen, zu deren Befriedigung die Hilfe andrer erforderlich ist, äußert sich bei den Kindern durch Zeichen. Dieses die Ursache ihres Schreiens. Sie weinen viel, und das ist ein Naturbedürfnis; denn ihr gesamtes Empfindungsvermögen beruht auf äußerlichen Reizen. Sind diese angenehmer Art, so nehmen sie dieselben ruhig in sich auf. Erwecken sie ihre Unlust, so drücken sie letztere in der ihnen eignen Sprache aus und begehren Linderung. Übrigens vermögen Kinder in wachem Zustande nie ruhig und unbeschäftigt zu sein. Sie schlafen oder sind lebhaft und aufgeregt.

Alle unsre Sprachen sind auf künstliche Weise entstanden. Man hat lange nach einem ursprünglichen und allen Menschen gemeinsamen Idiom gesucht, das auch zweifellos vorhanden ist. Es ist dasjenige der Kinder, sich verständlich zu machen, bevor sie die Fähigkeit erlangen, sich in Worten auszudrücken. Diese Sprache besteht nur aus Lauten, aber sie ist vernehmlich, klangvoll und verständlich.

Durch den allgemein gültigen Sprachgebrauch ist sie aber nicht nur vernachlässigt, sondern sogar vergessen worden. Sowie wir unser Studium derselben an den Kindern erneuern, werden wir sie wieder erlernen. Hinsichtlich des Verständnisses dieser Sprache sind die Wärterinnen uns überlegen. Sie verstehen jeden Laut ihres Pfleglings und antworten darauf. Ja es entstehen zwischen ihnen oft ununterbrochene Wechselreden, und obgleich die Wärterin sich in Worten ausdrückt, bedarf es derselben nicht, denn nicht der Sinn, sondern der das Wort begleitende Tonfall macht sie verständlich.

Mit der stimmhaften Sprache und dem vernehmlichen Ausdruck verbindet sich die ebenso verständliche und nachdrückliche Sprache des Gebärdenspiels, welches sich weniger durch die schwachen kindlichen Hände, als durch die leicht beweglichen Muskeln des Gesichts ausspricht.

Es ist erstaunlich, welcher Äußerungen diese unausgebildete Gesichtszüge fähig sind, und mit welcher unbegreiflichen Schnelligkeit der Ausdruck derselben jeden Augenblick wechselt. Man sieht Freude, Verlangen, Furcht blitzartig entstehen und vergehen und glaubt bei jeder Veränderung ein neues Gesicht zu erblicken. Ihre Gesichtsmuskeln scheinen leichter beweglich zu sein, als bei Erwachsenen. Dagegen fehlt den glanzlosen Augen der seelische Ausdruck. Da nun der Ausdruck des Gefühls in dem Blick des Auges, derjenige der Empfindung dagegen sich in dem Wechsel der Gesichtszüge spiegelt, so muß in einem Alter, wo die Erhaltung des Lebens wesentlich von der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse abhängt, die Zeichensprache der Ausdruck für das Verlangen sein, jenen zu genügen.

Da der Mensch in seinem frühsten Lebensalter sich in einem Zustande der Schwäche befindet, so sind seine ersten vernehmbaren Äußerungen Klagelaute und Thränen. Das Kind empfindet, noch unbewußt, Bedürfnisse, die es machtlos ist, zu befriedigen. Es ruft daher durch sein Schreien die Hilfe andrer an. Empfindet es Hunger und Durst, leidet es Hitze oder Kälte, so vergießt es Thränen. Diese sind zugleich ein Zeichen, daß es müde ist und des Schlafes bedarf, oder daß es nach Bewegung verlangt, während

man glaubt, das Kind in Ruhe halten zu müssen. Je weniger sein augenblicklicher Zustand dem erforderlichen Behagen entspricht, desto dringender verlangt es nach einer Veränderung seiner Lage. Da nun das Kind bei der unvollkommnen Entwicklung seiner Organe die verschiedenartigen Empfindungen noch nicht auszulösen vermag, so bilden alle Übel für dasselbe nur eine einzige Schmerzempfindung, und da es nur dies eine Übelbefinden kennt, so besitzt es auch nur eine Sprache dafür.

Aus diesen Thränen, denen bisher so wenig Beachtung gezollt wurde, entsteht die erste Beziehung des Menschen zu seiner Umgebung. Sie sind das erste Glied der unendlichen Kette, aus welcher die bürgerliche Gesellschaft sich entwickelt hat. Thränen des Kindes deuten auf ein Unbehagen, auf einen Mangel, dem es nicht abzuhelfen weiß. Man prüft und sucht nach den Ursachen und befriedigt seine Bedürfnisse, sobald sie gefunden sind. Kann man diesen nicht genügen und das Verlangen des Kindes nicht befriedigen, so wird man ärgerlich oder liebkost den Pflegling, um das lästige Schreien zu beschwichtigen. Schließlich wiegt und singt man ihn in Schlaf, um ihn in Ruhe zu bringen. Zeigt das Kind sich diesen Bemühungen gegenüber eigensinnig, so wird man ungeduldig und droht. Ja, rohe Wärterinnen vergessen sich oft soweit, daß sie den ihnen anvertrauten Pflegling mißhandeln. Ist das nicht eine fragliche Erziehungsweise bei seinem Eintritt ins Leben?

Nie werde ich einen jener unbequemen Schreihälse vergessen, der sofort schwieg, als er einst von seiner Amme mit Schlägen gestraft wurde. Ich mußte annehmen, daß er eingeschüchtert sei. „Das wird eine feige Seele, die nur durch Strenge regiert werden kann," dachte ich. Welcher Irrtum! Das unglückliche Kind war, nach Atem ringend, in Gefahr zu ersticken. Einen Augenblick später vernahm man herzzerreißendes Geschrei, welches Abscheu, Wut und alle diesem Alter innewohnenden Leidenschaften in ihren Abstufungen ausdrückt, so daß ich mit Recht befürchtete, es könnte den Geist aufgeben. Wenn ich je daran gezweifelt hätte, daß das Gefühl für Recht und Unrecht dem Menschen angeboren wäre, so hätte dieser *Vorfall mir allen* Zweifel benommen. Ich bin überzeugt, daß ein

zufällig auf seine Hand gefallenes brennendes Scheit dem Kinde weniger Schmerz verursacht hätte, als der an sich leichte Schlag seiner Amme. Allerdings muß der Unterschied betont werden, daß letzterer in der offenbaren Absicht erteilt wurde, das Kind zu strafen.

Diese Neigung der Kinder zu Ausbrüchen plötzlicher Heftigkeit, Ärger und Zorn verdient außergewöhnliche Berücksichtigung. Boerhave stellt die Behauptung auf, daß Kinderkrankheiten häufig aus dem Grunde einen krampfhaften Charakter annehmen, weil ein Kinderkopf im Verhältnis zu dem eines Erwachsenen viel größer sei, das Nervensystem ausgedehnter und demzufolge einer größern Reizbarkeit unterworfen wäre. Man entferne daher sorgfältig solche Dienstboten, welche die Kinder reizen, ärgern oder ungeduldig machen. Sie wirken hundertmal schädlicher, als die Unbilden des Wetters und der Jahreszeit. Solange nur leblose Dinge und nicht die Willkür ihrer Umgebung den Widerstand der Kinder wecken, werden sie weder zur Heftigkeit noch zu Eigensinn neigen und sich gesundheitlich besser entwickeln.

Die ersten Thränen der Kinder sind Bitten, die unbeachtet, sich leicht zu Befehlen steigern. Anfangs wenden sie dieselben an, um sich helfen, dann um sich bedienen zu lassen. So entspringt aus ihrer Schwäche anfänglich das Gefühl der Abhängigkeit. Später entwickelt sich daraus die Vorstellung des Befehlens und Herrschens. Da nun diese Vorstellungen sich weniger durch ihr Begehren, als durch unsre Dienstwilligkeit herausbilden, so beginnen sich bereits hier gewisse Wirkungen zu zeigen, deren Ursachen keineswegs in der menschlichen Natur liegen. Deshalb ist es von großer Wichtigkeit, von Anfang an die verborgene Ursache zu ergründen, welche entweder die Gebärde oder das Schreien veranlaßte.

Wenn ein Kind, ohne einen Laut von sich zu geben, die Hand nach einem Gegenstande ausstreckt, so wird es sich täuschen und fehlgreifen, da ihm noch jede Beurteilung der Entfernung fehlt. Es befindet sich im Irrtum. Wenn es dagegen weint und schreit, sowie es die Hand ausstreckt, so täuscht es sich nicht mehr über die Entfernung. Sein Schreien enthält schon einen Befehl. Dieser richtet

sich entweder an den Gegenstand mit dem Verlangen, dem Kinde näher zu kommen oder an euch, ihm den begehrten Gegenstand zu bringen. Im erstern Falle trage man das Kind allmählich und langsam zu dem Gegenstande hin; im letztern stelle man sich einfach, als verstehe man den Zögling nicht. Je stärker er schreit, desto geringere Beachtung schenke man ihm. Man hüte sich beizeiten, ein Kind an das Befehlen zu gewöhnen, denn es ist weder der Herr der Menschen noch der Dinge, und diese verstehen ihn nicht einmal. Wünscht also ein Kind einen Gegenstand zu haben, der ihm ins Auge fällt, so tragt es lieber zu dem begehrten Dinge, als umgekehrt, dieses zu ihm hin. Aus diesem Verfahren zieht es einen seinem Alter gemäßen Schluß, und kein besseres Mittel vermag es dazu anzuleiten. — Jede Bosheit entsteht nur aus Schwachheit. Das Kind ist also ungezogen, weil ihm noch die Kraft fehlt. Macht es stark und es wird gut werden. Wer stark genug ist, wird nie Böses thun.

Von allen Vollkommenheiten, die wir dem Vater des Lichts beilegen, ist die Güte diejenige Eigenschaft, ohne welche die Allmacht Gottes nicht zu begreifen ist. Daher haben alle Völker, deren religiöses Gefühl ein gutes und böses Princip unterschied, das letztere dem Guten stets als untergeordnet betrachtet, eine Vorstellung, die andernfalls in sich selbst widersinnig gewesen wäre. Ich beziehe mich hierbei in der Folge auf „das Bekenntnis des savoyischen Vikars".

Die Vernunft erst führt zur Erkenntnis des Guten und Bösen. Das Gewissen, welches sich, ungeachtet seiner Unabhängigkeit von der Vernunft, doch nicht ohne dieselbe entwickeln kann, lehrt uns ersteres lieben, das andre verabscheuen. Ehe wir in das Alter der Vernunft treten, üben wir unbewußt das Gute, wie das Böse. Unsre Handlungsweise entbehrt noch der sittlichen Begründung, wenn sich auch hie und da ahnungsvoll ein undeutliches Gefühl davon in uns regt, besonders bei Beurteilung von Handlungen andrer, die uns mittelbar oder unmittelbar in Mitleidenschaft ziehen.

Ein Kind möchte alles, was es sieht, in Unordnung bringen. *Es zerbricht* und zerschlägt, was in sein Bereich kommt. Es würde

einen Vogel anfassen, wie es einen Stein anpackt und würde ihn töten, ohne sich seiner Handlungsweise bewußt zu sein.

Warum handelt das Kind so? Die Philosophie wird die Ursachen in den angebornen bösen Eigenschaften suchen: dem Stolz, der Eigenliebe, der Herrschbegierde und Bosheit des Menschen. Sie sollte hinzufügen: ein Gefühl seiner Schwäche reizt das Kind zu Gewaltthaten an, durch welche es ihm möglich wird, sich von seiner Kraft zu überzeugen. Umgekehrt betrachte man einen schwachen und gebrechlichen Greis, welcher durch den Kreislauf des Lebens wieder in den Zustand der Hinfälligkeit des Kindes herabgesunken ist. Wie er sich selbst wenig bewegt und ruhig ist, so wünscht er auch, daß in seiner Umgebung alles unveränderlich bleibt. Jeder Wechsel beunruhigt und regt ihn auf. Er verlangt nach allgemeiner Stille. Wie könnte nun bei gleichen Neigungen die gleiche Unfähigkeit in zwei ganz verschiednen Lebensaltern so entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen, wenn die eigentliche Ursache der sonst übereinstimmenden Zustände nicht abgeändert wäre? Wo soll man ferner jene Ungleichartigkeit der Ursachen anders suchen, als in der körperlichen Beschaffenheit der beiden Individuen? Der beiden gemeinsame Thätigkeitstrieb beginnt in dem einen sich zu entfalten, während er in dem andern zu erlöschen droht. Das Kind, an der Schwelle des Lebens, steht auch am Anfange seiner körperlichen und geistigen Entwicklung. Der Greis hat sie vollendet und welkt dem Tode entgegen. Der schwindende Thätigkeitstrieb ist in dem Innern des Greises verborgen, während er sich bei dem Kinde in übersprudelnder Kraft nach außen drängt. Man möchte behaupten, daß dasselbe soviel Lebenskraft in sich selbst fühlt, daß es damit seine gesamte Umgebung zu beleben vermöchte. Ob es schafft, ob es zerstört, ist ihm gleichgültig. Genug, wenn der gegenwärtige Zustand eines Dinges überhaupt zu ändern ist; denn jede Veränderung ist eine *freie That*.

Diesem scheinbaren Zerstörungstriebe liegt aber keineswegs eine Unart zu Grunde. Er beweist vielmehr, daß die schaffende Thätigkeit nur langsam fortschreitet. Der natürlichen Lebhaftigkeit des

Kindes sagt aber ein Zerstören mehr zu, weil diese Thätigkeit schneller von statten geht.

In dem Maße nun, wie der Schöpfer diesen Thätigkeitstrieb in die kindliche Natur gelegt hat, sorgt er auch gleichzeitig, daß derselbe ihrer geringen Kraft entspricht und ihnen möglichst wenig Schaden zufügt.

Sobald aber die Kinder die Personen ihrer Umgebung als gefügige Werkzeuge ihrer Willkür betrachten lernen, bedienen sie sich derselben, um je nach Laune ihre eigne Schwäche zu ergänzen. Es ist begreiflich, daß sie in der Folge lästig, tyrannisch, herrschsüchtig, ungezogen und zügellos werden, Wirkungen, welche weniger der Eigennatur und ihren herrschsüchtigen Trieben, sondern der Erziehung entspringen; denn die geringste Erfahrung lehrt schon die Annehmlichkeit kennen, durch einen Laut nicht nur die Hände andrer, nein, das Weltall in Bewegung zu setzen.

Mit dem Wachstum entwickeln sich die Kräfte, und der Mensch, der jetzt minder beweglich ist, gewinnt zwar Ruhe und Stetigkeit, wird aber innerlich verschloßner. Seele und Körper setzen sich gewissermaßen ins Gleichgewicht, und die Natur verlangt nur noch die zur gesundheitlichen Förderung unumgänglich notwendige Bewegung. Indes die Sucht zu herrschen, wird noch nicht mit dem Verlangen, dem sie entsprang, getilgt; denn die thatsächliche Ausübung einer Art Herrschaft weckt die Eigenliebe und schmeichelt ihr. Die Gewohnheit unterstützt sie darin. So geht aus dem ursprünglichen Bedürfnis Launenhaftigkeit hervor, und Vorurteile und Befangenheit schlagen vorzeitig Wurzeln.

Sind die Ursachen einmal erkannt, so sieht man auch deutlich den Ausgangspunkt, wo der von der Natur eingeschlagene Weg verlassen ist. Untersuchen wir daher, was geschehen muß, um sich auf diesem naturgemäßen Wege zu behaupten.

Meine Haupt- und Grundregel lautet daher: „Da die Kinder keine überflüssigen, ja nicht einmal ausreichende Kräfte besitzen, um den Anforderungen der Natur zu genügen, so gestatte man ihnen den freien Gebrauch aller ihnen verliehenen Fähigkeiten, soweit sie dieselben nicht mißbrauchen können."

Der zweite Grundsatz verlangt: „Hinsichtlich ihrer körperlichen Bedürfnisse gewähre man den Kindern jede mögliche Hilfe. Man ergänze jeden Mangel, besonders wo ihnen selbst das Verständnis oder die Kraft fehlt."

Mein dritter Grundsatz lautet: „Jede den Kindern zu gewährende Hilfe darf sich ausschließlich nur auf das Nützliche beschränken und weder einem unvernünftigen Wunsche noch der Launenhaftigkeit Zugeständnisse machen. Denn Launen werden Kindern nicht angeboren und quälen sie nur dann, sobald sie anerzogen sind."

Der vierte Grundsatz empfiehlt, sowohl die Zeichen, wie die Sprache der Kinder zu studieren, damit man in einem Alter, wo ihnen Vorstellung noch unbekannt ist, die naturgemäßen Wünsche von launenhaften Eingebungen wohl unterscheide.

Aus diesen Vorschriften erkennt der Leser meine Bemühung, den Kindern wahre Freiheit einzuräumen, zugleich aber auch ihre Neigung, zu herrschen, einzuschränken. Sie sollen zu vermehrter Selbstthätigkeit angeregt werden, aber geringere Forderungen an ihre Umgebung stellen. Indem sich die Kinder zu rechter Zeit gewöhnen, ihre Wünsche ihren Kräften gemäß einzuschränken, lernen sie kaum solche Entbehrungen kennen, denen zu genügen sie machtlos wären.

Hierin liegt ein neuer Grund, auf die Wichtigkeit der unbedingten Freiheit hinzuweisen, welche dem Körper und den Gliedern des Kindes zu ihrer Entwicklung durchaus notwendig ist, allerdings unter Anwendung solcher Vorsichtsmaßregeln, die jede Gefahr zu fallen beseitigen. Zugleich ist aus ihren Händen jeder Gegenstand fern zu halten, mit dem sie sich verletzen können.

Unfehlbar wird ein Kind, dessen Körper und Arme frei sind, weniger weinen, als wenn man es fest in ein Stechkissen gewickelt hat. Sobald es nur natürliche Bedürfnisse kennt, vergießt es Thränen nur wenn es leidet. Dies ist ein nicht zu unterschätzender Fingerzeig, um seine Bedürfnisse zu erkennen, denen man jederzeit die schnellste Hilfe angedeihen lassen muß. Lassen sich die Schmerzen nicht lindern, so verhalte man sich ruhig und liebkose auch das Kind nicht, um es zu besänftigen. Zärtlichkeit hat noch nie Schmerzen

gelindert. Dagegen wird es sich künftigenfalls erinnern, was es beginnen muß, um geliebkost zu werden. Versteht es aber erst, euch nach seinem Belieben um seine Person zu beschäftigen, so ist es euer Meister und alles ist verloren.

Je weniger ein Kind in seinen Bewegungen gehemmt wird, desto weniger schreit es. Je weniger seine Thränen belästigen, desto weniger beeilt man sich, es zu beruhigen. Je seltner man ein Kind schilt oder liebkost, um so mehr werden Furcht und Eigensinn abnehmen, um so dauernder bleibt der ihm naturgemäße Zustand. So zieht auch zumeist die unbedachte Eile, das Geschrei der Kinder zu stillen, ihnen Bruchleiden zu, und meine Erfahrung lehrt, daß vernachlässigte Kinder weit seltner, als verhätschelte, dieser Krankheit ausgesetzt sind. Indessen bin ich weit entfernt, die Kinder vernachlässigen zu wollen. Im Gegenteile sollte man, meiner Ansicht nach, ihrem Verlangen zuvorkommen, ohne erst durch ihr Geschrei auf ihre Bedürfnisse aufmerksam zu werden. Aber auch die Sorgfalt ist vorsichtig anzuwenden. Weshalb sollten denn die Kinder sich der Thränen enthalten, nachdem sie erkannt haben, daß diese manchen Vorteil gewähren? Werden sie sich erst bewußt, wie hoch ihr Stillesein angeschlagen wird, so hüten sie sich erst recht, ihr Geschrei zu dämpfen. Schließlich machen sie ihre Rechte in einem Grade geltend, daß diese nicht mehr zu befriedigen sind. Sie denken durch vergebliches Weinen alsdann den Lohn zu erzwingen und quälen, erschöpfen und töten sich.

Das unausgesetzte Geschrei eines Kindes, welches weder krank, noch irgendwie gehemmt ist, und dem man es an nichts fehlen läßt, entsteht aus Gewohnheit und Eigensinn. Diese Eigenschaften sind nicht angeboren, sondern auf die Amme zurückzuführen. Sie vermehrt die Unannehmlichkeiten und, da sie dieselben nicht zu ertragen versteht, unbekümmert darum, daß Thränen, die heute gestillt werden, am nächsten Tage erneutes und stärkeres Geschrei hervorrufen. Das einzige Mittel, diesen üblen Angewohnheiten vorzubeugen oder sie zu heilen, ist, sie nicht zu beachten. Niemand macht sich gern unnütze Mühe, selbst Kinder sind nicht ausgenommen. Letztere sind zwar in ihren Versuchen beharrlich; ist aber euer Wille standhafter,

so werden sie zaghaft und geben den Versuch auf. Das ist das beste Mittel, euren Zöglingen Thränen zu ersparen und sie zu gewöhnen, dieselben nur zu vergießen, wenn sie durch Schmerzen hervorgerufen werden.

Eine jede Wärterin besitzt ein unfehlbares Mittel, ihren Zögling zur Ruhe zu bringen, mag sein Schreien nun aus Launenhaftigkeit oder Eigensinn entstanden sein. Dies Mittel ist, das Kind zu zerstreuen und durch irgend einen angenehmen und in die Augen fallenden Gegenstand von sich abzulenken. Die meisten Ammen sind Meisterinnen in dieser Kunst, die meist wirksam ist, wenn sie gelegentlich angewendet wird. Doch ist es höchst wesentlich, daß das Kind sich der Absicht nicht bewußt wird und sich vergnügt, ohne zu bemerken, daß man sich mit ihm beschäftigt, Letzteres Verfahren gelingt den Wärterinnen allerdings selten.

Im allgemeinen entwöhnt man die Kinder zu früh. Der geeignete Zeitpunkt für diesen Wechsel wird durch den Durchbruch der Zähne angezeigt, ein Naturprozeß, welcher gewöhnlich mit schmerzhaften Leiden verbunden ist. In dieser Zeit führt das Kind instinktiv und mechanisch alles Erreichbare in den Mund, um daran zu beißen. Man glaubt nun dem Kinde das Zahnen zu erleichtern, indem man ihm harte Körper, z. B. Elfenbein oder Veilchenwurzel giebt.*) Ich erachte dies für einen Mißgriff. Harte Körper erweichen das Zahnfleisch nicht, sondern machen es im Gegenteil schwielig und zähe und steigern die Schmerzhaftigkeit des Durchbrechens. Hierin folge man getrost dem Instinkte der Tiere. So ist schwerlich beobachtet worden, daß junge Hunde ihre hervorbrechenden Zähne an Kieseln, Eisen oder Knochen probieren, sondern mit Vorliebe sich an Holz, Leder

*) Der französische Ausdruck: dent-de-loup wörtlich Wolfszahn ist für das heutige Verständnis unübersetzbar. Er hat nur noch technische Bedeutung und wird ebenso im Schiffbau als eine Art Nagel und Schraube angewendet, wie in der Buchbinderei als Falzbein. Ein solches Stäbchen von Knochen hat auch Rousseau sicher gemeint. In jetzigen Zeiten sucht man die Natur weniger zu unterstützen und giebt den Kindern höchstens Stäbchen von Cellulose, Veilchenwurzel oder Gummipfropfen. (Anmerk. d. Übers.)

und Lappen versuchen, kurz an weichen Stoffen, welche dem Druck der Zähne nachgeben.

Einfachheit ist selbst im Gebiete der Kinderstube ein unbekannter Begriff geworden. Silberne und goldne Schellen, kostbare Klappern aus Korallen oder Krystall! Welche unnütze und verderbliche Übertreibung! Darum entfernt diese Dinge! Gebt eurem Kinde weder Schellen noch Klappern! Eine größere Freude werden ihm dagegen die Blüten- und Blätterzweige der Bäume bereiten, oder ein Mohnkopf, dessen Samen es klappern hört, ein Stück Süßholz, an welchem es saugen und beißen kann. Jenen prächtigen Nichtigkeiten gegenüber besitzen diese den großen Vorzug, das Kind, statt an unnötigen Luxus an Einfachheit zu gewöhnen.

Man hat erkannt, daß Milchbrei für Kinder keine gesunde Nahrung ist. Die Verbindung von gekochter Milch und nicht völlig ausgequollenem Mehl macht diese Speise schwer verdaulich. Sie ist daher nicht bekömmlich; denn in gekochter Milch ist das Mehl kaum löslich und wird deshalb schwerer gar, als im Brote, da außerdem kein Gärungsprozeß vorher stattfand. Brotsuppe und Reisschleim sind, meines Erachtens, vorzuziehen. Will man durchaus das Kind mit Mehlbrei ernähren, so thut man gut, das Mehl vorher etwas zu rösten. In meiner Heimat bereitet man auf diese Weise eine ebenso schmackhafte, wie gesunde Suppe. Auch Fleischbrühen und Suppen sind Nahrungsmittel von mittelmäßigem Wert und den Kindern nur ausnahmsweise zu reichen. Dagegen gewöhne man sie vor allen Dingen beißen zu lernen, als das beste Mittel, das Zahnen zu erleichtern. Nehmen sie erst feste Speisen zu sich, so befördert der mit den Speisen sich verbindende Speichel die Verdauung.

Ich würde die Kinder daher anfangs an gedörrtem Obste und Brotrinden beißen lassen und ihnen auch als Spielzeug Stückchen harten Brotes oder Zwiebäcke, dem piemontesischen Brote ähnlich, „Grisse“*) genannt, geben. Nachdem es allmählich erweicht ist,

*) Des grisses: hartgebackenes, knuspriges Brot in Stangenform, besonders in Savoyen beliebt. (Anmerk. d. Übers.)

schlucken sie auch zuletzt ein wenig hinunter. Die Zähne würden unversehens durchbrechen, und das Kind wäre, ohne daß man es bemerkte, entwöhnt. Im allgemeinen haben die Landleute sehr gesunde Magen, und sie entwöhnen ihre Kinder doch nur auf die bezeichnete Art.

Die Kinder hören von Geburt an sprechen. Man spricht mit ihnen, nicht nur, ehe sie das Gesprochene verstehen, sondern, ehe sie die vernommenen Laute nachzuahmen verstehen. Erst nach und nach erschließt sich das ungeübte Organ den Tönen, welche man ihnen vorspricht und beginnt dieselben nachzuahmen, wobei es noch zweifelhaft ist, ob ihr Ohr diese Töne anfangs ebenso deutlich wahrnimmt, wie das unsrige. Ich mißbillige nicht, daß eine Wärterin das Kind durch Lieder oder möglichst verschiedenartig modulierte Töne erheitert, aber ich tadle, daß dieselbe ihren Pflegling unausgesetzt durch einen Schwall unnützer Worte, deren Betonung jener allein wahrnimmt, betäubt. Meines Erachtens dürfte ein Kind nur eine geringe Zahl leicht faßlicher Laute in sich aufnehmen, die deutlich und mehrfach zu wiederholen sind. Auch müßten die vorgesprochenen Worte sich nur auf sinnlich wahrnehmbare Dinge beziehen, und diese dem Kinde durch die Anschauung verdeutlicht werden. Die unglückliche Leichtfertigkeit, sich vieler, uns selbst unverständlicher Ausdrücke zu bedienen, beginnt leider früher, als wir selbst ahnen, und der Schüler hört den Wortschwall seines Klassenlehrers mit ebenso geringem Verständnis, wie einst das Geschwätz seiner Amme, als er noch in der Wiege lag. Daher würde diejenige Methode den Vorzug verdienen, die darauf hinwirkte, ein Kind so zu erziehen und zu unterrichten, daß es nichts verstehe.

Man möchte behaupten, daß die Kinder von früh an eine eigne und ihrem Alter gemäße Grammatik besitzen, deren Syntax weit allgemeinere Regeln enthält, als die unsrige. Bei einiger Aufmerksamkeit würde man mit Verwunderung entdecken, mit welcher Genauigkeit die Kinder gewissen grammatischen Sprachverwandtschaften folgen, die an sich sehr fehlerhaft, aber nichtsdestoweniger regelmäßig gebildet sind. Da sie auch dem herkömmlichen Gebrauch nicht entsprechen, so verletzen sie unser Ohr durch ihre Härte. Ich

habe solch armes Kind von seinem Vater wegen einer fehlerhaften Wendung: „Mon père, irai-je-t-y“, schelten hören, die erkennen läßt, daß das Kind besser dem Bildungsgesetze, als unsre Grammatiker, folgte. Denn warum sollte es nicht: „irai-je-t-y“ sprechen, nachdem man ihm geboten hatte: „vas-y“ zu sagen? Man beobachte auch, wie geschickt es den Mißklang der Vokale von irai-je-y, oder y irai-je vermied. Ist es die Schuld des armen Kindes, wenn wir ungerechtfertigterweise das bestimmende Adverb fortlassen, weil wir dasselbe nicht zu verwenden wußten? Ich halte es daher für eine ebenso unerträgliche Pedanterie, wie höchst überflüssige und übertriebene Mühe, jeden kleinen Verstoß der Kinder gegen den Sprachgebrauch zu rügen, Fehler, die sie im Verlauf der Zeit selbst ausmerzen werden. Wenn ihr es erlangt, daß euer Zögling sich nur in eurer Gesellschaft wohl fühlt, wenn ihr in seiner Gegenwart euch selbst nur einer reinen Sprache und edlen Ausdrucksweise bedient, so könnt ihr überzeugt sein, daß *seine* Sprache sich unmerklich reinigt, ohne jede Ermahnung und allein durch euer Vorbild.

Von besondrer Tragweite ist die Unsitte, die Kinder möglichst zeitig zum Sprechen anzuleiten. Es scheint fast, als befürchte man, daß sie es nie von selbst lernten. Dieser unkluge und unverzeihliche Eifer erzeugt nur eine entgegengesetzte Wirkung. Die Kinder lernen nur später und unklarer sprechen; denn die übergroße Aufmerksamkeit, welche man jeder ihrer Äußerungen widmet, überhebt sie die Mühe, sich einer deutlichen Aussprache zu befleißigen. Da nun manche Kinder zu träge sind, um den Mund beim Sprechen zu öffnen, so behalten sie zeitlebens nicht nur eine fehlerhafte Aussprache, sondern auch eine unzusammenhängende Redeweise, die sie fast unverständlich macht.

Während eines langen Aufenthaltes auf dem Lande habe ich nie bemerkt, daß Kinder oder Erwachsene beiderlei Geschlechts das R nicht aussprechen konnten und dafür ein L sprachen.

Woher kommt das? Sind die Organe der Landleute etwa anders gebaut? — Schwerlich! — Sie sind nur anders ausgebildet. — Die Kinder des Orts versammeln sich häufig auf einem Erdhaufen, meinem Fenster gegenüber, zu geselligem Spiel. Ungeachtet der

ziemlich großen Entfernung unterscheide ich vollkommen jedes ihrer Worte, denen ich wertvolle Fingerzeige für diese Arbeit verdanke. Täglich täuscht sich mein Ohr über ihr Alter. Ich glaube die Stimmen zehnjähriger Kinder zu hören; blicke ich auf, so bemerke ich, nach ihrer Größe oder den Gesichtszügen zu urteilen, nur drei- oder vierjährige. Diese Erfahrung beruht nicht nur auf eigner persönlicher Beobachtung. Auch Städter, deren Urteil ich bei gelegentlichen Besuchen zu erfahren suchte, verfielen in denselben Irrtum.

Die Ursachen dieser Fehler sind wieder in der Erziehung der Stadtkinder zu suchen. Da sie ihr Dasein bis zu ihrem fünften oder sechsten Jahre fast nur im Zimmer unter dem Schutze einer Wärterin verbringen, so bedürfen sie, um sich verständlich zu machen, nur einiger gemurmelter Laute. Sobald sie die Lippen nur bewegen, bemüht man sich, aufmerksam auf sie zu hören. Man spricht ihnen Worte vor, die undeutlich wiederholt werden, und die Leute, die täglich um sie sind, erhalten durch fortgesetzte Aufmerksamkeit schließlich die Fähigkeit, alles zu erraten, was ihre Zöglinge haben sagen wollen, aber nicht gesagt haben.

Anders auf dem Lande, wo das Kind mehr sich selbst überlassen ist, da die Mutter sich weniger um dasselbe kümmern kann. Dasselbe ist gezwungen, sein Begehren laut und deutlich auszusprechen, wenn man es hören soll. — Sind Kinder auf dem freien Felde von ihren Spielgefährten oder ihren Eltern getrennt, so üben sie sich nicht nur, auf größere Entfernungen vernehmbar zu werden, sondern sie berechnen auch die Stärke ihrer Stimme nach dem Abstande, der sie von jenen trennt. Nur auf diese Art und Weise und nicht durch das Lallen einiger Vokale, welche zufällig das Ohr aufmerksamer Wärterinnen treffen, erzielt man eine richtige Aussprache. Es mag geschehen, daß ein Dorfkind wohl aus Verlegenheit eine Frage nicht beantwortet. Allein, wenn es eine Antwort giebt, so ist dieselbe laut und deutlich. Für das Stadtkind dagegen tritt die Wärterin als Dolmetscher ein, sonst würde man nur undeutliches Murmeln vernehmen.

Allerdings erwartet man, daß die Knaben später auf den Hochschulen und die Mädchen in den Klöstern diesen Fehler ablegen werden. Thatsächlich befleißigen sich auch beide Teile einer deutlichern Sprechweise, als diejenigen Kinder, welche ihre Erziehung nur im Elternhause erhalten. Indessen giebt es für die Stadtkinder noch ein andres wesentliches Hindernis, sich die reine Aussprache der Landleute anzueignen, nämlich: die mechanische Einprägung des verschiedensten Wissensstoffes und das laute Wiederholen des Auswendiggelernten. Durch diese Art und Weise, etwas einzuüben, gewöhnt man die Kinder daran, alles herzuleiern und ihre Aussprache zu vernachlässigen. Besonders verderblich wirkt aber das laute Auffagen des Gelernten. Mit fast übermäßiger Anstrengung suchen die Schüler die Worte aus dem Gedächtnis zu finden und verlängern die Silben durch den schleppenden Ton in ungebührlicher Weise. Die Zunge muß notwendig da versagen, wo das Gedächtnis schwankt und die fehlerhafte Aussprache befestigt sich auf diese Weise. Man wird später bemerken, daß mein Emil von diesen Fehlern frei bleibt, oder daß dieselben nicht durch die oben angeführten Ursachen entstehen.

Ich gebe allerdings zu, daß das Volk und die Landleute sich einer andern Übertreibung dadurch schuldig machen, daß sie unnötig laut sprechen und durch eine zu deutliche Aussprache ein hartes und klangloses Organ sich aneignen. Auch bedienen sie sich einer fremdartigen Betonung und sind nicht sorgfältig in der Wahl des Ausdrucks.

In Anbetracht nun, daß das erste Gesetz für jede Rede Deutlichkeit ist und unser größter Fehler in unverständlichem Sprechen besteht, so erscheint mir das laute Sprechen der Landleute weniger fehlerhaft, als die undeutliche Aussprache der Städter. Wer sich rühmt, keine Silbe zu betonen, bemüht sich auch, die Rede der ihr eigentümlichen Anmut und Kraft zu entkleiden. Der Ton und der Tonfall ist die Seele der Rede. Er allein verleiht ihr erst Gefühl und den Stempel der Wahrheit. Eine richtige Betonung kann daher weniger heucheln, als das Wort an und *für sich.*

Indessen sind alle diese Sprachfehler, deren Angewöhnung man so ängstlich bei Kindern fürchtet, verschwindend klein, da man denselben leicht vorbeugen oder sie verbessern kann. Anders verhält es sich mit den Sprachfehlern, die der Lehrer selbst veranlaßt, besonders, wenn er seinen Zöglingen gestattet, in gedämpftem Tone und in schüchterner, unzusammenhängender Weise zu reden, oder wenn er Ton und Ausdruck fortwährend rügt und jedes Wort grundlos bemäkelt. Solche Fehler werden unbarmherzig haften bleiben.

Kinder, welche auf dem Lande und in bäurischen Sitten aufgewachsen sind, werden sicher ein klangvolleres Organ erhalten, als diejenigen, welche in der Stadt erzogen werden. Ferner werden sie nicht, wie diese, in unverständlicher Weise stottern, aber auch schwerlich eine bäurische Ausdrucks- und Redeweise annehmen. Letztere legen sie aber auch leicht wieder ab, wenn der Erzieher, welcher seit der Geburt seines Zöglings mit diesem in enger, fast ausschließlicher Gemeinschaft lebt, durch eigne fehlerfreie Aussprache und sprachliche Reinheit jener üblen Angewohnheit entweder vorbeugt oder den schon vorhandenen Einfluß zu tilgen sucht. Emil wird ein ebenso reines Französisch sprechen wie ich; ja ein besseres, da er sich einer bei weitem deutlichern und klangvollern Betonung befleißigt.

Ein Kind, welches sprechen lernt, darf zuerst nur solche Worte hören, die seinem Fassungsvermögen angemessen sind, und nur solche nachsprechen, deren Silbenzahl ihm die Aussprache gestattet. Die Anstrengung, welche es zu diesem Zwecke macht, veranlassen es häufig, die nämliche Silbe zu wiederholen, gleichsam als ob es sich in der deutlichen Aussprache derselben üben wolle. Beginnt das Kind bei diesen Versuchen zu stottern, so bemüht euch nicht, den Sinn seiner Worte erraten zu wollen. Wer fortwährend Beachtung beansprucht, übt schon eine Art Herrschaft aus, die namentlich für ein Kind unstatthaft ist. Es genügt, wenn die Erwachsenen seinen Bedürfnissen möglichst aufmerksam entgegenkommen; dem Kinde dagegen gebührt es, keinen Versuch zu scheuen, um seine Wünsche in verständlicher Weise auszudrücken. Noch weniger treibe man ein

Kind vorzeitig zum Sprechen an. Es wird von selbst beginnen, sobald es den Nutzen desselben erkennt.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Kinder, welche spät sprechen lernen, stets eine weniger deutliche Aussprache erlangen, als andre. Das Sprachorgan bleibt aber nicht ungelenk, weil das Kind zu spät sprechen gelernt hat, sondern die Ursache liegt in dem ihm angebornen fehlerhaften Organ selbst. Denn welcher andre Grund könnte sonst für jene Verzögerung maßgebend sein? Wird solchen Kindern weniger Gelegenheit oder Anregung zum Sprechenlernen gegeben? Im Gegenteil! Grade die Besorgnis, daß eine Verzögerung eingetreten ist, veranlaßt uns, mit diesen früher Sprechversuche anzustellen, als mit jenen, welche von selbst schon deutliche Laute hervorgebracht haben. Diese unverständige Eile trägt nicht wenig zu der spätern undeutlichen Sprechweise bei. Ohne diese Hast hätten sie Zeit gehabt, sich in ihrem Sprechen zu vervollkommnen.

Kinder, die zu früh zum Sprechen angehalten werden, haben weder Zeit, das Vorgesprochene verstehen zu lernen, noch sich eine gute Aussprache anzueignen. Sich selbst überlassen, üben sie sich zuerst an leicht auszusprechenden Silben, verbinden dann nach und nach eine Vorstellung damit, die man aus ihren Mienen herausliest, und sprechen euch dann ihre eignen Worte vor, ehe sie den Sinn derselben erfaßt haben, ein Beweis, daß sie nur das behielten, was sie auch wirklich verstanden haben. Werden die Kinder dann nicht sofort gedrängt, das, was sie erfaßt haben, auch anzuwenden, so beobachten sie, welche Vorstellung ihr mit den Wörtern verbindet und erst, wenn sie sich davon überzeugt haben, bedienen sie sich derselben.

Das frühzeitige Sprechen hat für die Kinder noch den besondern Nachteil, daß unsre Art und Weise, mit ihnen zu reden, ihnen anfänglich ganz unverständlich bleibt, und daß auch ihre eignen Worte noch keinen Sinn für sie haben. So ist es häufig überraschend, daß sie mit denselben Worten eine Vorstellung verbinden, welche der unsrigen ganz entgegengesetzt ist, und ungeachtet einer meist richtigen Antwort uns thatsächlich doch nicht verstehen. In dieser *Unachtsamkeit unsrerseits* gegenüber der eigentümlichen Vorstellungsweise

der Kinder scheint mir die Ursache zu ihren ersten Fehlern und zu Irrtümern zu liegen. Diese müssen die Geistesrichtung ihres übrigen Lebens beeinflussen, angenommen selbst, daß sie dieselben abgelegt hätten. Es wird sich in der Folge mehr als eine Gelegenheit bieten, diese Behauptungen durch Beispiele zu erläutern.

Obige Gründe gebieten demnach, den Wortschatz der Kinder möglichst zu beschränken. Es gereicht ihnen zum größten Nachteil, wenn sie statt Vorstellungen nur einen Wortreichtum besitzen und nur die Namen der Dinge kennen, ohne ein Verständnis damit zu verbinden. Daß Landleute im allgemeinen einen gesundern Verstand besitzen, läßt sich nur aus ihrem geringern Reichtum an Wörtern erklären; denn sie ziehen treffliche Vergleiche ungeachtet ihres dürftigen Gedankenkreises.

Ein Kind entwickelt alle Fähigkeiten fast zu gleicher Zeit. Es lernt gleichzeitig essen, sprechen und laufen. Diese Zeit bildet seinen eigentlichen ersten Lebensabschnitt. Vor seiner Geburt war es ohne Gefühl, ohne Verstand, vielleicht sogar ohne Empfindungsvermögen. Es war sich seines Daseins nicht bewußt. Vivit et est vitae nescius ipse suae (Ovid: Trist. I, 3.)

Zweites Buch.

Der zweite Lebensabschnitt beginnt. Mit ihm hat die eigentliche Kindheit ihr Ende erreicht, denn die Wörter puer und infans sind nicht gleichbedeutend. Das letztere ist bereits der Inbegriff für ein Kind, welches noch nicht sprechen kann. Unserm Sprachgebrauch zufolge, wende ich das Wort „Kindheit“ bis zu jenem Lebensalter an, wo dasselbe eine andre Bezeichnung verlangt.

Sobald die Kinder zu sprechen angefangen haben, weinen sie weit seltner. Dieser Fortschritt ist naturgemäß, denn eine Sprache ersetzt die andre. Können sie ihre Empfindungen erst durch Worte aussprechen, so brauchen sie nicht durch ein Geschrei auszudrücken, daß sie leiden; vorausgesetzt, daß die Heftigkeit des Schmerzes sie nicht am Sprechen hindert. Wenn ein Kind dennoch zu weinen

fortfährt, so liegt die Schuld an seiner Umgebung. Von dem Augenblicke an, wo Emil zuerst sagte: „es thut mir weh", werden nur besonders heftige Schmerzen ihm Thränen auspressen.

Fängt dagegen ein von Natur zartes und schwächliches Kind ohne jede Ursache zu weinen an, so wird es das Weinen einstellen, sobald man es nicht beachtet. Solange es weint, gehe ich nicht zu ihm. Hat es sich aber beruhigt, so eile ich hin. Bald lernt es, daß es still sein muß, daß höchstens ein Ruf mich bewegen kann, zu ihm zu kommen. Nur nach der sichtbaren Wirkung beurteilen die Kinder die eigentliche Bedeutung ihrer Äußerungen. Eine andre Voraussetzung giebt es für sie nicht. Mag ein Kind sich noch so stark verletzt haben, so wird es nur selten schreien, wenn es allein ist, oder wenn es nicht hoffen kann, gehört zu werden.

Fällt das Kind, stößt es sich an den Kopf, bekommt es Nasenbluten oder schneidet es sich in den Finger, so werde ich es wenigstens eine Zeit lang, nicht beachten oder auch nur die geringste Bestürzung zeigen. Ist das Übel einmal geschehen, so muß es auch notwendig ertragen werden. Mein Eifer würde seinen Schreck nur vergrößern und den Schmerz empfindlicher machen. Wird doch im Grunde, bei jeder Verletzung, unsre Besorgnis mehr durch den Schreck, als durch die Wunde an und für sich hervorgerufen. Diese Angst denke ich ihm zu ersparen. Ohne Zweifel wird mein Zögling seinen Schmerz nach meiner Auffassung beurteilen. Sieht er mich ängstlich zu ihm eilen, ihn trösten und beklagen, so hält er sich sofort für verloren. Meine Kaltblütigkeit wird ihm dagegen die Angst benehmen. Sobald er den Schmerz nicht mehr fühlt, hält er den Schaden auch schon für geheilt. Auf diese Weise pflanzt man bereits in den ersten Lebensjahren den Keim des Mutes und der Unerschrockenheit in das Kindesherz. Man lehrt es, daß, wer furchtlos kleine Leiden erträgt, auch größre durch allmähliche Übung überwinden lernt.

So wenig ich meinem Emil jede Verletzung ängstlich zu ersparen denke, so unbillig würde ich es finden, wenn er aufwüchse, ohne den Schmerz kennen zu lernen. Die erste und wichtigste Lehre, die er kennen soll, das Notwendigste, was er begreifen muß, heißt:

„Leiden“. Fast scheint es, als würden die Kinder deshalb klein und schwach geboren, um gefahrlos diese wichtige Erfahrung zu machen. Fällt ein Kind seiner ganzen Länge nach hin, so wird es noch kein Bein brechen, oder gar den Arm verletzen, wenn es sich mit einem Stocke schlägt. Ebenso fehlt ihm die Kraft, ein scharfes Messer so fest anzufassen, um sich damit in die Hand zu schneiden. Mir ist kein Fall bekannt, daß ein sich selbst überlassenes Kind sich getötet, sich verstümmelt, oder sich sonst einen erheblichen Schaden zugefügt habe; es sei denn, daß man es unvorsichtigerweise auf erhöhte Plätze oder in die Nähe des Feuers gesetzt, oder es im Bereiche gefährlicher Instrumente gelassen habe. Was soll man zu jenen zahllosen künstlichen Mitteln sagen, mit denen man ein Kind umgiebt, um es vor Schmerzen zu bewahren, und denen es, selbst noch als erwachsner Mensch, hilflos preisgegeben ist? Beim Anblick eines Tropfen Blutes würde es in Ohnmacht fallen; bei dem geringsten Nadelstich sich tödlich verwundet glauben, denn ohne Erfahrung und Mut muß es der geringsten Schmerzempfindung unterliegen.

Unsre pedantische und übertriebne Lehrwut verleitet uns immer, Kindern meist das zu lehren, was sie durch Selbstthätigkeit sich allein aneignen können. Dagegen werden solche Dinge verabsäumt, die nur wir allein ihnen lehren können. Giebt es beispielsweise etwas Unverständigeres, als sich zu bemühen, einem Kinde das Laufen beizubringen? Hat man etwa jemals einen Erwachsenen gesehen, der infolge einer Vernachlässigung seiner Wärterin nicht hätte gehen können? Umgekehrt bemerkt man viele Leute, welche lebenslänglich einen schlechten Gang haben, weil man ihnen das Gehen auf mangelhafte Weise beigebracht hat.

Emil wird weder Fallhüte noch Laufkörbe, weder Wagen noch Gängelbänder erhalten. Sobald er einen Fuß vor den andern setzen kann, wird man ihn höchstens auf dem Steinpflaster unterstützen und ihm schnell über solche Unebenheiten hinweghelfen. Anstatt ihn in verbrauchter Zimmerluft verkümmern zu lassen, wird man ihn täglich auf eine Wiese führen. Dort darf er laufen und sich umhertummeln. Fällt er an einem Tage auch hundertmal hin, so wird

er um so schneller lernen, wieder aufzustehen. Das wohlthuende Gefühl der Ungebundenheit wiegt manche Verletzung auf. Ungeachtet mancher Beule bleibt *mein* Zögling immer guter Laune. *Eure* Zöglinge mögen sich vielleicht seltner beschädigen; dafür sind sie aber auch an allem gehindert und stets übellaunig.

Ein weiterer Fortschritt bei den Kindern besteht in der Zunahme ihrer Kräfte. Sie weinen und schreien jetzt seltner. Da sie selbst zu handeln vermögen, bedürfen sie kaum mehr fremder Hilfe. In der richtigen Erkenntnis ihrer Kraft, können sie dieselbe auch richtig verwerten. Auf dieser Stufe beginnt eigentlich erst ihr Leben als selbständiges Wesen. Erst jetzt kommt ein Kind eigentlich zum Bewußtsein seiner selbst. Kraft seines Erinnerungsvermögens dehnt es sein „Ichgefühl" auf jeden Augenblick seines Daseins aus. Es wird in Wirklichkeit eine Persönlichkeit für sich, eine Einheit und folglich fähig, Glück und Unglück zu empfinden. Von diesem Zeitpunkte an beginnt die Notwendigkeit, das Kind als ein geistiges Wesen zu betrachten.

Obgleich man die Lebensdauer der Menschen und das äußerste Ziel des menschlichen Lebens, das jedem gesteckt ist, annähernd berechnet hat, so ist doch nichts zweifelhafter, als die Lebenszeit jedes einzelnen Menschen. Wenige nur erreichen die äußerste Grenze derselben; denn grade bei seinem Beginne ist das Leben am stärksten gefährdet. Je kürzer die Zeit unsres Daseins, um so geringer ist die Hoffnung, es zu erhalten. Höchstens die Hälfte aller Neugebornen erreicht das Jugendalter. Darum ist es höchst unwahrscheinlich, daß euer Zögling je das Mannesalter erreicht.

Was soll man nun von einer so barbarischen Erziehungsweise denken, welche die Gegenwart einer ungewissen Zukunft opfert? Muß nicht ein Kind durch eine Methode unglücklich werden, die ihm auf *einer* Seite Fesseln anlegt, während sie ihm auf der *andern* Seite eine zweifelhafte Aussicht auf ein unbekanntes Glück eröffnet, das ihm vermutlich nie zu teil wird. Eine solche Erziehung ist allenfalls hinsichtlich ihrer Ziele vernünftig zu nennen. Anstatt in jugendlichem Frohsinn, vergeht die glücklichste Zeit seines Lebens unter Thränen, Drohungen, Strafen und in Sklaverei

Indem man sein Bestes im Auge zu haben glaubt, quält man diesen Unglücklichen und übersieht, daß der Tod ihn mitten aus diesen traurigen Vorbereitungen als seine Beute beansprucht.

Darum ihr Menschen, seid menschlich! Das ist eure vornehmste Pflicht. Seid es gegen jeden Stand, jedes Lebensalter, gegen alles, was der Menschennatur nicht widerstrebt. Giebt es überhaupt noch eine höhere Weisheit, als die Menschenliebe? — Liebt vor allem die Kinder! Nehmt euch ihrer Spiele, ihrer Vergnügungen an! Weckt ihre glücklichen Naturanlagen! — Wer hätte nicht mit Wehmut auf jene Zeit zurückgeblickt, wo die Lippen einst von Lachen überflossen und die Seele ein immerwährender Friede erfüllte? Warum will man diese unschuldigen Kleinen eines so kurzen und unschuldigen Lebensgenusses berauben, weshalb ihnen ein so kostbares Gut nehmen, das sie nicht mißbrauchen können? — Väter, könnt ihr jenen Augenblick im voraus bestimmen, wo der Tod eure Kinder ereilt? — Wenn nicht, so spart euch einst das nagende Gefühl der Reue, daß ihr sie der wenigen glücklichen Augenblicke beraubt habt, mit welchen die Natur sie beschenkte. Strebt dahin, daß, sobald sie sich des Glückes zu leben bewußt werden, sie es auch genießen. Gefällt es dann Gott, sie zu irgend einer Stunde abzurufen, so sterben sie wenigstens nicht, ohne die Freude des Lebens gekostet zu haben.

Aber, wirft man ein, die Kindheit ist doch eigentlich die Lebenszeit, um den fehlerhaften Neigungen des Menschen entgegen zu wirken; sie ist das Alter, in welchem Strafen weniger empfindlich sind; sie können im Wiederholungsfalle angewendet werden, um sie in vorgerücktem Alter zu vermeiden. — Wer aber bürgt euch dafür, daß die Ausführung dieser Maßregeln auch wirklich in eurer Hand liegt, daß diese herrlichen Lehren, mit denen ihr den schwachen Verstand des Kindes überbürdet, nicht eines Tages ihm schaden, anstatt ihm zu nützen? Und wie kann man ferner beweisen, daß die bösen Triebe, welche man angeblich vernichten will, nicht vielmehr die Frucht eures Unverstandes, als gerade eine Naturanlage sind?

Um nicht unhaltbaren Hirngespinsten nachzujagen, müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind, wie sie unsrer Lebenslage naturgemäß entsprechen. Die Menschheit nimmt ihren Platz in der allgemeinen Weltordnung ein. Die Kindheit beansprucht den ihrigen in der menschlichen Lebensordnung. Infolgedessen muß man den Mann im Manne, das Kind im Kinde betrachten. Alles, was wir für das Wohlbefinden des Menschen thun können, besteht darin, dem einzelnen seine Stellung im Leben anzuweisen und ihn darin zu befestigen, außerdem aber den natürlichen Trieben des Menschen eine solche Richtung zu geben, welche seiner Eigenart entspricht. Alles übrige hängt von äußern Verhältnissen ab, denen gegenüber wir machtlos sind.

Was eigentlich Glück oder Unglück ist, wissen wir nicht, denn in diesem Leben ist nichts einfach. Niemals gelangt man zu dem wirklich ungetrübten Genusse eines Gefühls. Nicht zwei Augenblicke bleibt man in derselben Gemütsverfassung. Das Leben des Körpers wie der Seele ist unaufhörlichen Schwankungen unterworfen: Gutes und Böses ist, wenn auch in ungleichem Maße, Eigentum aller. Am glücklichsten ist, wer am wenigsten unter den Sorgen und Lasten des Lebens leidet; am unglücklichsten derjenige, welcher dessen Freuden nicht kennt. Trotz aller Ungleichheit ist doch allen Eins gemeinsam: *das Leid, welches das Glück des Lebens überwiegt.* Was man hienieden Lebensglück nennt, ist im letzten Grunde doch nur ein nicht unglücklicher Zustand. Die Größe desselben ist daher nur nach der größern oder geringern Menge der Leiden zu bemessen, welche ein Mensch erduldet.

Mit jedem Schmerzgefühl ist die Sehnsucht nach Erlösung vom Leiden gepaart. Jede Vorstellung einer Freude ist von dem Wunsche unzertrennlich, sie zu genießen. Jedes Begehren schließt ein Entbehren in sich. Alle Entbehrungen aber sind schmerzlich, sobald man sich derselben bewußt wird.

Unser irdisches Elend entsteht nur aus dem Mißverhältnis zwischen unsern Wünschen und der Unmöglichkeit, dieselben zu erfüllen. Ein völlig bewußtes Wesen, das die Fähigkeit besäße, seine Wünsche stets zu befriedigen, könnte man ohne Zweifel glücklich nennen.

Worin besteht nun die menschliche Weisheit und der Weg zum wahren Glücke? Etwa in der Verminderung unsrer Wünsche? Keineswegs. Denn wenn unsre Kräfte die letztern überstiegen, so würde ein Teil unsrer Fähigkeiten brach liegen und der Genuß am Dasein uns verkümmert werden. Noch weniger liegt es in einer Steigerung unsrer Fähigkeiten. Denn wenn sich unsre Wünsche in gleichem Maße steigerten, so würden wir nur um so unglücklicher werden. Nein! menschliche Weisheit und Lebensglück bestehen nur in der Einschränkung der unsre Fähigkeiten überschreitenden Wünsche, in dem notwendigen Ausgleich zwischen unserm Können und Wollen. Nur durch ein Zusammenwirken aller Kräfte gelangt die Seele zur Ruhe und der Mensch zu dem Zustande des Wohlseins.

So hat die stets weise handelnde Natur es eingerichtet. Sie giebt dem Menschen nur die zu seiner Erhaltung unbedingt notwendigen Triebe und das Vermögen, diesen zu genügen. Alle übrigen hat sie in der Tiefe seiner Seele aufgespart, damit sie dort, je nach Bedürfnis, entwickelt werden. Sobald aber seine in sich schlummernden Kräfte sich zu bethätigen beginnen, erwacht die Einbildungskraft, die lebendigste aller seelischen Fähigkeiten, und überflügelt die andern. Die Einbildungskraft erweitert in der Richtung des Guten, wie in der Richtung des Bösen die Grenzen des Möglichen für uns und reizt und nährt unsre Begierden durch die Aussicht auf Befriedigung. Das Ziel der Sehnsucht jedoch, das man schon mit der Hand zu berühren glaubte, entweicht schneller, als man ihm zu folgen vermag. Glaubt man es zu haschen, so zeigt es sich von ferne unter veränderter Gestalt.

Weil nun der durchmessene Weg sich unsern Blicken entzieht, so beachten wir ihn nicht weiter, während die noch zurückzulegende Strecke sich unaufhörlich vergrößert und ausdehnt. So erschöpft man sich, ohne ein Ziel zu erreichen. Je mehr man dem Genusse nachjagt, desto mehr enteilt das Glück.

Je mehr nun, umgekehrt, der Mensch dem ursprünglichen Zustande treu bleibt, desto mehr vermindert sich der Unterschied zwischen seinem Wünschen und Können, um so leichter wird ihm folglich das Glück erreichbar. Niemals aber fühlt er sich weniger unglücklich,

als wenn er von allem entblößt ist, denn das eigentliche Unglück des Menschen besteht nicht im Entbehren, sondern in dem Bedürfnis, welches sich durch dasselbe fühlbar macht.

Die wirkliche Welt ist begrenzt; nur die Welt der Einbildungskraft ist schrankenlos. Da die erstere sich nicht erweitern läßt, so beschränke man die andre nach Kräften. Denn alle Leiden, welche die Welt unglücklich machen, werden nur durch die Verschiedenheit, welche zwischen beiden herrscht, hervorgerufen. Abgesehen von der natürlichen Kraft, der Gesundheit und Selbstzufriedenheit, bestehen alle Güter dieses Lebens nur auf vorgefaßten Meinungen. Mit Ausnahme körperlicher Schmerzen und der Gewissensbisse, bestehen alle Übel nur in unsrer Einbildung. Ist auch diese Behauptung eine ziemlich gewöhnliche, so ist ihre praktische Ausübung doch wenig allgemein. Um ihre Verwertung handelt es sich aber einzig und allein.

Was will man mit der Behauptung sagen: „der Mensch ist ein schwaches Geschöpf?“ Das Wort Schwäche deutet auf eine Beziehung zu dem Wesen, auf welches es angewendet wird. Derjenige, dessen Kraft die eignen Bedürfnisse übertrifft, ist ein starkes Wesen, sei es nun ein Wurm oder ein Insekt. Übertreffen aber die Bedürfnisse die Kraft, so ist das Geschöpf schwach, gleichviel, ob es ein Elefant, ein Löwe, ein Eroberer, ein Held oder ein Gott ist. Der abtrünnige Engel, welcher seine Natur verkannte, war schwächer, als der glückliche Sterbliche, der seiner Natur gemäß in Frieden lebte. Der Mensch ist immer stark, sobald er sich begnügt, nur das zu sein, was er ist. Er ist schwach, sobald er sich über die Menschen erhaben dünkt. Man bilde sich nicht ein, daß Ausbildung der Fähigkeiten auch zugleich Steigerung der Kraft bedeutet. Diese wird im Gegenteil vermindert, je höhere Ziele der Ehrgeiz sich steckt. Daher beobachte man genau die Grenzen des uns zugewiesenen Wirkungskreises und bleibe, wie die Spinne in ihrem Netze, im Mittelpunkte desselben. Dann werden wir unsern Aufgaben gewachsen sein und brauchen über unsre Schwäche nicht zu klagen; denn wir werden uns ihrer nie bewußt.

Alle Tiere besitzen genau die zu ihrer körperlichen Erhaltung notwendigen Fähigkeiten. Nur der Mensch ist in reichlicherm Maße mit denselben ausgestattet. Ist es trotzdem nicht seltsam, daß grade dieser Überfluß zur Quelle seines Elends wird? In jedem Lande erwirbt ein Mann durch seine Arbeitskraft mehr, als er für seinen Unterhalt bedarf. [Wäre er klug genug, auf dieses] Mehr oder diesen Überschuß keinen Wert zu legen, so besäße er stets das Notwendige, da er niemals in die Lage käme, Überfluß an etwas zu haben.

Durch übertriebne Arbeit suchen wir unser Lebensglück zu erhöhen, verwandeln es aber dadurch grade in Elend. Jeder Mensch, welcher nur dahin strebte, zu leben, würde glücklich leben und folglich auch ein guter Mensch sein. Denn welchen Vorteil könnte es bringen, böse zu sein?

Wären wir unsterblich, so würden wir höchst unglückliche Wesen sein. Zwar ist es hart, zu sterben; allein wie süß ist es, zu hoffen, daß das gegenwärtige Leben einst endigt und ein besseres Leben die Leiden des jetzigen ausgleichen wird.

Der Ungebildete, dem es an Voraussicht fehlt, kennt kaum den wirklichen Wert des Lebens und fürchtet nicht, es zu verlieren. Für den Weisen ist die Notwendigkeit zu sterben nur ein stärkerer Grund, die Mühen des Lebens zu ertragen. Wenn man nicht sicher wäre, es einst verlieren zu müssen, so wäre die Mühe, es zu erhalten, zu teuer erkauft.

Mit Ausnahme des Lasters, dessen Ursachen nur in uns selbst liegen, beruhen alle sittlichen Schäden auf Einbildung. Körperliche Übel dagegen vernichten entweder sich *selbst*, oder sie zerstören *uns*. Nur Zeit und Tod sind ihre Heilmittel. Trotzdem leiden wir um so mehr, je weniger wir zu leiden verstehn. Eine Krankheit ertragen bereitet weniger Qualen, als das unaufhörliche Bestreben, sie zu heilen. Lebe naturgemäß! Übe Geduld und halte die Ärzte fern! Dadurch wirst du zwar nicht dem Tode entrinnen, aber seine Schrecken nur einmal empfinden. Der Arzt dagegen wird ihn jeden Tag vor deiner Einbildungskraft von neuem heraufbeschwören. Anstatt deine Tage zu verlängern, wird er durch seine

trügerische Kunst dir jeden Lebensgenuß verkümmern. Vergebens frage ich mich, welches besondre Gute diese Kunst der Menschheit gebracht hat? In der That würden wohl einige, die sie heilt, sterben, aber Millionen, welche durch sie zu Grunde gehen, würden erhalten bleiben. Darum sei verständig, o Mensch, und setze nicht in eine Lotterie, welche dir keine Aussicht auf Gewinn bietet. Deine Losung sei Leiden — Genesung oder Tod. Was dir aber auch beschieden sei, bestrebe dich, bis zu deiner letzten Stunde wirklich zu leben.

Alle menschlichen Einrichtungen sind voller Thorheit und Widersprüche. Unser Leben macht uns daher um so größere Sorge, je mehr es an Wert verliert. Greise bedauern seine Flüchtigkeit mehr als Jünglinge. Nach der Arbeit eines langen Lebens möchten sie im Alter den Genuß derselben nicht entbehren. Es ist allerdings grausam, im sechzigsten Lebensjahre sterben zu sollen, in einem Alter, in dem man eigentlich noch nicht zu leben angefangen hat. Man nimmt an, daß der Mensch einen starken Selbsterhaltungstrieb besitzt, und das ist unleugbar. Indessen übersieht man, daß dieser Trieb, wie *wir* ihn wahrnehmen, zum größten Teil ein Werk der Menschen ist. Der Mensch denkt naturgemäß nur an seine Erhaltung, solange die nötigen Mittel dazu in seinem Bereiche sind. Fehlen diese, so beruhigt er sich und stirbt, ohne vergebliche Klage.

Auch die Tiere sträuben sich ebenso wie die Wilden gegen den Tod, erdulden denselben aber trotzdem, ohne zu klagen. So erteilt die Natur selbst uns das vornehmste Gesetz: Ergebung in den Willen Gottes. Sobald dieses Gesetz hinfällig geworden ist, entwickelt sich daraus ein andres, das durch die Vernunft begründet ist. Wenige verstehen daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen, und die selbstgeschaffene, künstliche Ergebung ist deshalb nie so vollkommen und unwiderruflich, wie die religiöse.

Diese Sorge, oder vielmehr diese unglückliche Vorsorge ist die eigentliche Quelle unsres Unglücks. Sie entrückt uns unaufhörlich unsrer Lebensbahn und steckt uns Ziele, die wir nie erreichen. Welche Thorheit, daß der Mensch, ein so vergängliches Wesen, stets *in die Ferne* schweift und sich einer ungewissen Zukunft zuwendet

und darüber die Gegenwart, die ihm sicher ist, vernachlässigt. Diese Thorheit wirkt um so verhängnisvoller, als sie sich unablässig im Alter steigert. Alte Leute, die von Natur mißtrauisch, vorsorglich und geizig sind, versagen sich lieber das augenblicklich Notwendige, als daß sie in einem Alter von hundert Jahren Überflüssiges entbehren möchte. So erfassen wir alles, heften uns an alles: an Zeit und Ort, an Menschen und Dinge. Alles, Gegenwart und Zukunft, ist für einen jeden von uns von Wichtigkeit. Kurz, unser eignes Ich bildet nur noch den geringsten Teil unsrer Persönlichkeit. Jeder dehnt sich gleichsam nach seiner Weise über den ganzen Erdball aus und wird, im Verhältnis zu der großen Oberfläche, auch entsprechend empfänglicher und reizbarer.

Ist es daher zu verwundern, daß alle Übel sich grade da vermehren, wo wir am leichtesten verletzlich sind? Wie mancher Fürst ist über den Verlust eines Landes trostlos, das er niemals gesehen hat. In Indien braucht man nur einige Kaufleute zu beleidigen, um in Paris eine allgemeine Entrüstung hervorzurufen.

Drängt etwa die Natur den Menschen auf solche ihm fremde Bahnen? Ist es ihr Wille, daß jeder erst sein Schicksal durch andre und oft erst zuletzt erfahre, so daß mancher schon im Elend oder im Glück gestorben ist, ohne daß ihm seine Lage so recht zum Bewußtsein gekommen war?

Deshalb meine ich, daß Gesundheit, Frohsinn, Wohlbehagen, Seelenfrieden nur Gebilde unsrer Einbildungskraft sind. Unser Dasein beruht nur auf einem Schein. Ist es dann aber der Mühe wert, unter fortwährender Todesfurcht zu leben, wenn alle äußern Lebensbedingungen dieselben bleiben?

O Mensch! suche dein Lebensglück in dir selbst, dann wirst du niemals unglücklich sein. Fülle den Platz aus, welchen die Natur dir in der Kette der Lebewesen angewiesen hat; nichts wird dich daraus verdrängen. Lehne dich nicht auf gegen das harte Gesetz der Notwendigkeit. Erschöpfe nicht durch nutzlosen Widerstand die Kräfte, welche der Himmel dir nicht zur Erweiterung oder Verlängerung deines Daseins gegeben hat, sondern nur, um dasselbe nach seinem Ermessen zu erhalten. Dein freier Wille und deine

Macht reichen nicht über die Grenzen deiner natürlichen Kräfte hinaus. Alles übrige ist nur Zwang, Täuschung, Blendwerk!

Nur der allein setzt seinen Willen durch, der zur Ausübung desselben keiner fremden Hilfe bedarf. Hieraus folgt, daß das höchste Gut nicht die Macht, sondern Freiheit ist. Ein wahrhaft freier Mensch will nur, was er kann, und thut nur, was ihm gefällt. Das ist mein oberster Grundsatz. Wendet man denselben richtig auf die Kindheit an, so werden sich alle Regeln für die Erziehung leicht daraus ergeben.

Die Gesellschaft hat die menschliche Schwäche gesteigert. Sie beraubte den Menschen nicht nur der Selbstbestimmung über seine Kräfte, sondern sie hielt dieselben vornehmlich für unzulänglich. Aus letzterem Grunde vervielfältigen sich seine Wünsche mit seiner Schwäche. Sie ist im Vergleich zum Mannesalter das charakteristische Merkmal seiner Kindheit. Wenn der Mann ein starkes, das Kind dagegen ein schwaches Wesen ist, so liegt die Ursache nicht in seiner uneingeschränkten Kraft, sondern nur in dem Vermögen, seinen Bedürfnissen selbst zu genügen. Dies ist dem Kinde noch versagt. Der Mann soll daher einen bestimmten Willen besitzen, wo dem Kinde kindliche Einfälle gestattet sind. Unter diesen verstehe ich alle Wünsche, die nicht thatsächlich auch Bedürfnisse sind, und die sich nur durch fremde Hilfe befriedigen lassen.

Auf die Ursachen jenes Schwächezustandes habe ich bereits hingewiesen. Durch die Elternliebe hat die Natur zwar eine Vorsorge getroffen; aber diese Liebe wird durch ihr Übermaß häufig nicht nur unvollkommen, sondern sogar zu einem Mißbrauche. Eltern, in gesicherten bürgerlichen Verhältnissen, werden auch ihre Kinder in früher Jugend an die Ansprüche derselben gewöhnen. Sie bedenken nicht, daß sie anstatt ihrer Schwäche abzuhelfen, dieselbe nur unterstützen, indem sie ihnen mehr geben, als sie bedürfen. Sie steigern sie sogar noch durch Anforderungen, welche denjenigen der Natur durchaus widersprechen; denn sie unterwerfen ihrem stärkern Willen die geringe Kraft, über welche ein Kind verfügt, um seinen eignen Willen auszuüben. So wird schließlich die wechselseitige Abhängigkeit, welche einerseits aus der Schwäche des Kindes

andrerseits aus der Elternliebe hervorgeht, in Knechtschaft verwandelt.

Ein vernünftiger Mensch versteht, seine Stellung im Leben zu behaupten. Ein Kind dagegen, welches die seinige noch nicht kennt, vermag sich nicht in derselben zu erhalten. Es findet tausend Auswege, um unsern Händen zu entschlüpfen. Seinen Erziehern fällt die nicht leichte Aufgabe zu, den Zögling in seiner Stellung festzuhalten. Derselbe soll kein unvernünftiges Geschöpf, aber auch kein Mann sein, sondern nur Kind, ein Wesen, das sich seiner Schwäche bewußt ist, ohne darunter zu leiden. Es soll sich unterordnen, jedoch nicht in knechtischem Gehorsam. Es darf einen Wunsch äußern, aber nicht befehlen. In Bezug auf seine Bedürfnisse muß es seinen Erziehern gehorchen; denn diese vermögen besser zu beurteilen, was zu seiner Erhaltung förderlich oder schädlich ist. Niemand, sogar der eigne Vater nicht, ist berechtigt, einem Kinde etwas anzubefehlen, das nicht unbedingt zu seinem Besten dient.

Solange menschliche Vorurteile und menschliche Einrichtungen unsre ursprünglichen Neigungen noch nicht abgeändert haben, besteht das Glück der Kinder wie der Erwachsenen im Gebrauche ihrer Freiheit. Diese Freiheit wird bei den Kindern durch ihre Schwäche beschränkt. Wer thut, was er will, ist glücklich, sobald er sich selbst genügt. Dieses Glück ist nur demjenigen Menschen beschieden, der im Naturzustande lebt. Wer jedoch thut, was er will, ist nicht glücklich, wenn die Bedürfnisse seine Kräfte übersteigen.

In dieser Lage befindet sich auch das Kind. Selbst im Naturzustande genießt es eine beschränkte Freiheit, ebenso wie die Leute aus der bürgerlichen Gesellschaft. Diese Betrachtungen sind sehr wichtig, denn es giebt zwei Arten von Abhängigkeit: die Abhängigkeit von den Dingen oder die natürliche, und die Abhängigkeit von den Menschen, d. i. diejenige, die von den Menschen herrührt. Da in der Abhängigkeit von den Dingen nichts Unsittliches liegt, so beschränkt sie auch nicht die Freiheit des Willens und erzeugt auch keine Fehler. Dagegen bilden diese sich aus der Abhängigkeit von den Menschen, denn dieselbe ist an keine bestimmte Vorschrift geknüpft. Wenn es überhaupt ein Mittel giebt, diesem gesellschaft-

lichen Übel abzuhelfen, so kann es nur darin gefunden werden, daß man das Gesetz walten läßt, ohne Rücksicht auf den Einzelnen, und den Gesamtwillen mit einer wirklichen Macht ausrüstet, welche der Äußerung eines Einzelwillens überlegen ist. Aus diesem Grunde erhalte man ein Kind nur in der Abhängigkeit von den Dingen Im Verlaufe der Erziehung wird man alsdann erkennen, daß man nur den Gesetzen der Natur gemäß handelte. Unberechtigten Willensäußerungen setze man nur äußerliche Hindernisse entgegen. Erteilt man Strafen, so betrachte man sie als unmittelbare Folge seiner Handlungen, deren es sich bei wiederkehrender Gelegenheit erinnere. Anstatt etwas zu verbieten, genügt es häufig schon, Unarten zu verhüten. Erfahrung oder Ohnmacht müssen bei ihm allein die Stelle des Gesetzes vertreten. Man gewähre dem Kinde nur dann etwas, wenn ein wirkliches Bedürfnis vorhanden ist, nicht, weil es etwas begehrt. Was gehorchen heißt, soll ihm nicht durch seine eignen Handlungen bewußt werden, ebensowenig, was befehlen heißt, sobald andre sich seinetwegen bemühen. Dagegen muß es aus seinen Handlungen, wie aus den eurigen seine Freiheit erkennen lernen. Helft seiner mangelnden Kraft nur soviel, als es bedarf, um frei zu sein, nicht aber um zu herrschen. Indem es deine Hilfe mit einer gewissen Demut annimmt, muß es danach streben, deine Unterstützung entbehren zu können, und sich auf den Augenblick freuen, wo ihm die Ehre zu teil wird, sich selbst zu helfen.

Die Natur besitzt zur Kräftigung des Körpers und zur Förderung seines Wachstums Mittel und Wege, welche man nicht durchkreuzen darf. Man zwinge daher die Kinder niemals, still zu sitzen, wenn sie sich bewegen wollen, noch veranlasse man sie umgekehrt zum Gehen, wenn sie still sitzen wollen. Ist der Wille der Kinder nicht durch unsre eigne Schuld mißleitet worden, so werden sie schwerlich etwas Unnützes begehren. Kinder müssen nach eignem Belieben springen, laufen und sogar schreien dürfen. Alle ihre Bewegungen entspringen dem natürlichen Bedürfnis, den Körper zu kräftigen. Doch hat man sorgfältig zu beobachten, ob sie diese Wünsche selbst befriedigen können, oder ab sie andrer Hilfe bedürfen. In letzterem *Falle muß* wieder das wirkliche Bedürfnis von dem eingebildeten

unterschieden werden und von solchem, das einer übersprudelnden Lebenskraft entspringt.

Ich habe bereits erwähnt, was zu thun ist, wenn ein Kind weint, um dies oder jenes zu erlangen. Ich füge hier nur hinzu, daß man seine Bitte unwiderruflich ablehnen soll, wenn es nur weint, um sein Verlangen zu befriedigen, obgleich es imstande ist, dasselbe durch Worte auszudrücken. Es nimmt nur zu Thränen seine Zuflucht, um seinen Zweck schneller zu erreichen oder eure Weigerung zu überwinden. Geht aber das Sprechen aus einem wirklichen Bedürfnis hervor, so muß es auch sofort berücksichtigt und sein Wunsch erfüllt werden. Seinen Thränen gegenüber Nachgiebigkeit zeigen, würde das Kind nur veranlassen von neuem zu weinen. Es würde lernen, an eurem guten Willen zu zweifeln, und glauben, daß ungebärdiges Benehmen mehr vermag als Freundlichkeit. Sobald es euch nicht mehr für liebevoll hält, so wird es ungezogen. Wenn es euch schwach sieht, wird es eigensinnig. Daher ist es unbedingt notwendig, ihm umgehend zu gewähren, was man nicht versagen will. Im Verweigern sei man vorsichtig. Hat man aber einen Wunsch versagt, so widerrufe man nicht.

Besonders vermeide man, dem Kinde leere Höflichkeitsphrasen einzuprägen. Gelegentlich dienen sie ihm, seiner Umgebung gegenüber, als Zauberformeln, um seinen eignen Willen durchzusetzen und seine Launen sofort befriedigt zu sehen. In dieser Beziehung werden, namentlich bei Kindern aus vornehmen Familien, Fehlgriffe gethan. Denn die Ausbildung äußerlicher Formen, sowie ein gewisser Vorrat vorschriftsmäßiger Redensarten, deren sich die Kinder bedienen müssen, um jeden Widerspruch von vornherein zu beseitigen, entwickeln, trotz äußerer Höflichkeit, ein im hohen Grade gebieterisches Wesen. Weder Ton noch Wesen solcher Kinder drücken jemals eine Bitte aus. Durch ihre Art zu bitten erscheinen sie im Gegenteil noch anmaßender, als wenn sie befehlen würden; denn sie sind doch sicher, unbedingten Gehorsam zu finden. Man erkennt sofort, daß Wendungen, wie: „Wenn es gefällig ist“, oder: „Ich bitte“, gleichbedeutend sind mit: „Es gefällt mir“ und „Ich befehle“. Wie bewunderungswürdig ist solche Höflichkeit,

die nur den Zweck hat, die wahre Bedeutung der Worte zu ändern, damit die Kinder nur noch im Tone des Befehls reden lernen! Mein Emil dagegen soll lieber unhöflich, als anmaßend sein. Mir liegt mehr daran, daß er in bittendem Tone sagt: „Thut das!“ als daß er befiehlt: „Ich bitte darum.“ Nicht die Redewendung ist das Wesentliche, sondern der damit verbundene Sinn.

Übertriebne Strenge, wie übertriebne Nachsicht sind in gleicher Weise zu vermeiden. Läßt man die Kinder leiden, so gefährdet man ihr Leben und ihre Gesundheit, und sie werden wirklich elend. Andrerseits legt eine übertriebne Sorgfalt, welche sich bemüht, jede Art von Unbehagen von ihnen fern zu halten, den Grund zu vielfachen und schmerzlichen Leiden. Sie werden verzärtelt und reizbar und dadurch aus ihrer eigentlichen Lebenssphäre herausgerissen, in die sie eines Tages, ungeachtet aller Bemühungen, zurückkehren werden. Um sie wenigen natürlichen Übeln nicht auszusetzen, schafft man künstliche, die die Natur nicht kennt.

Man wird einwenden, daß ich in den Fehler jener schlechten Väter verfalle, denen ich den Vorwurf machte, daß sie das gegenwärtige Glück ihrer Kinder der Rücksicht auf eine ferne Zukunft opferten, die nie eintreten wird. Allein mit Unrecht. Die meinem Zögling gewährte Freiheit wird reichlich die geringen Unbequemlichkeiten ausgleichen, denen ich ihn aussetze. Ich sehe beispielsweise kleine Gassenbuben im Schnee spielen. Ihr Gesicht ist blau gefroren. Fast erstarrt vor Kälte vermögen sie kaum noch einen Finger zu rühren. Obgleich es nur von ihnen abhängt, sich wieder zu erwärmen, unterlassen sie es doch. Wollte man sie zwingen, so würden sie die Härte des Zwanges hundertmal stärker empfinden, als die strenge Kälte. Worüber beklagt ihr euch also? Mache ich euer Kind unglücklich, indem ich es Unbequemlichkeiten aussetze, die es ertragen will? Ich befördere ja nur sein gegenwärtiges Wohl, wenn ich es seinen eignen Willen erproben lasse. Ich fördere sein Glück für die Zukunft, sobald ich es widerstandsfähig gegen Leiden mache, die es ertragen muß. Glaubt ihr, daß es auch nur einen Augenblick in seiner Wahl schwanken würde, wenn die Frage an dasselbe heranträte, ob es *mein oder euer* Zögling sein möchte?

Giebt es überhaupt außerhalb der natürlichen Ordnung irgend ein Glück für ein Wesen? Heißt es nicht einen Menschen seiner eigensten Natur entfremden, wenn man alle Übel seines Geschlechts von ihm fern halten will? Ja, ich behaupte sogar, daß er erst die geringen Übel ertragen muß, um sich der großen Güter bewußt zu werden. So verlangt es seine Natur. Denn wo das körperliche Wohlbehagen überwiegt, würden wir in sittlicher Beziehung rückwärts schreiten. Ein Mensch, der den Schmerz nicht kennt, würde weder die allgemeine Menschenliebe kennen lernen noch die sanften Regungen, welche das Mitleid erweckt. Sein Herz bliebe unbewegt. Jeder Geselligkeit abhold, wäre er unter seinesgleichen ein Ungeheuer.

Kennt ihr das sicherste Mittel, ein Kind unglücklich zu machen? — Wenn ihr es daran gewöhnt, alles zu erhalten; denn seine Wünsche steigern sich maßlos, je schneller man ihnen genügt. Tritt jedoch, früher oder später, die Unmöglichkeit an euch heran, die Wünsche des Kindes zu erfüllen, so werdet ihr in die Lage kommen, seine Bitten, gegen euren Willen, wohl oder übel abzuschlagen. Diese ungerechte Verweigerung aber würde es schmerzlicher empfinden, als selbst die Entbehrung dessen, was es gewünscht hat. Trägt das Kind anfangs nur Verlangen nach eurem Stock, so begehrt es später eure Uhr; dann verlangt es den vorüberfliegenden Vogel, jenen leuchtenden Stern. Schließlich richtet es sein Begehren auf alles, was sein Blick streift. Wie wollt ihr es befriedigen, wenn ihr nicht der liebe Gott selbst seid?

Der Mensch neigt von Natur dazu, alles, was im Bereiche seiner Macht liegt, als sein Eigentum zu betrachten. In diesem Sinne ist, bis zu einem gewissen Grade, der Grundsatz „Hobbes“ wahr: „Vermehrt zugleich mit unsern Wünschen die Mittel zu ihrer Befriedigung, und jeder wird sich zum Herrn über sich selbst machen.“ Ein Kind also, welches nur „zu wollen“ braucht, um alles zu erlangen, wird sich bald für den Herrn des ganzen Weltalls betrachten. Es hält alle Menschen für seine Sklaven. Wenn man dann endlich gezwungen ist, ihm etwas abzuschlagen, so hält es jede Weigerung für einen Akt offnen Widerstands; denn bis dahin erschien

seinen Befehlen gegenüber nichts unmöglich. Gründe werden seiner Meinung nach nur Vorwände sein, denn in seinem Alter fehlt ihm noch die Reife für eine vernünftige Einsicht. Überall sieht es nur bösen Willen. Das Gefühl angeblicher Ungerechtigkeit verbittert sein sonst gut angelegtes Gemüt und so beginnt es die ganze Welt zu hassen. Ohne je eine Gefälligkeit dankend hinzunehmen, erregt im Gegenteil jeder Widerstand seinen Unwillen.

Kann man es nun verstehen, daß ein von heftigem und leidenschaftlichem Zorn bewegtes Kind jemals glücklich sein wird? Ein solches Kind! — und glücklich!? Es ist ein Tyrann und zugleich ein verächtlicher Sklave, ein niedriges Geschöpf.

Manche so verzognen Kinder habe ich beobachtet. Bald verlangten sie, man solle ein Haus umstoßen, bald die Wetterfahne vom Turm herunterholen; ein Regiment Soldaten sollte seinen Marsch aufhalten, damit das Kind die Trommeln länger hören könnte. That man ihnen nicht sofort den Willen, so erhoben sie entsetzliches Geschrei, das kein Wort beschwichtigte. Vergeblich bemühte sich jeder, ihnen Liebes zu erweisen; die leichte Gewährung ihrer Wünsche steigerte nur ihr Verlangen. Hartnäckig bestanden sie auf Erfüllung unmöglicher Ansprüche und fanden nur Widerspruch, Hindernisse, Verdruß und Schmerzen. Und das sollten glückliche Wesen sein!

Wie aber wird es mit solchen Kindern stehen, wenn sie erwachsen sind? Wie, wenn ihre Beziehungen zu andern Menschen sich erweitern und vermehren, nachdem tyrannische und herrschsüchtige Triebe sie bereits in ihrer Kindheit unglücklich gemacht haben? Welche Überraschung für sie, die gewohnt waren, jeden sich vor ihnen beugen zu sehen, bei ihrem Eintritt in die Welt überall auf Widerstand zu stoßen? Werden sie nicht schließlich sich von der Wucht dieses Weltalls, welches sie nach eignem Belieben in Bewegung zu setzen dachten, vernichtet fühlen? Ihr anmaßendes Benehmen und ihre kindische Eitelkeit ziehen ihnen nur Demütigungen, Spott und Hohn zu. Überall sind Kränkungen ihr Los. Erst peinliche Erfahrungen lassen sie erkennen, daß sie sich weder ihrer Stellung noch ihrer Kräfte bewußt sind. Da sie nicht alles vermögen, verlieren sie auch das letzte Vertrauen zu ihrer Kraft. Zahllose Hindernisse entmutigen

sie. Allgemeine Mißachtung raubt ihnen alles Selbstvertrauen. Sie werden feige, furchtsam und unterwürfig und sinken jetzt um so tiefer, je früher ihre Überhebung sich verstieg.

Nehmen wir die Hauptregel unsers Erziehungssystems wieder auf. Sie lehrt, daß die Natur die Kinder geschaffen hat, damit sie geliebt und gepflegt werden, nicht aber, daß man ihnen gehorchen oder sie fürchten soll. Betrachtet man die Kindheit an sich, so giebt es kaum ein Wesen, das so hinfällig und zart wie ein Kind ist. Kein Wesen bedarf eines innigern Mitleids, größerer Sorge und Schutzes, als ein Kind, und doch ist es stets der Willkür seiner Umgebung anheimgegeben. Scheint es nicht, als ob ihm nur deshalb so holde Züge und ein so rührender Ausdruck verliehen sind, damit jeder, der sich ihm nähert, seine Schwäche bemitleide und sich beeifere, ihm beizustehen? Wie unnatürlich dagegen ein trotziges und auffahrendes Kind, das seine ganze Umgebung beherrscht und in verletzender Weise denjenigen gegenüber den Herrn spielt, die sich nur von ihm abzuwenden brauchten, um es verkommen zu lassen.

Wer sähe andrerseits nicht ein, daß die Kinder durch die Schwäche der ersten Jahre so gehemmt werden, daß es grausam wäre, ihre Abhängigkeit durch unsre Launenhaftigkeit zu vergrößern. Wer vermöchte sie einer so beschränkten Freiheit zu berauben, die sie nicht mißbrauchen können und deren Beraubung weder ihnen noch uns nützt? Wenn es nun kaum etwas Lächerlicheres giebt, als ein herrisches Kind, so findet man umgekehrt auch kein Wesen, das unsers Mitleids würdiger wäre, als ein schüchternes Kind. Warum sollen wir das Kind schon so früh die persönliche Dienstbarkeit fühlen lassen, während sich mit dem Alter der Vernunft die Sklavenketten der bürgerlichen Gesellschaft schon bei ihm fühlbar machen werden? Möchte das Leben auch nur *einen* Augenblick von diesem widernatürlichen Joche befreit sein und wir die Kinder ihrer natürlichen Freiheit überlassen! Sie wird sie, wenigstens eine Zeit lang, von solchen Fehlern frei halten, die nur durch einen Zwang entstehen. Strenge Lehrer oder Väter, welche sich von ihrem Kinde beherrschen lassen, sollten erst die Methode, welche die Natur befolgt, kennen

lernen, ehe sie leichtfertige Einwendungen machen oder ihr eignes Erziehungssystem rühmen.

Ich komme auf das praktische Verfahren zurück. Es wurde bereits bemerkt, daß ein Kind nicht deswegen etwas erhalten soll, weil es etwas verlangt, sondern weil es etwas bedarf. Ebensowenig soll es etwas aus Gehorsam thun; vielmehr nur, wenn die Notwendigkeit es fordert. Daher sollen Wörter wie: gehorchen und befehlen und noch mehr die Begriffe: Pflicht und Schuldigkeit aus seinem Wörterschatze verbannt sein. Dagegen werden Begriffe, wie: Überlegenheit, Notwendigkeit, Unvermögen und Zwang einen weiten Spielraum einnehmen. Vor dem Alter der Vernunft läßt sich mit den Ausdrücken: sittliche Wesen und gesellschaftliche Beziehungen kein bestimmter Begriff verbinden. Die Anwendung solcher Wörter muß möglichst vermieden werden; denn die Befürchtung liegt nahe, daß das Kind anfangs mit diesen Wörtern falsche Vorstellungen verbindet, die später wieder auszurotten man weder die Einsicht noch die Macht besitzt. Die erste falsche Vorstellung, welche in seiner Seele Platz findet, legt den Keim zu Irrtümern und Fehlern. Auf deren Entstehung muß man vorzugsweise seine Aufmerksamkeit richten. Solange nur sinnliche Dinge auf das Kind wirken, sorge man dafür, daß seine Vorstellungen sich durch sinnliche Eindrücke befestigen und es auch nur die Sinnenwelt um sich her wahrnehme. Ohne diese Vorsicht könnt ihr überzeugt sein, daß das Kind entweder gar nicht zuhört oder von der Innenwelt, von welcher ihr redet, sich fremdartige Vorstellungen bildet, die nie wieder zu verwischen sind.

Die Haupterziehungsregel Lockes, welche auch heute noch vorzugsweise befolgt wird, war, die Kinder durch Vernunftgründe zu leiten. Der Erfolg scheint indes nicht zu seinen Gunsten zu sprechen. Was mich betrifft, so kann ich mir nichts Thörichteres vorstellen, als ein Kind durch Vernunftgründe leiten zu wollen. Von allen Fähigkeiten des Menschen entwickelt sich die Vernunft, gleichsam der Inbegriff aller übrigen Fähigkeiten, sehr langsam und spät. Und ihrer will man sich bedienen, um die andern zu entwickeln! Die *Ausbildung* eines vernünftigen Menschen wird für das Meisterstück

einer guten Erziehung gehalten, und doch will man ein Kind durch Vernunftgründe erziehen! Heißt das nicht beim Ende anfangen und das Werk zum Werkzeuge machen? — Wenn Kinder auf Gründe hörten, so brauchten sie keine Erziehung. Von frühster Kindheit an redet man in einer unverständlichen Sprache mit ihnen. Man gewöhnt sie, sich mit Worten abzufinden, und jede Ermahnung zu bekritteln. Schließlich halten sie sich für ebenso klug wie ihre Erzieher und werden streitsüchtig und eigensinnig. Alles, was man durch Gründe von ihnen zu erlangen hofft, erhält man nur als Folge ihrer Begehrlichkeit, ihrer Furcht oder Eitelkeit, also Eigenschaften, mit denen man stets rechnen muß.

Ich füge hier die Formel bei, deren Verlauf fast die gesamte sittliche Unterweisung enthält, die man einem Kinde giebt oder geben kann:

Lehrer: „Du darfst das nicht thun!"

Kind: „Warum darf ich das nicht thun?"

Lehrer: „Weil es unrecht ist."

Kind: „Unrecht? Was heißt unrecht thun?"

Lehrer: „Unrecht thun heißt gegen die Vorschriften handeln, welche man dir gegeben hat."

Kind: „Was kann denn daraus Schlimmes entstehen, wenn ich doch thue, was man verbietet?"

Lehrer: „Du wirst wegen deines Ungehorsams gestraft werden."

Kind: „Ich werde es schon einrichten, daß es niemand erfährt."

Lehrer: „Man wird dir aufpassen."

Kind: „Dann werde ich mich verstecken."

Lehrer: „Man wird dich ausfragen."

Kind: „Dann werde ich lügen."

Lehrer: „Man darf nicht lügen."

Kind: „Warum darf man nicht lügen?"

Lehrer: „Weil es unrecht ist."

Das ist für Lehrer und Schüler der unvermeidliche Kreis, in welchem dieselben Gedanken beständig wiederkehren. Weichst du um ein Haar breit davon ab, so versteht dein Schüler dich auch nicht mehr. Enthält also dieses Gespräch nicht sehr nützliche Lehren, die

durch nichts Besseres zu ersetzen sind? Locke selbst würde in diesem Falle in Verlegenheit sein.

Denn den Unterschied zwischen Gut und Böse zu erkennen oder sich der Gründe für die Erfüllung der menschlichen Pflichten bewußt zu werden, ist nicht Sache des Kindes.

Die Natur fordert, daß die Kinder Kinder sein sollen, ehe sie erwachsene Menschen sind. Kehrt man diese Ordnung um, so entstehen frühreife Früchte, die leicht verderben, denn es fehlt ihnen Saft und Kraft. Auf diese Weise erhalten wir zwar junge Gelehrte, aber alte Kinder. Als Kind hat der Mensch seine besondre Art zu denken und zu fühlen. Es wäre unverständig, diese durch unsre Art und Weise ersetzen zu wollen. Ebenso gut könnte man von einem Kinde verlangen, daß es fünf Fuß lang wäre, wie daß es mit zehn Jahren Urteilsfähigkeit besitze. Wozu sollte ihm in diesem Alter schon die Vernunft dienen? Die Vernunft ist der Zügel der Kraft (des Naturtriebs); ein Kind aber bedarf noch nicht dieses Zügels.

Alles, was ihr fordert, widerstrebt den Kindern. Es ist ihnen peinlich, sich einem fremden Willen unterzuordnen, und sie handeln im geheimen nach eignem Belieben; denn sie meinen, daß, so lange ihr Ungehorsam nicht entdeckt wird, sie auch recht handeln. Wird dagegen ihr Unrecht entdeckt, so werden die Kinder aus Furcht vor härtern Strafen ihr Vergehen bereitwillig eingestehen. Da Kindern bei ihrer Jugend der Begriff des Pflichtgefühls nicht durch Gründe erklärt werden kann, so wird es niemandem gelingen, dieses Gefühl in ihnen lebendig zu machen. Nur die Furcht vor Strafen, die Hoffnung auf Verzeihung, ihre Unfähigkeit und Verlegenheit, die richtige Antwort zu finden, werden ihnen ein Bekenntnis entreißen. So glaubt man schließlich, sie überzeugt zu haben, während sie nur eingeschüchtert und ermüdet sind.

Was folgt nun daraus, wenn ihr Kindern Pflichten vorschreibt, die sie nicht verstehen? Zunächst, daß ihr ihre Liebe verscherzt und sie anhaltet, sich gegen euch aufzulehnen. Mehr noch lehrt ihr sie heucheln, lügen, selbst betrügen, entweder um Belohnungen zu erhalten, oder sich der Strafe zu entziehen. Schließlich werden sie *noch* gewöhnt, einen geheimen Beweggrund durch einen scheinbaren

zu verdecken. Ihr selbst gebt ihnen die Mittel an die Hand, euch zu hintergehen, euch im unklaren über ihren wahren Charakter zu lassen und gelegentlich euch und andre mit leeren Worten abzuspeisen. Man wird einwenden, daß die Gesetze, so verbindlich sie für das Gewissen sind, auch den gleichen Zwang auf Erwachsene ausüben. Zugegeben! Was aber sind die Menschen anders, als durch Erziehung verdorbene Kinder? Kindern gegenüber gebührt Zwang. Männer überzeugt man durch Gründe. So verlangt es das Naturgesetz. Der Weise bedarf keiner Gesetze.

Behandelt euren Zögling seinen Jahren gemäß. Weist ihn von vornherein in die ihm gebührende Stellung. Haltet ihn dort so fest, daß er nie wagt, aus derselben herauszutreten. Bevor er weiß, was Weisheit ist, wird er ihre wichtigsten Lehren durch die That ausüben. Befehlt ihm nie etwas, was es auch immer sein möge. Laßt auch nicht den leisesten Gedanken in ihm aufkommen, daß man irgend einen Einfluß auf ihn ausüben will. Er darf nur wissen, daß er schwach ist, daß ihr dagegen stark seid, und daß er durch euer gegenseitiges Verhältnis von euch abhängig ist. Das allein muß er fühlen, muß er erfahren und erkennen lernen. Auf seinem stolzen Haupte muß er frühzeitig das drückende Joch der Notwendigkeit fühlen, dieses harte Joch, unter welches jeder Sterbliche sich beugen muß. Diese Notwendigkeit erblicke er aber nur in den Verhältnissen, nicht in den Launen der Menschen. Nur die Kraft sei der Zügel, welcher ihn leiten darf, nicht aber die Überlegenheit. Soll der Zögling eine Sache unterlassen, so darf man sie nicht verbieten, sondern ihn nur an der Ausführung derselben hindern, ohne weitere Erklärung oder weitläufige Begründung. Was man einmal gewähren will, muß man auch bedingungslos geben, auf das erste verlangende Wort des Kindes, ohne sich weiter drängen oder bitten zu lassen. Eine jede Einwilligung erteile man mit Vergnügen, eine jede Weigerung widerstrebend; dafür aber muß sie unwiderruflich sein. Kein ungestümes Drängen darf ein einmal ausgesprochenes „Nein“ erschüttern. Es sei wie eine eherne Mauer. Hat ein Kind erst sechs- oder siebenmal seine Kräfte daran versucht, so wird es nicht noch einmal den Versuch machen, sie niederzureißen.

Auf diese Weise erzieht ihr euren Zögling zur Geduld und zum Gleichmut, zur Gelassenheit und zur Sanftmut, Eigenschaften, die er nie verleugnen wird, selbst wenn ihm ein Wunsch versagt würde. Die menschliche Natur fügt sich wohl dem Zwange der Verhältnisse, aber sie erträgt nicht mit Geduld die Willkür andrer. Die Erklärung: „Es ist nichts mehr da!“ ist eine Antwort, gegen die kein Kind sich jemals aufgelehnt hat, vorausgesetzt, daß es in dieser Antwort nicht eine Täuschung vermutete. Übrigens giebt es keinen Mittelweg; daher fordre man entweder nichts, oder man gewöhne von Anbeginn an das Kind an strengen Gehorsam. Die schlechteste Erziehung ist, dasselbe zwischen seinem und eurem Willen schwanken zu lassen und um die Frage zu streiten, wer von euch beiden der Herr sein soll. Hundertmal lieber würde ich in diesem Falle dem Kinde die Herrschaft zugestehen.

Es ist befremdend, daß bei dem allgemeinen Interesse, welches man der Erziehung der Kinder zuwendet, noch keine andern Hilfsmittel zu ihrer Leitung gefunden sind, als Wetteifer, Eifersucht, Neid, Eitelkeit, Begehrlichkeit, knechtische Furcht; kurz, lauter gefährliche Eigenschaften, welche die Seele des Kindes nur zu leicht erregen und verderben, noch ehe der Körper sich vollständig entwickelt hat. Jede verfrühte Belehrung, welche man den armen Kindern einprägt, legt gleichzeitig den Keim einer Untugend in ihr Herz. Unverständige Lehrer glauben allerdings Wunder zu thun, wenn sie erst Unarten hervorrufen, um dann ihre Zöglinge zu lehren, was es heißt, gut zu sein. Und dann sagen sie ernsthaft: „*Das ist die wahre Natur des Menschen!*“ Ja, das ist die Natur eines von euch gebildeten Menschen!

Man hat in der Folge viele Mittel versucht, mit Ausnahme eines und zwar des einzigen, das einen sichern Erfolg verspricht, nämlich eine zweckmäßig geregelte Freiheit. Wenn man nicht versteht, ein Kind beliebig und nur durch das Gesetz des Möglichen oder Unmöglichen zu leiten, so übernehme man auch nicht das Amt eines Erziehers. Da dem Kinde die Grenzen des einen wie des andern gleich unbekannt sind, so kann man ihren Umfang beliebig vergrößern oder verringern. *Allein* durch das Band der Not-

wendigkeit kann man ein Kind fesseln, es anspornen oder zurückhalten. Durch die bloße Macht der Verhältnisse wird es fügsam und willig, ohne daß ein Fehler Gelegenheit fände, in ihm Wurzel zu schlagen. Ebensowenig werden sich in ihm unedle Neigungen regen, solange sie ohne Zweck bleiben.

Erspart eurem Zöglinge jede Art mündlicher Belehrung. Er darf sie nur aus der Erfahrung schöpfen. Legt ihm keinerlei Strafen auf, denn er ist sich keines Unrechts bewußt. Laßt ihn niemals um Verzeihung bitten, denn er wußte nicht, daß er euch kränkte. Da seine Handlungen nicht aus sittlichen Gründen hervorgingen, so kann er, vom Standpunkte der Sittlichkeit betrachtet, auch nichts thun, was unrecht ist, und er kann sich deswegen weder einen Verweis noch eine Strafe zuziehen.

Ich sehe schon den Leser erschreckt von diesem Kinde auf die unsrigen schließen. Doch er täuscht sich. Der fortwährende Zwang, in welchem sich eure Zöglinge bewegen, steigert ihre Lebhaftigkeit. Je mehr sie in eurer Gegenwart in Zwang gehalten werden, um so ausgelassener sind sie in dem Augenblicke, wo sie ohne Aufsicht sind. Sobald sie können, werden sie sich für die harte Beschränkung, durch die ihr sie fesselt, entschädigen. Zwei Zöglinge aus der Stadt richten auf dem Lande mehr Schaden an, als die gesamte Dorfjugend. Man schließe nur einen Knaben aus vornehmer Familie mit einem Bauernknaben zusammen in ein Zimmer ein, so wird der erstere alles umgeworfen und zerbrochen haben, ehe der andre seinen Platz verlassen hat. Woraus läßt sich dies anders erklären, als daß der eine sich beeilt, einen Augenblick seiner Freiheit zu mißbrauchen, während der Dorfknabe sich beeilt, davon den rechten Gebrauch zu machen, da er immer frei ist. Und doch sind Dorfkinder, in deren Erziehung Liebkosungen mit Härte wechseln, noch weit entfernt von dem Zustande, welchen ich wünschenswert für sie halte.

Daher muß auch der unbestreitbare Grundsatz festgehalten werden, daß die ersten natürlichen Triebe immer gut sind. Es giebt keine angeborne Verderbtheit des Herzens. Es findet sich darin kein einziger Fehler, von dem man nachweisen könnte, wie und wodurch er dort eingedrungen sein könnte. Die einzige dem Menschen an-

geborne Neigung ist die Selbstliebe, oder im weitern Sinne: die Eigenliebe. Diese Eigenliebe an und für sich, oder in Beziehung auf uns betrachtet, ist ebenso gut, als nützlich. Da sie aber in keine unbedingte Beziehung zu andern tritt, ist sie nach dieser Richtung natürlich von keinem Belang. Erst durch ihre Bethätigung wird sie gut oder schlecht und durch die wechselseitigen Beziehungen, welche sie eingeht. Bis zu dem Augenblicke, wo die Vernunft erwacht, welche die Eigenliebe erzieht, ist es notwendig, daß ein Kind nicht deshalb etwas thue, weil es gesehen oder gehört werden könnte, mit einem Worte, es darf nichts thun aus Rücksicht auf andre, sondern nur weil die Natur es von ihm verlangt. Dann wird es immer das Rechte thun.

Ich meine damit nicht, daß ein Kind weder Schaden anrichten noch etwa sich verletzen dürfte, oder daß es nicht einmal einen kostbaren Gegenstand, den es in die Hände bekommt, zerbrechen sollte. Es kann manches Unrechte thun, ohne dabei schlecht zu handeln. Eine böse That geht von der Absicht zu schaden aus. Absichtlichkeit ist aber Kindern fremd. Ließe sich eine solche Absicht auch nur ein einziges Mal nachweisen, so wäre alles verloren und das Kind unrettbar verdorben.

In den Augen des Geizigen ist manches tadelnswert, was vom Standpunkte der Vernunft aus gebilligt werden muß. Gestattet man es den Kindern, ihre unbesonnenen Streiche frei von jedem Zwange auszuüben, so entferne man aus ihrer Nähe alles, was jene Streiche kostspielig machen könnte; und entferne aus ihrem Bereiche alle Kostbarkeiten und alles Zerbrechliche. Ein Kinderzimmer sollte mit dauerhaften und festgearbeiteten Möbeln ausgestattet werden, ohne Spiegel und Porzellan oder sonstige Luxusgegenstände. Das Zimmer Emils wird nichts enthalten, was dasselbe von einer Bauernstube unterscheidet; denn er wird auf dem Lande erzogen. Wozu soll es mit ausgesuchten Zieraten ausgestattet sein, da er sich nur wenig in seinem Zimmer aufhalten darf. Allein, ich vergesse. Er soll es selbst verzieren, und wir werden bald sehen, welcher Mittel er sich dazu bedient.

Hat nun ein Kind, allen Vorsichtsmaßregeln zum Trotz, doch *etwas Unordnung* angerichtet oder ein nützliches Hausgerät zer-

brochen, so scheltet und straft es wegen eurer eignen Nachlässigkeit nicht. Sprecht kein Wort des Vorwurfs, ja laßt es nicht einmal ahnen, daß es euch Verdruß gemacht hat. Thut, im Gegenteil, als wäre der Gegenstand von selbst zerbrochen und seid versichert, daß es vollkommen genügt, wenn ihr es über euch gewinnen könnt, zu schweigen.

Soll ich nun die bedeutsamste, wichtigste und auch nützlichste Erziehungsregel hier auseinandersetzen, so heißt sie nicht: Zeit gewinnen, sondern Zeit mit ihr verlieren. Der Leser, welcher mir nur oberflächlich folgt, verzeihe diese Widersprüche; sie sind bei reiflichem Nachdenken unvermeidlich. Was man auch dagegen einwenden mag, so ziehe ich doch vor, für einen Mann von Widersprüchen, als für einen vorurteilsvollen Mann zu gelten.

Der gefährlichste Lebensabschnitt für den Menschen ist der Zeitraum zwischen der Geburt und dem zwölften Jahre. Alle Fehler und Irrtümer entwickeln sich in diesem Alter, und es bot sich bisher kein Mittel, um sie zu beseitigen. Findet sich dann ein Heilmittel, so ist das Übel bereits so tief eingewurzelt, daß es nicht wieder auszurotten ist. Hätten die Kinder von der Mutterbrust bis in das Alter der Vernunft nur einen Schritt zu machen, so möchte die jetzige Erziehungsmethode sehr geeignet sein. Eine naturgemäße Entwicklung erfordert aber das Gegenteil. Ehe die Kinder nicht genügend geistig entwickelt sind, sollte man von ihnen auch keine geistige Thätigkeit verlangen. Solange der Geist blind ist, kann er unmöglich den Schein eines ihm vorgehaltenen Lichtes wahrnehmen und in dem unermeßlichen Reiche der Gedanken einen Weg verfolgen, welchen die Natur selbst für bessere Augen nur durch schwache Linien gekennzeichnet hat.

Die erste Erziehung darf nur negativ sein. Ihre Aufgabe ist, das Herz des Kindes vor Fehlern, seinen Geist vor Irrtümern zu bewahren, nicht aber Tugend und Wahrheit zu lehren. Wenn ihr für euren Zögling nichts thätet und auch andre verhindern könntet, etwas zu thun, wenn ihr auf diese Weise euer Kind kräftig und gesund und bis zu seinem zwölften Jahre in solcher Unerfahrenheit aufwachsen ließt, daß es seine rechte Hand nicht von seiner linken

zu unterscheiden vermöchte, so würde ihm auch, bereits mit Beginn des ersten Unterrichts, ein höheres Verständnis durch die Vernunft mitgeteilt werden. Ohne jedes Vorurteil, ohne jede Angewöhnung würde es keinen Fehler besitzen, welcher den Erfolg eurer Bemühungen aufheben könnte. Bald würde das Kind sich unter euren Händen zu einem verständigen Menschen bilden. Obgleich ihr anfangs nichts gethan hättet, so würdet ihr ein Wunder der Erziehung vollführt haben. Deshalb erzieht das Kind im Gegensatz zu der herkömmlichen Weise, und ihr werdet immer das Richtige thun. Da man aus einem Kinde nicht nur ein Kind, sondern mehr noch einen Gelehrten bilden will, so können ehrgeizige Väter und Lehrer nie früh genug anfangen, den Zögling zu schelten und zu bekritteln oder zu tadeln. Bald liebkost man ihn, um im nächsten Augenblicke ihm zu drohen, bald sucht man ihn durch Versprechungen und Belehrungen, ja selbst durch Vernunftgründe für seine Absichten willig zu machen. Macht es besser und handelt selbst lieber vernünftig, anstatt daß ihr versucht, euren Zögling durch Gründe zu überreden, besonders, wenn ihm etwas zusagen soll, was ihm mißfällt. Denn will man in allen Dingen, welche das Kind unangenehm berühren, gleich die Vernunft heranziehen, so wird ihm dieselbe verleidet und der Wert derselben in einem jugendlichen Geiste, der noch nicht imstande ist, sie zu hören, herabgesetzt. Statt dessen übe und kräftige man den Körper, die Organe und Sinne; den Geist dagegen halte man solange wie möglich in Unthätigkeit. Ehe der Verstand fähig ist, ein richtiges Urteil zu fällen, fürchtet alles, was das Gemütsleben berührt. Haltet und drängt jeden fremdartigen Eindruck zurück; beeilt euch nicht zu sehr, das Gute in ihm zu fördern, um den Keim des Bösen in ihm zu ersticken. Erst wenn die Vernunft ihm die Augen öffnet, wird er das Gute erkennen. Jeden Verzug betrachte man als einen Vorteil. Es ist schon ein großer Gewinn, wenn man sein Ziel erreicht, ohne von der Bahn abgewichen zu sein. Darum laßt in den Kindern die Kindheit erst ausreifen. Wird schließlich eine Unterweisung notwendig, so hütet euch, dieselbe *heute* zu geben, wenn sie, ohne Gefahr, sich auf *morgen* verschieben läßt.

Die Nützlichkeit dieser Methode ergiebt sich ferner aus der Beobachtung der besondern Geistesanlagen der Kinder. Kennt man diese genau, so ist auch der Weg für ihre sittliche Führung und Überwachung gewiesen. Jeder Geist besitzt seine Eigenart. Sie bildet die Grundlage, auf welcher er geleitet werden muß. Daher hängt auch der Erfolg für die aufgewendete Mühe lediglich davon ab, daß man sich bei der Erziehung von dieser Eigenart und nicht von andern Gesichtspunkten leiten läßt. Belausche deshalb als verständiger Mann die Natur deines Zöglings. Beobachte ihn genau, ehe du das erste Wort mit ihm sprichst. Laß seine Charakteranlagen sich erst frei äußern; lege ihm keinen Zwang an, damit du sie von Grund auf kennen lernst. Meinst du, daß diese Zeit der Freiheit für ihn verloren ist? Sie ist im Gegenteil nur um so besser angewendet.

Auf diese Weise wirst du erkennen, daß kein Augenblick der kostbaren Zeit mehr zu verlieren ist. Umgekehrt wirst du planlos handeln, ehe du eine klare Anschauung von dem einzuschlagenden Wege gewonnen hast. Unvermeidlichen Irrtümern unterworfen, wirst du immer von vorne anfangen müssen und von dem vorgesetzten Ziele weiter entfernt sein, als wenn du geringere Eile angewendet hättest. Gleiche nicht dem Geizhals, der alles verliert, weil er gar nichts verlieren will. Opfere den ersten Kinderjahren einen geringen Aufwand von Zeit. Sie läßt sich bei vorgeschrittenem Alter mit Zinsen ersetzen. Ein verständiger Arzt verordnet dem Kranken die Arznei nicht unbesonnen beim ersten Anblick. Er studiert erst seine Natur. Zwar zögert er bei seiner Behandlung, aber die Heilung schreitet fort. Ein zu eilfertiger Arzt würde den Tod herbeiführen.

Welchen Ort aber sollen wir ausfindig machen, um das Kind, so zu sagen, als ein unempfindliches Wesen, als eine Art Automaten zu erziehen? — Sollen wir es auf eine wüste Insel bringen und von aller Welt absondern? Wird es in der Welt nicht fortwährend das Beispiel und die Leidenschaften andrer vor Augen haben? — Soll es niemals Kinder seines Alters, nie seine Eltern, seine

Wärterin oder gar seinen Erzieher sehen, der doch auch kein Engel sein wird?

Dieser letztere Einwand ist nur zu wohlbegründet. Habe ich denn aber die naturgemäße Erziehung für ein leichtes Unternehmen erklärt? — Ich zeige nur das vorgesteckte Ziel, ohne zu behaupten, daß man es erreicht. Derjenige wird sicher das glücklichste Resultat erzielen, der meinem Ziel am nächsten kommt.

Bedenkt auch, daß, ehe man es wagt, einen Menschen zu bilden, man sich erst selbst zu einem Menschen ausgebildet haben muß. In sich selbst muß man das Vorbild finden, das man zum Muster aufstellt. Solange das Kind noch ohne Selbstbewußtsein ist, hat man genügend Zeit, Veranstaltungen zu treffen, daß seine Blicke nur auf Gegenstände fallen, die ihm dienlich sind. Darum erwerbt euch selbst zuerst jedermanns Achtung und Liebe, damit eure Mitmenschen sich ihrerseits bemühen, auch gefällig zu sein. Ihr werdet nicht ein Vorbild des Kindes und dadurch sein Meister sein, wofern ihr nicht gleichzeitig Meister und Vorbild seiner Umgebung seid.

In diesen Erwägungen liegt einer der Gründe, weshalb ich Emil auf dem Lande zu erziehen gedenke, fern von der Sittenverderbnis der Städte, deren gleißnerischer Firniß auf die Kinder nur verführerisch und ansteckend wirkt.

Auf dem Lande beherrscht der Lehrer alles viel mehr, was mit seinem Zögling in Berührung kommt. Sein Ruf, seine Unterhaltung und sein Beispiel verschaffen ihm ein höheres Ansehen, als in der Stadt. Wie er selbst dahin strebt, jedem zu nützen, so wird auch jeder weitteifern, sich ihm gefällig zu erweisen und seine Achtung zu gewinnen, auch dem Zögling gegenüber in solchem Lichte zu erscheinen, wie man, dem Wunsche des Lehrers gemäß, thatsächlich sein sollte. Legt man seine Untugenden schließlich nicht ab, so enthält man sich wenigstens des öffentlichen Ärgernisses.

Macht auch nicht länger andre Leute für eure eignen Fehler verantwortlich. Das Böse, was Kinder *sehen*, wirkt weniger schädlich, als das Böse, was ihnen *anerzogen* wird. Ihr unverbesserlichen Sitten- und Strafprediger, ihr Kleinigkeitskrämer *beachtet nicht*, daß ihr euern Zöglingen für *eine* Anschauung, die nach

eurer Meinung gut ist, gleich zwanzig andere einflößt, die weit schädlicher sind. In euern eignen Vorstellungen befangen, bemerkt ihr nicht, welche Wirkung ihr in ihnen erzeugt. Glaubt ihr etwa, daß die Kinder von euerm unablässigen Geschwätz nicht hie und da ein Wort falsch auffassen? Denkt ihr nicht daran, daß sie eure umständlichen Auseinandersetzungen sich in ihrer Weise auslegen, daß sie stets etwas Besonderes wahrnehmen, um sich danach ein ihrer Fassungskraft angemessenes System zu bilden, dessen Ergebnisse sie euch bei erster Gelegenheit vorhalten werden?

Hört nur einmal einem in dieser Weise gut zugestutzten Knaben zu. Laßt ihn nach Belieben schwatzen, fragen und seine Faseleien zum besten geben. Nur zu bald wird euch das seltsame Wesen seines Denkens und Urteilens auffallen, dessen tiefste Ursache doch nur in euerm faden Gerede zu suchen ist. Ein solcher Knabe verwechselt und verdreht alles. Er langweilt euch und kann durch seine unvorhergesehenen Einwände unerträglich werden. Schließlich zwingt er euch, selbst zu schweigen, oder ihm Schweigen aufzuerlegen. Und was soll er schließlich von dem Schweigen eines Mannes denken, der sich ihm gegenüber immer redselig gezeigt hat? Erlangt er jemals bewußt einen solchen Vorteil über euch, so ist es mit eurer Erziehung vorbei. Darum, ihr übereifrigen Lehrer, greift nur dann ein, wenn ihr unberechtigtes Handeln von andern verhindern könnt. Im übrigen seid in eurem Erziehungswerke stets schlicht, maßvoll und schonend. Unablässig wiederhole ich die Mahnung, wenn möglich auch die besten Lehren aufzusparen, in der wohlbegründeten Besorgnis, daß ihr schlechte gebt. Bebt vor dem Gedanken zurück, auf dieser Erde, welche die Natur zum ersten Paradiese für den Menschen gemacht hat, die Rolle des Versuchers zu spielen und die Unschuld zur Erkenntnis des Guten und Bösen zu führen. Da ihr doch nicht verhindern könnt, daß das Kind durch Beispiele von außen her belehrt wird, so beschränkt eure Wachsamkeit darauf, daß diese Beispiele seinem Geiste sich unter dem Bilde einprägen, das ihm angemessen ist.

Ausbrüche heftiger Leidenschaft machen auf Kinder einen tiefen Eindruck, sobald sie Zeuge solcher Vorgänge sind. Denn diese sind

so auffallend und in die Augen springend, daß sie unwillkürlich die Aufmerksamkeit wecken. Namentlich sind die Äußerungen des Zorns so geräuschvoll, daß sie in der Nähe nicht unbemerkt bleiben können. Es ist keine Frage, daß sich hier für den Pädagogen gute Gelegenheit zu einer wohlgesetzten Rede bietet. Doch fort mit allen Reden! Enthaltet euch jedes Worts! Laßt das Kind selbst kommen! Es ist über den lärmenden Auftritt verwundert und wird nicht unterlassen, euch danach zu fragen. Die Antwort ist einfach. Sie ergiebt sich aus dem, was seine Sinne wahrgenommen haben. Es hat ein flammendes Gesicht, blitzende Augen, drohende Gebärden gesehen und vernimmt lautes Geschrei: kurz, lauter Zeichen, die darauf deuten, daß der Körper leidet. Daher sagt ihm entschieden, aber ohne Geheimniskrämerei: „Der arme Mann ist krank, er hat einen Fieberanfall.“ Dabei kann man die Gelegenheit benutzen, dem Kinde, in kurzen Worten, eine Vorstellung über Krankheiten und deren Folgen zu geben. Sie gehen aus der Natur hervor und sind eine der notwendigen Fesseln, welche ein Kind ertragen lernen muß.

Sollte nun ein Kind, im Hinblick auf diese unzweifelhaft richtige Vorstellung, nicht schon in jungen Jahren einen gerechten Widerwillen gegen solche leidenschaftlichen Ausschreitungen fassen und sich um so mehr beherrschen lernen, wenn es dieselben als Krankheiten betrachten lernt? Und glaubt ihr nicht, daß eine solche Vorstellung, die ihm bei passender Gelegenheit übermittelt wird, eine ebenso heilsame Wirkung hervorrufen wird, als die langweiligste Moralpredigt? Aber man beachte auch die Folgen solcher Vorstellungen in Bezug auf zukünftige Fälle. Man erlangt dadurch ohne Frage die Berechtigung, ein eigensinniges Kind nötigenfalls als krank zu behandeln. Man darf es das Zimmer und erforderlichenfalls das Bett hüten lassen und ihm eine Krankenkost verschreiben. Auch ist man berechtigt, dem Kinde nicht nur Sorge wegen seiner aufkeimenden Fehler einzuflößen, sondern ihm dieselben auch als abschreckend und hassenswert darzustellen. Doch darf es die Strafe, die zu seiner Heilung für notwendig erachtet wird, niemals als Strafe betrachten. *Begegnet es* euch aber selbst, daß ihr in einem Augenblicke der

Übereilung eure lang geübte Kaltblütigkeit und Mäßigung einbüßt, so bemüht euch nicht, euren Fehler zu bemänteln, sondern sagt ihm freimütig, aber mit sanftem Tone: „Mein Freund, du hast mich krank gemacht.“

Ebenso sollte man vermeiden, jede unbefangene Äußerung des Kindes, die seinem ungekünstelten Vorstellungskreise entspringt, in seiner Gegenwart zu wiederholen, oder diese andern gegenüber in solcher Weise zu erwähnen, daß das Kind es wieder erfährt. Ein unbedachtes Lachen kann eine monatelange Arbeit vernichten und einen unverbesserlichen Schaden für das ganze Leben anrichten. Man kann daher die Mahnung nicht oft und dringend genug wiederholen, daß, wer Erzieher eines Kindes sein will, zuerst sich selbst erziehen muß. — Ich stelle mir meinen kleinen Emil bei einem Streite zwischen zwei Nachbarinnen vor. Er wird auf die wütendste von beiden zugehen und im Tone tiefen Mitleids sprechen: „Ihr seid krank, liebe Frau; es thut mir leid.“ Dieser glückliche Einfall wird seine Wirkung weder auf die Zuschauer, noch auf die streitenden Parteien verfehlen. Ich aber werde den Knaben hinwegführen, ohne zu lachen, oder ihn auszuschelten, oder ihn zu loben. Ehe er die erzielte Wirkung wahrnimmt oder darüber nachdenkt, werde ich mich beeilen, seine Gedanken auf andre Gegenstände zu lenken, die den Vorfall auslöschen.

Es liegt nicht in meinem Plane, alle Einzelheiten eines guten Erziehungssystems zu erörtern, sondern ich gedenke nur die allgemeinen Grundsätze desselben darzulegen und sie in schwierigen Fällen durch Beispiele zu erläutern. Nach meinem Dafürhalten ist es unmöglich, ein Kind bis zum zwölften Jahre innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zu erziehen, ohne ihm eine Vorstellung von den Beziehungen der Menschen untereinander und von dem sittlichen Werte der menschlichen Handlungen zu geben. Die an sich notwendigen *Begriffe* müssen aber dem Zöglinge solange wie möglich vorenthalten bleiben. Ist das nicht mehr zu umgehen, so beschränke man sie auf das augenblicklich Nützliche. Er möchte sich sonst als den Herrn seiner Umgebung betrachten lernen und gewissenlos, wenn auch unbewußt, andern Schmerz bereiten. Sanfte

und ruhige Charaktere kann man ohne Gefahr lange Zeit in ihrer kindlichen Unschuld erhalten. Heftige Naturen verlangen dagegen eine beschleunigte Ausbildung, da sich bei ihnen oft in jungen Jahren bereits eine Neigung zur Roheit entwickelt. Deshalb könnte die Notwendigkeit eintreten, ihrer Natur Fesseln anzulegen.

Unsre ersten Pflichten sind Pflichten gegen uns selbst. Unser „Ich" ist der Mittelpunkt unsrer ersten Empfindungen. Alle natürlichen Triebe beziehen sich anfangs nur auf unsre Selbsterhaltung, auf unser Wohlbefinden. Daher entspringt das Gefühl für Gerechtigkeit nicht etwa der Gerechtigkeit, die wir andern Menschen schulden, sondern dem Gefühl, daß man uns Gerechtigkeit schuldig ist. Einer der gewöhnlichen Verstöße unsrer allgemeinen Erziehungsweise ist es daher, daß man den Kindern nicht ihre Rechte, sondern nur ihre Pflichten vorhält. Man beginnt also stets damit, ihnen das Gegenteil von dem, was man beabsichtigt, klar zu machen, und das sind Dinge, die ihnen unverständlich sind und die ihnen deshalb auch kein Interesse einflößen können.

Angenommen nun, ich sollte eins solcher Kinder, wie ich es mir vorstelle, erziehen, so würde ich mir sagen: ein Kind wagt nie, sich an Personen, sondern nur an Gegenständen zu vergreifen. Die Erfahrung lehrt es bald, diejenigen zu achten, welche ihm an Alter und Kraft überlegen sind. Gegenstände aber verteidigen sich nicht selbst, sondern sind seiner Willkür anheimgegeben. Deshalb ist die erste Vorstellung, welche ihm beigebracht werden muß, weniger die Vorstellung von seiner persönlichen Freiheit, sondern das Verständnis für das Eigentum. Damit das Kind eine solche Anschauung gewinnen kann, muß es selbst etwas besitzen. Es hätte kaum einen Sinn, wenn man ihm sagen wollte, daß die Kleider, die Möbel oder seine Spielsachen sein Eigentum wären. Ungeachtet es frei darüber verfügt, weiß es doch nicht, warum oder wie es diese Dinge erhalten hat. Ebenso unverständlich bleibt ihm die Erklärung, daß jene Gegenstände sein Eigentum seien, weil man ihm dieselben geschenkt habe. Um etwas verschenken zu können, muß man etwas besitzen. Es besteht also ein Eigentumsrecht, welches dem seinigen *vorangeht, und* diesen Ursprung des Eigentums will man ihm er-

klären! Im übrigen ist Schenken ein Vertrag. Was ein solcher bedeutet, geht über das Verständnis eines Kindes hinaus. Möge der Leser aus diesem und vielen andern Beispielen die Lehre ziehen, wie häufig man den Kopf der Kinder nur mit Wörtern anfüllt, die ihrem Fassungsvermögen nicht entsprechen. Und doch glaubt man, sie gut unterrichtet zu haben.

Es handelt sich darum, auf den ersten Anfang des Besitzes zurückzugehen. Aus diesem muß sich dann die erste Vorstellung über das Eigentumsrecht entwickeln.

Ein Kind, welches auf dem Lande erzogen wird, besitzt schon einige Kenntnisse von ländlichen Arbeiten. Es braucht zu diesem Zwecke nur seine Augen und außerdem etwas freie Zeit. Beides steht ihm hier zu Gebote. Auf jeder Altersstufe und namentlich in den Jahren, in welchem sich Emil grade befindet, strebt das Kind danach, selbst etwas zu schaffen, nachzuahmen, hervorzubringen. Es will Proben seiner Kraft und seines Thätigkeitsdranges ablegen. Hat euer Zögling nur zweimal einen Garten bestellen sehen, und das Säen, Aufgehen, Wachsen der Gemüse beobachtet, so wird er gleich auch für sich ein kleines Gärtchen haben wollen, um dasselbe zu bearbeiten.

Den bereits entwickelten Grundsätzen zufolge billige und begünstige ich vollkommen diese Neigung. Ich teile sie sogar und arbeite mit ihm zusammen; nicht *ihm* zuliebe, sondern zu *meinem* Vergnügen. Das Kind nimmt es wenigstens so an. Als sein Gärtnergehilfe bestelle ich für ihn das Land, bis seine Arme selbst kräftig genug sind, um zu graben. Er selbst nimmt dann von dem Boden Besitz, indem er Bohnen darauf pflanzt. Sicher ist diese Besitznahme heiliger und ehrwürdiger, als die Besitzergreifung von Südamerika durch Nunez Balboa, als er im Namen des Königs von Spanien seine Fahne an der Küste der Südsee aufpflanzte.

Täglich werden nun die Bohnen begossen, und wir sehen sie mit großer Freude aufgehen. Ich steigere diese Freude noch, indem ich Emil sage: „Diese Bohnen gehören dir.“ Ich erkläre ihm den Ausdruck „*gehören*“ und mache ihm begreiflich, daß ihm „etwas *gehört*“, wenn er seine Zeit, seine Arbeit, seine Mühe, ja seine

Person dafür eingesetzt habe. In diesem Stück Land giebt es einen Teil von ihm selbst. Er kann es gegen jeden, wer es auch sei, in Anspruch nehmen, wie er auch seinen Arm einem jeden andern Menschen entwinden darf, der ihn wider seinen Willen zurückhalten wollte.

Eines Tages kommt Emil geschäftig und mit der Gießkanne in der Hand zu seinem Beete. Welch' schmerzlicher Anblick! Die Bohnen sind ausgerissen; das Beet ist umgewühlt. Kaum ist der Platz wieder zu erkennen. Ach! was ist aus meiner Arbeit, meinem Werke geworden? Wer hat mir meine Bohnen genommen? — Das junge Herz lehnt sich auf. Zum erstenmal erfüllt das Gefühl eines erlittenen Unrechts seine Seele. Emil vergießt Ströme von Thränen. Schluchzen und Weinen erfüllen die Luft. Jeder nimmt an seinem Schmerze und seiner Entrüstung den lebhaftesten Anteil. Man forscht nach und stellt Untersuchungen an. Endlich entdeckt man, daß der Gärtner den Streich verübt hat und läßt ihn kommen.

Hier aber ist die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Kaum erfährt der Gärtner den Grund unsrer Klage, als er noch stärker zu klagen beginnt, als wir.

„Wie, meine Herren!" ruft er aus, „Sie also haben meine Arbeit und Mühe vernichtet? Ich hatte auf diesem Beete maltesische Melonen gepflanzt, deren Kerne man mir als einen kostbaren Schatz verehrt hatte. Mit den reifen Früchten dachte ich Sie dereinst zu bewirten. Nun haben Sie mir mit Ihren elenden Bohnen meine Melonen verdorben, die schon aufgegangen waren und unersetzlich sind. Mir haben Sie unwiederbringlichen Schaden zugefügt, und Sie haben sich des Genusses beraubt, ausgezeichnete Melonen zu essen."

Johann Jakob:

„Entschuldige uns, mein armer Robert! Ich sehe wohl ein, daß wir sehr unrecht gethan haben, das Werk Deiner Mühe und Arbeit zu vernichten. Doch werden wir neuen Samen aus Malta kommen lassen. Ich verspreche dir auch, daß wir nie wieder Gartenarbeiten unternehmen werden, ehe wir uns überzeugt haben, ob nicht schon *jemand anders* Eigentümer des Bodens ist."

Robert:

„Nun, meine Herren, dann legen Sie nur die Hände in den Schoß, denn unbebautes Land giebt es nirgends mehr. Ich bearbeite den Garten, den mein Vater schon angelegt hat. Jeder, der etwas erwirbt oder ererbt, fährt in dieser Weise fort, und alle Ländereien, die Sie hier ringsumher sehen, befinden sich längst in festem Besitz. Niemand vergreift sich an dem Garten seines Nachbars. Jeder nimmt auf die Arbeit andrer Rücksicht, damit sein eignes Werk unangetastet bleibe."

Emil:

„Gehen Ihnen denn öfter Melonenkerne auf diese Weise verloren, Herr Robert?"

Robert:

„Verzeihung, kleiner Herr!"

Emil:

„Aber ich habe doch keinen Garten!"

Robert:

„Was kümmert mich das? Wenn Sie in meinem Garten Schaden anrichten, verbiete ich Ihnen darin spazieren zu gehen; denn meine Mühe soll nicht vergebens sein."

Johann Jakob:

„Können wir mit dem guten Robert nicht ein Abkommen treffen? — Wenn Sie uns nun, d. h. meinem jungen Freunde und mir, eine Ecke in Ihrem Garten einräumten, um dieses Stück zu bebauen und zu pflegen, unter der Bedingung, daß Sie die Hälfte des Ertrags erhalten?"

Robert:

„Diesen Vorschlag nehme ich ohne weiteres an. Merken Sie sich aber, wenn Sie meine Melonen antasten, so reiße ich Ihnen Ihre Bohnen aus."

An diesem Versuche, den Kindern die ersten grundlegenden Begriffe beizubringen, erkennt man, wie der Begriff des Eigentums naturgemäß auf denjenigen zurückführt, welcher das Besitzrecht zuerst durch seine Arbeit gewonnen hat. Das ist klar, bestimmt und einfach und entspricht dem kindlichen Fassungsvermögen. Nur noch

ein Schritt und man kann aus dem Vorhergehenden das Eigentumsrecht und den Besitzwechsel ableiten. Weiter darf man indes nicht gehen.

Es ist selbstverständlich, daß eine Auseinandersetzung, welche hier zwei Druckseiten umfaßt, in der Praxis notwendig die Arbeit eines Jahres erfordert. Sittliche Begriffe dürfen sich nur langsam entwickeln. Mit jedem Schritt sollte man auch größere Festigkeit gewinnen. Haltet euch an obiges Beispiel, ihr jungen Lehrer. Bedenkt, daß jeder Unterricht mehr im Handeln, als im Unterweisen besteht. Kinder vergessen wohl leicht, was sie selbst gesagt haben, aber nie, was man ihnen gethan hat.

Ähnliche Vorschriften werden dem Zöglinge früher oder später erteilt werden müssen. Ob man sie beschleunigt oder verzögert, muß von seinem ruhigern oder lebhaftern Temperamente abhängen. Ihr Nutzen springt in die Augen. Um indes hinsichtlich jener schwierigen Frage nichts Wichtiges zu übergehen, möge folgendes Beispiel das erstere ergänzen.

Euer Thunichtgut beschädigt jeden Gegenstand, den er berührt. Laßt euch das nicht verdrießen. Entfernt vielmehr alle zerbrechlichen Dinge aus seinem Bereich. Wenn er die Zimmergeräte zerbricht, deren er sich bedient, so beeilt euch nicht, andere dafür anzuschaffen. Laßt ihn das Unangenehme des Entbehrens kennen lernen. Zerbricht er die Fensterscheiben in seinem Zimmer, so laßt ihn Tag und Nacht Zugluft und Wind ertragen, ohne euch darum zu kümmern, wenn er sich einen Schnupfen zuzieht. Möge er sich lieber erkälten, als ein Narr werden. Beklagt euch niemals über die Unannehmlichkeiten, welche er euch verursacht. Sorgt im Gegenteil dafür, daß er diese zuerst empfinde. Schließlich laßt die zerbrochene Fensterscheibe wieder herstellen, ohne ein Wort zu verlieren. Zerbricht er sie abermals, so ändert euer Verfahren. Erklärt ihm kurz und ohne jede Erregung: „Die Scheiben gehören mir. Ich habe sie einsetzen lassen; ich will daher, daß sie nicht mehr zerbrochen werden.“ Dann schließt euren Zögling in ein dunkles, fensterloses Zimmer ein. Infolge dieses ihm ungewohnten Verfahrens wird er *schreien* und lärmen. Niemand hört ihn. Bald wird er dessen

überdrüssig. Er ändert sein Betragen. Er klagt und seufzt. Ein Diener erscheint, und der kleine Trotzkopf bittet, ihn zu befreien. Ohne nach einem besondern Vorwande für seine Weigerung zu suchen, antwortet der Diener: „Ich muß auch für meine Fensterscheiben sorgen," und entfernt sich wieder. Nach stundenlanger Einsamkeit endlich, in welcher das Kind Zeit fand, sich zu langweilen und seine Handlungsweise zu erkennen, wird es durch jemanden veranlaßt, euch einen Vergleich vorzuschlagen. Es verspricht, keine Fensterscheibe mehr zu zerschlagen, wenn ihm dafür seine Freiheit zurückgegeben wird. Es ist gern damit einverstanden und läßt euch bitten, zu ihm zu kommen. Sobald ihr kommt, macht es euch seinen Vorschlag. Derselbe wird bedingungslos angenommen: „Das ist gut überlegt und für uns beide ein Gewinn. Warum kamst du nicht eher auf diesen Gedanken?" Ohne eine Beteuerung oder gar eine Bestätigung seines Versprechens zu verlangen, umarmt ihr es und führt den kleinen Sünder vergnügt in sein Zimmer zurück. Dieser Vertrag muß in der Folge euch für ebenso heilig und unverletzlich gelten, als hätte man ihn durch einen Eid bekräftigt. Welche Vorstellungen wird sich wohl ein Kind infolge dieses Verfahrens von der Unverletzlichkeit und dem Nutzen solcher Verpflichtungen bilden? Ich müßte mich sehr irren, wenn es in der Welt auch nur ein einziges noch nicht verzogenes Kind gäbe, das auf Grund jenes Verfahrens nicht die Festigkeit besäße, absichtlich eine Fensterscheibe nicht wieder zu zertrümmern. Man beachte hierbei den inneren Zusammenhang: Der kleine Bösewicht glaubte auch nicht, daß, während er sich ein Loch für seine Bohnen grub, er sich zugleich einen Kerker schuf, in welchem seine zunehmende Erkenntnis ihn bald festhalten sollte.

Damit sind wir auf den Boden der sittlichen Welt geführt; der Unsittlichkeit wird Thür und Thor geöffnet. Durch Verträge und Verpflichtungen entstehen Täuschungen und Lügen. Sobald man thun kann, was man nicht thun durfte, will man verbergen, was man hätte unterlassen sollen. Sobald der Eigennutz uns ein Versprechen entlockt, veranlaßt uns derselbe bei einer andern Gelegenheit, welche mehr Nutzen verspricht, das Versprechen wieder zu brechen. Jetzt handelt es sich nur noch darum, es straflos zu

brechen. Der Ausweg ist natürlich; man thut es im Verborgenen und lügt. Da dieses Laster nicht zu verhüten war, ist man in der Lage, es bestrafen zu müssen. So beginnt mit den Fehlern auch das Elend des menschlichen Lebens.

Es ist schon erwähnt, daß man Kindern eine Strafe nie als Strafe auferlegen darf, sondern sie dieselbe nur als unvermeidliche Folge ihrer ungebührlichen Handlungsweise erleiden lasse. Eifert also gegen die Lüge nicht mit Redensarten; straft ein Kind auch nicht deswegen, weil es gelogen hat; im Gegenteil, handelt so, daß, wenn es gelogen hat, es auch alle schlimmen Folgen der Lüge zu tragen hat.

Solche Folgen sind, daß man dem, der einmal lügt, nicht mehr glaubt, selbst wenn er auch die Wahrheit spräche. Jeder schlimme Streich, auch wenn er nicht von ihm verübt wurde, sollte ihm zugeschrieben werden, selbst wenn er in Abrede stellt, denselben begangen zu haben. Indessen bedarf es noch einer Erklärung, was man eigentlich bei Kindern unter „Lügen" versteht.

Es giebt zwei Arten von Lügen: solche, die sich auf bestimmte Vorfälle beziehen und auf Vergangenes zurückweisen und die Gesinnungslüge, welche Zukünftiges betrifft. Die erstere leugnet eine wirklich ausgeführte That ab, oder behauptet, eine That ausgeführt zu haben, die doch unterlassen ist. Sie besteht in wissentlich falschen Aussagen. Die Gesinnungslüge dagegen besteht in Versprechungen, welche man nicht beabsichtigt zu halten, oder überhaupt in Gesinnungen, die man zur Schau trägt und die den wahren Absichten völlig widersprechen. Beide Arten Lüge können manchmal in ein verschmelzen. Hier werden sie nur in Bezug auf ihre Unterschie unterſucht.

Wer das Bedürfnis nach fremder Hilfe empfindet und nur Beweise des Wohlwollens erfährt, begehrt niemanden zu täuschen. Er besitzt, im Gegenteil, das lebhafteste Interesse, seine Umgebung die Dinge in dem Lichte sehen zu lassen, wie sie wirklich sind, aus Furcht, daß Irrtümer ihm zum Schaden gereichen könnten. Folglich ist Kindern eine Lüge unnatürlich, die auf eine begangene *unerlaubte* Handlung zurückweist. Das Gesetz des Gehorsams bringt bei

ihnen erst die Notwendigkeit zu lügen mit sich, denn gehorchen ist hart. Darum setzt man sich gern über den Gehorsam hinweg, weil das näherliegende Interesse, die Strafe oder einen Vorwurf zu vermeiden, die Oberhand über das ferner liegende behält: die Wahrheit zu gestehen. Warum sollte daher ein Kind bei einer naturgemäßen und freien Erziehung lügen? Was hat es zu verbergen? Es wird weder gescholten, noch gestraft, noch stellt man besondere Anforderungen an dasselbe. Warum sollte es euch nicht ebenso offenherzig von seinem Thun und Lassen erzählen, wie seinem Spielkameraden? In keinem von beiden Fällen läuft es bei solchen Gelegenheiten irgend eine Gefahr.

Noch weniger natürlich ist die Gesinnungslüge. Denn Versprechungen, etwas zu thun oder zu unterlassen, sind Verträge, welche sich auf Übereinkommen gründen. Diese überschreiten aber die natürlichen Grenzen, innerhalb deren die Kinder sich bewegen und beeinträchtigen ihre Freiheit. Verpflichtungen unter Kindern sind deshalb an und für sich schon nichtig. Ihr beschränkter Blick reicht noch nicht über die Gegenwart hinaus, und sie vermögen noch nicht die Folgen ihrer Versprechungen zu berechnen. Wenn ein Kind nun Verbindlichkeiten eingeht, so ist der Ausdruck „Lüge“ ihm gegenüber nicht angebracht. Durch ein Versprechen auf die Zukunft verpflichtet es sich noch zu nichts, denn seine noch schlummernde Einbildungskraft vermag sein Dasein noch nicht auf zwei verschiedene Zeiten zu übertragen. Könnte es der Rute entgehen durch das Versprechen, sich aus dem Fenster zu stürzen, oder eine Zuckerdüte dadurch erlangen, so würde es keinen Augenblick zögern, euch dasselbe zu geben. Darum giebt es auch kein Gesetz, welches auf Versprechungen von Kindern Bezug hätte.

Wenn nun strenge Väter und Lehrer dennoch auf die Erfüllung der von den Kindern eingegangenen Versprechungen dringen, so ist dies insofern gerechtfertigt, sobald sie sich auf Dinge beziehen, die das Kind auch ohne bindende Verpflichtung erfüllen mußte. Da ein Kind aber die Tragweite seiner Verpflichtungen nicht versteht, so kann es auch nicht lügen, wenn es Verpflichtungen übernimmt. Etwas andres ist es, wenn ein Kind dem gegebenen Versprechen

nicht nachkommt. Dieser Mangel muß als eine Art rückwirkender Lüge angesehen werden, denn es erinnert sich sehr gut der eingegangenen Verbindlichkeiten. Nur die Dringlichkeit, solchen Verbindlichkeiten auch nachzukommen, sieht es nicht ein, denn es ist außer stande, in der Zukunft zu lesen, und kann die Folgen seiner Handlungsweise nicht voraussehen. Wenn es daher seine Zusagen nicht erfüllt, so handelt es nur dem Verständnis seines Alters gemäß.

Hieraus folgt, daß es stets auf Rechnung des Lehrers zu schreiben ist, wenn die Kinder lügen. Will man sie lehren und anhalten, die Wahrheit zu sagen, so ist dies nichts, als eine Anleitung zum Lügen. Mit größtem Eifer sucht man sie auf den rechten Weg zu führen, sie zu erziehen und zu belehren und findet doch nie genug ausreichende Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Immer stärker möchte man den Geist der Kinder durch unbegründete Regeln und unvernünftige Vorschriften beeinflussen und hält es für angemessener, daß sie ihre Aufgaben im Kopfe haben und lügen, als daß sie die Wahrheit reden und unwissend bleiben.

Unsre Zöglinge dagegen, welche wir lieber zu guten, als zu gelehrten Menschen erziehen, erhalten allen Unterricht nur auf dem Wege der Erfahrung. Wir fordern von ihnen nicht, daß sie die Wahrheit reden, denn die Besorgnis liegt nahe, daß sie dieselbe verhehlen möchten. Wir nehmen ihnen auch kein Versprechen ab, welches sie versucht sein könnten nicht zu halten. Ist in meiner Abwesenheit ein Unrecht geschehen, dessen Urheber mir unbekannt ist, so würde ich Emil schwerlich mit der Frage beschuldigen: „Bist du es gewesen?“ denn diese Frage schließt schon die Aufforderung in sich, zu leugnen. Wenn mich etwa seine schwer zu behandelnden gemütlichen Anlagen zwingen, irgend ein Übereinkommen mit ihm abzuschließen, so muß ich solche Maßregeln treffen, daß jeder Vorschlag nur von ihm, nicht aber von mir ausgeht und er für jede eingegangene Verpflichtung stets ein fühlbares Interesse an den Tag legt, die eingegangenen Verbindlichkeiten auch zu erfüllen. Unterläßt er diese Pflicht, so zieht ihm die Lüge Unannehmlichkeiten zu, die er wohl einer Verknüpfung der Umstände zuschreiben darf, nie aber

als einen Racheakt seines Lehrers betrachten kann. Indessen glaube ich kaum zu solchen Auskunftsmittel greifen zu brauchen.

Was bisher über das Wesen der Lüge auseinandergesetzt wurde, ließe sich mit gleicher Berechtigung auch auf alle Sittengesetze anwenden, die man Kindern in einer Form vorschreibt, welche sie ihnen ebenso widerwärtig wie unausführbar macht. Man lehrt sie anscheinend die Tugend lieben und befördert zugleich ihren Hang zu unsittlichen Neigungen. Man impft sie ihnen ein und verbietet sie gleichzeitig.

Desgleichen soll ihre Nächstenliebe geweckt werden, indem man ihnen gestattet, Almosen zu geben, als verschmähe man es, dieselben selbst zu reichen. Nein, nicht das Kind, sondern der Lehrer soll geben. Wäre seine Zuneigung auch noch so groß, so muß er diese Ehre dem Zögling doch streitig machen. Er muß das Kind zu der Erkenntnis führen, daß es in diesem Alter dieser Ehre noch nicht würdig sei. Almosengeben gebührt nur dem Erwachsenen, welcher den Wert seiner Gabe, wie das Bedürfnis seines Nächsten ermessen kann. Dem Kinde aber sind solche Verhältnisse unverständlich. Es erlangt durch seine Gabe kein persönliches Verdienst, da diese weder dem Gefühle des Mitleids, noch dem Wohlthätigkeitssinne entspringt.

Es ist ferner zu berücksichtigen, daß man Kinder stets solche Dinge verschenken läßt, deren Wert ihnen unbekannt ist, z. B. Geldstücke, welche sie nur zu obigem Zwecke in der Tasche tragen. Ein Kind würde lieber hundert Goldstücke, als einen Kuchen verschenken. Fordert man dagegen von solchem verschwenderischen Wohlthäter, daß er seine Lieblingsspielsachen, seine Bonbons oder sein Vesperbrot verschenken sollte, so wird die Erfahrung lehren, wie weit es thatsächlich geglückt sei, das Kind freigebig zu machen.

Man greift in dieser Beziehung häufig zu einem andern Auskunftsmittel, nämlich dem Kinde seine Gabe möglichst schnell wieder zu erstatten. Auf diese Weise gewöhnt es sich, mit Dingen Geschenke zu machen, die es überzeugt ist, wieder zu erhalten. Ich habe nur zweimal Gelegenheit gehabt, diese beiden Fälle von Großmut an Kindern zu beobachten. Sie verschenkten entweder Dinge, die ihnen selbst wertlos erschienen, oder solche, die sie sicher

waren, wieder zu erhalten. Stattet man ihnen daher die Gaben nicht zurück, so werden sie auch das Geben einstellen. Das Geben darf aber nicht ein Gebrauch der Hände sein; es muß aus dem Herzensbedürfnis hervorgehen.

Darum, ihr Lehrer! vermeidet jeden falschen Schein. Übt selbst Tugend und Güte, damit euer Vorbild stets euern Zöglingen vor Augen schwebt, bis es gelingt, zu ihrem Herzen zu dringen. Während ich mich nie beeile, von meinem Schüler Werke der Barmherzigkeit zu fordern, werde ich selbst in seiner Gegenwart Mildthätigkeit üben. Zugleich aber entziehe ich ihm jedes Mittel, dieselbe nachzuahmen. Es wäre eine Ehre, die seiner Jugend nicht gebührt. Demgemäß ist es auch durchaus wichtig, den Zögling daran zu gewöhnen, Kinderpflichten nicht auf eine Stufe mit den Pflichten Erwachsener zu stellen. Wenn Emil nun sieht, daß ich einem Armen Beistand leiste, so wird er mich darüber befragen. Erkenne ich, daß der geeignete Zeitpunkt, um ihn darüber zu belehren, gekommen ist, so erwidere ich: „Mein Freund, die armen Leute haben eingewilligt, daß es einen Unterschied zwischen Armut und Reichtum geben muß, und die reichen Leute haben versprochen, diejenigen zu unterstützen, welche weder durch ihren Lohn noch durch ihre Arbeit einen genügenden Lebensunterhalt erwerben können." „Auch Sie haben dieses Versprechen gegeben?" entgegnet er. „Unzweifelhaft; denn nur unter dieser Bedingung, die an jeden Besitz geknüpft ist, bin ich Herr der mir anvertrauten Güter."

Es ist nachgewiesen, daß auch ein Kind empfänglich gemacht werden kann, um ein solches Gespräch zu verstehen. Ein andrer als Emil würde allerdings nach dieser Unterredung sich versucht fühlen, mein Beispiel nachzuahmen und den reichen Herrn zu spielen. In solchem Falle würde ich wenigstens Vorsorge treffen, daß er ohne Selbstüberhebung handelt. Lieber möchte er mir mein Recht entziehen und dafür sein Almosen im Verborgenen geben. In seinem Alter ist es zwar ein Betrug — aber auch der einzige, den ich verzeihen könnte.

Jede Tugend, welche aus dem Nachahmungstrieb hervorgeht, ist *eine Art Affentugend*. Eine gute Handlung ist erst dann wahrhaft

sittlich gut, wenn dieselbe um des Guten selbst willen geübt wird, nicht aber, weil andre sie üben. In dem Alter jedoch, wo das Herz des Kindes noch keinen Anteil an solchen Handlungen besitzt, müssen sie solche gute Thaten nachahmen, deren Ausübung ihnen zur Gewohnheit werden soll, bis die Liebe zum Guten und ein selbständiges Urteil sie dazu befähigen.

Menschen, wie Tieren ist der Nachahmungstrieb angeboren. Die Natur hat diesen Hang weislich angeordnet, nur in der Gesellschaft artet er in Untugenden aus. Bei den Menschen entspringt die Ursache des Nachahmungstriebes aus dem Verlangen, aus der ihm angewiesenen Stellung herauszutreten. Wenn die Erziehung meines Zöglings gelingen sollte, so wird diese Neigung ihm fremd bleiben. Wir wollen daher das scheinbar Gute, das dadurch hervorgebracht werden könnte, gern entbehren.

Alle Erziehungsregeln sollten nur einmal einer gründlichen Kritik unterzogen werden. Welche Widersprüche finden sich darin, namentlich soweit es Tugend und Sittlichkeit betrifft! Das einzige Sittengesetz, welches dem Fassungsvermögen des Kindes entspricht und für jede Altersstufe wichtig ist, heißt: „Thue niemand etwas zuleide!"

Grade die erhabensten Tugenden sind negativer Natur, d. h. solche, die in der Stille und fast unbewußt geübt werden. Sie sind deshalb um so schwieriger auszuüben, weil sie, jedem Prunke abhold, selbst über das so süße Gefühl erhaben sind, den Nächsten befriedigt scheiden zu sehen! O! welchen Segen würde derjenige auf seine Mitmenschen ausströmen, der es vermeiden könnte, ihnen jemals ein Leid zuzufügen! Welcher Seelengröße, welcher Charakterstärke müßte er fähig sein!

Aus diesen Grundgedanken ergeben sich ungefähr die Vorsichtsmaßregeln, welche man meinem Wunsche gemäß bei der Unterweisung der Kinder zu beobachten hat. Dieselben sind häufig unvermeidlich, wenn man sie nicht der Gefahr aussetzen will, sich und andern zu schaden oder üble Gewohnheiten anzunehmen, die in der Folge schwer auszurotten sind. Ein solcher Fall wird bei gut erzogenen Kindern selten vorkommen. Vorausgesetzt, daß nicht schon der Keim zu allen schlimmen Neigungen in ihrem Herzen wuchert,

können sie unmöglich unfolgsam, unerzogen oder habgierig werden oder zum Lügen neigen. Was also über diesen Punkt gesagt ist, bezieht sich mehr auf die Ausnahmen, als auf die Regeln. Ausnahmen sind jedoch um so häufiger, je mehr Gelegenheit sich den Kindern bietet, aus ihrem Kreise herauszutreten und die Fehler der Erwachsenen anzunehmen. Jedenfalls bedürfen solche Kinder, welche inmitten des Weltgetriebes aufwachsen, bereits früher einer besondern Anleitung, als solche, die in ländlicher Stille groß werden. Eine solche Erziehung würde demnach schon aus dem Grunde vorzuziehen sein, weil sie dem Kinde Zeit gewährt, heranzureifen.

Eine andre Art von Ausnahmen bilden diejenigen Kinder, welche durch glückliche Naturanlagen ihrem eigentlichen Alter vorausgeeilt sind. Wie es Menschen giebt, die nie die Kinderschuhe ausziehen, so giebt es auch solche, die niemals Kinder gewesen sind und schon von ihrer Geburt an fast erwachsene Menschen waren. Diese Ausnahme jedoch ist ebenso selten, wie schwer zu erkennen; denn keine Mutter zweifelt, daß es Wunderkinder giebt und wird auch ihr Kind als ein solches betrachten. Ja, noch mehr: selbst die gewöhnlichen charakteristischen Merkmale der Kindheit: die Lebendigkeit, plötzliche Einfälle, ebenso wie Unbefangenheit und Unbesonnenheit werden für außergewöhnliche Erscheinungen gehalten, obgleich diese Eigenschaften den deutlichsten Beweis liefern, daß ein Kind immer nur ein Kind ist. Ist es denn erstaunlich, wenn jemand, dem man erlaubt, fortwährend zu reden, dem keine Rücksicht, kein Schicklichkeitsgefühl verbietet, seine Gedanken auszuplaudern, auch einmal auf einen glücklichen Einfall kommt? Es wäre staunenswerter, als wenn sich unter den tausend Lügen eines Astrologen nicht auch einmal *ein* Körnchen Wahrheit fände.

Wie die wertvollsten Diamanten den Kindern oft zufällig in die Hände fallen, so dringen häufig glänzende Gedanken in ihren Kopf und witzige Worte aus ihrem Munde, ohne daß eins von beiden ihr wirkliches Eigentum wäre. Nach dieser Richtung giebt es für dieses Alter noch keinen wirklichen Besitz. Die Worte, die ein Kind spricht, haben für dasselbe nicht dieselbe Bedeutung, *die sie für uns* besitzen, denn es verbindet damit nicht dieselbe

Vorstellung. Diesen Vorstellungen fehlt es, wenn sie überhaupt vorhanden sind, ebenso an Ordnung, wie an Zusammenhang: denn sein Denken ist weder klar und bestimmt, noch sicher. Man prüfe das angebliche Wunderkind einmal ernstlich: in manchen Augenblicken wird man an ihm eine außerordentliche und angespannte Regsamkeit, eine Geistesschärfe wahrnehmen, welche die Wolken durchdringen möchte. Meistens jedoch wird dieser selbe Geist schlaff und matt, ja, wie von einem Nebel umhüllt erscheinen. Bald hat es den Anschein, als könnte er alles bewältigen, bald scheint er stillstehen zu wollen. Jetzt möchtet ihr ausrufen, daß euer Kind ein Genie, dann, daß es ein Einfaltspinsel ist. Und doch täuscht ihr euch beide Male. Es bleibt nur ein Kind, welches wohl in dem einen Augenblicke, einem jungen Adler gleich, sich in die Lüfte schwingt, um im nächsten in sein Nest zurückzusinken. Trotz seiner scheinbaren Reife muß ein Kind daher seinem Alter gemäß behandelt werden. Hütet euch aus diesem Grunde, die Kräfte eures Zöglings durch Überanstrengung zu erschöpfen. Wenn es in dem jugendlichen Gehirn anfängt zu gären und die aufwallenden Geisteskräfte gleichsam überzuschäumen beginnen, so laßt ihnen die nötige Ruhe und Freiheit, um sich zu klären. Spornt es nicht noch zu größerer Thätigkeit an. Die Besorgnis liegt nahe, daß es entkräftigt wird. Und wenn dann der erste Schaum sich verflüchtigt hat, so dämpft und zügelt den eigentlichen Geist, bis er mit den Jahren zu belebender Wärme und wirklicher Kraft ausreift. Andernfalls ist Zeit und Mühe verloren. Ihr zerstört euer eignes Werk. Nachdem ihr euch unbesonnenerweise an dieser auflodernden Flamme berauscht habt, bleibt nichts, als ein gehaltloser Bodensatz.

Es ist eine allgemein bekannte und zuverlässige Erfahrung, daß zerstreute und flüchtige Kinder unbedeutende Menschen werden. Nichts ist bei Kindern schwieriger zu unterscheiden, als eine wirkliche Beschränktheit von jener scheinbaren und trügerischen Stumpfheit, die nicht selten das Zeichen eines hervorragenden Geistes ist. Es scheint anfangs befremdend, daß zwei ganz entgegengesetzte Veranlagungen unter ähnlichen Erscheinungen auftreten können. Trotzdem geschieht es. Denn in diesem Alter, in welchem es einem

Kinde noch unmöglich ist, wirkliche Begriffe zu bilden, besteht der Unterschied zwischen einem begabten und einem beschränkten Kinde darin, daß dieses sich nur falsche Vorstellungen bildet, während das begabte Kind, das nur falsche Vorstellungen vorfindet, überhaupt keine bildet.

In dieser Beziehung ähnelt das beanlagte Kind wieder dem beschränkten, insofern als letzteres sich überhaupt nichts anzueignen vermag. Das einzige Merkmal, welches beide unterscheidet, hängt vom Zufall ab. Dieser kann in dem Begabtern Anschauungen wecken, die wirklich seiner Fassungskraft entsprechen, während der Beschränktere immer und überall beschränkt bleibt.

Widmet den Kindern besondre Rücksicht. Übereilt euch nicht mit eurem Urteil über sie, sei es im guten oder bösen Sinne. Ehe es nachgewiesen und durch die Erfahrung bestätigt ist, daß Ausnahmen vorhanden sind, darf man auch keine besondere Erziehungsweise einschlagen. Erst muß die Natur ihren Einfluß üben, ehe der Lehrer an ihre Stelle tritt und ihre Pläne durchkreuzt. Ihr behauptet, den Wert der Zeit zu kennen, und möchtet keine Minute verlieren. Begreift ihr denn nicht, daß es ein größerer Zeitverlust ist, wenn man sie schlecht anwendet, als wenn man unthätig ist? Glaubt ihr nicht, daß ein schlecht unterrichtetes Kind sich weiter von der Weisheit entfernt, als ein Kind, das ohne Unterricht aufwächst? Es beunruhigt euch, wenn die ersten Kinderjahre mit Nichtsthun verfließen? Wie? ist es denn nichts, glücklich zu sein? Haltet ihr es für unwesentlich, wenn euer Kind den ganzen Tag umherläuft, springt oder spielt? In seinem ganzen Leben wird es nie wieder so beschäftigt sein.

Plato will in seinem Hauptwerke: „Die Republik", deren Gesetze man für sehr streng hält, die Kinder nur durch Feste, Spiele, Gesang und Zeitvertreib erziehen. Man möchte behaupten, daß er überhaupt schon alles gethan hat, wenn er sie nur die Kunst lehrte, vergnügt zu sein. Warum also diese fortwährende Sorge um ihren vermeintlichen Müßiggang?

Ein augenscheinlicher Nachteil für die Kinder ist ihre Leichtigkeit zu lernen. Man übersieht dabei, daß grade diese Leichtigkeit

den Beweis liefert, daß sie nichts lernen. Die kleinen Flächen ihres Gehirns sind noch glatt und eben und gleichen einem Spiegel, der das Bild, welches er von einem Gegenstande aufgenommen hat, auch wieder zurückstrahlt. Nichts haftet, nichts dringt ein. Das Kind behält wohl die Worte, ihre Bedeutung bleibt ihm unverständlich. Diejenigen, welche diese Worte hören, verstehen sie; das Kind selbst aber versteht sie nicht.

Obgleich Gedächtnis und Urteilskraft zwei wesentlich verschiedene Fähigkeiten sind, so entwickeln sich beide doch miteinander. Vor dem Alter der Vernunft ist ein Kind unfähig, Begriffe zu bilden; es bildet nur Vorstellungen. Der Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß die letztern nur unbedingt Abbilder sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände sind, die Begriffe aber aus der Erkenntnis wesentlicher Merkmale eines Gegenstandes entstehen, die durch ihre inneren Beziehungen näher bestimmt werden. Die Vorstellung kann in der Seele, welche sie bildet, allein vorhanden sein. Jeder Begriff aber muß zu einem andern in Beziehung treten. Die Vorstellung geht aus der Wahrnehmung sinnenfälliger Gegenstände hervor. Der Begriff entsteht durch Vergleich und schließt auf andre Begriffe. Die Wahrnehmungen unsrer Sinne geschehen auf passive Weise, ohne unser Zuthun. Unsre Erkenntnisse oder Begriffe entstehen aus der Thätigkeit des Denkens und Urteilens, eine Behauptung, die später begründet werden soll.

Da es den Kindern nun an Urteilskraft fehlt, so behaupte ich, daß sie auch kein wirkliches Gedächtnis haben. Sie behalten Töne, Formen, Eindrücke, selten Begriffe, noch seltner den Zusammenhang derselben. Man glaubt mich durch den Einwurf widerlegen zu können, daß Kinder doch einige Anfangsgründe der Geometrie lernen können. Grade dieser Umstand spricht für mich. Er beweist, daß Kinder, weit entfernt, selbständige Schlüsse zu machen, auch unfähig sind, die Schlußfolgerungen andrer zu behalten. Verfolgt man einmal genau die Methode dieser kleinen Mathematiker, so wird man bemerken, daß sie sich nur den genauen Eindruck der geometrischen Figur und die Ausdrücke der Beweisführung eingeprägt haben. Der geringste neue Einwurf, sowie jede Veränderung

der Figur verwirrt sie. Ihr ganzes Wissen beruht nur auf Wahrnehmung. Bis zum wirklichen Verständnisse ist es nicht eingedrungen. Auch ihr Gedächtnis ist nicht mehr entwickelt, als ihre übrigen Fähigkeiten; denn mit seltnen Ausnahmen müssen sie die Dinge, deren Namen sie sich in der Kindheit angeeignet haben, im spätern Alter noch einmal lernen.

Ungeachtet dessen spreche ich auch den Kindern nicht jede Urteilskraft ab. Im Gegenteil bemerke ich, daß sie alle Dinge, sobald dieselben ihren augenblicklichen, lebhaften Anteil in Anspruch nehmen und außerdem innerhalb ihres Verständnisses liegen, sehr richtig beurteilen. Hauptsächlich täuscht man sich in Bezug auf ihre Kenntnisse. Durch diese Täuschung überschätzt man ihr Wissen und gestattet ihnen, über Dinge zu urteilen, die sie noch nicht begreifen können. Ebenso täuscht man sich, wenn man versucht, ihre Aufmerksamkeit auf Betrachtungen zu lenken, welche ihre künftige Wohlfahrt betreffen, z. B. auch ihr Lebensglück, oder auf die Hochachtung, welche sie als Erwachsene einst genießen werden. Es sind Redensarten, die ohne Bedeutung bleiben, und man verschwendet sie an Wesen, denen jede Voraussicht fehlt. Übrigens betreffen diese aufgedrungenen Kenntnisse meist solche Gegenstände, welche dem Verständnis der Kinder vollkommen fremd sind. Daraus mag man ersehen, wieviel Aufmerksamkeit jene unglücklichen Kinder denselben zuwenden können.

Diejenigen Pädagogen, welche ihre Unterweisungen, die sie ihren Schülern geben, in möglichst hochtrabenden Redensarten darstellen, werden dafür bezahlt, eine solche Sprache zu führen. Ihre Handlungsweise bestätigt es jedoch, daß sie mit meinen Ansichten übereinstimmen. Denn worin besteht zuletzt ihr Unterricht? — In Namen und Wörtern. Obgleich diese Lehrer stets mit Vorliebe auf die verschiedenen Wissensgebiete hinweisen, in denen sie ihre Zöglinge unterrichten, hüten sie sich doch, aus denselben gerade solche Fächer zu wählen, die ihnen wirklich nützen können. Diese setzen nämlich Sach- und Fachkenntnisse voraus, welche den Lehrern selbst mangeln. Dagegen glänzen sie mit jenem *Scheinwissen, welches* in einer Kenntnis technischer Ausdrücke besteht: wie

Wappenkunde, Geographie, Chronologie und Sprachen, lauter Studien, welche sowohl Erwachsenen wie Kindern gleich fernliegen. Es wäre seltsam, wenn dieselben auch nur einmal den geringsten Nutzen brächten.

Man wird überrascht sein, daß ich Sprachen zu denjenigen Kenntnissen rechne, die für die Erziehung wertlos sind. Diese Ansicht bezieht sich jedoch nur auf ihre Erlernung in den ersten Lebensjahren. Allen Einwendungen entgegen behaupte ich allerdings, daß vor dem zwölften oder dreizehnten Jahre kein Kind zwei Sprachen auf einmal lernen kann — Wunderkinder natürlich ausgenommen.

Ich räume aber ein, daß auch für Kinder ein Erlernen fremder Sprachen angemessen ist, wenn Sprachstudium gleichbedeutend wäre mit der Aneignung von Wörtern, d. h. den Formen und Lauten, welche durch dieselben ausgedrückt werden. Allein eine Sprache wechselt mit der Veränderung ihrer eigentümlichen Merkmale auch die Begriffe, welche sie durch jene Zeichen ausdrückt. Der menschliche Geist bildet sich nach der Eigenart der Sprache, und sein Denken nimmt unwillkürlich die Färbung der Sprach-Eigentümlichkeit an. Die Vernunft ist Gemeingut. Der Geist hat in jeder Sprache seine besondere Form. Dieser Unterschied könnte vielleicht Ursache oder Wirkung des verschiednen Nationalcharakters sein. Der Umstand, daß bei allen Völkern die Sprache dem Wechsel der Sitten sich anpaßt, dürfte die obige Behauptung bestätigen.

Der Gebrauch *einer* dieser verschiednen Formen wird nun dem Kinde dargeboten, und bis in das Alter der Vernunft bedient es sich nur dieser einzigen Form. Um zwei Formen gleichzeitig sich aneignen zu können, müßte es imstande sein, die in denselben enthaltenen Begriffe zu vergleichen. Wie aber kann es Begriffe vergleichen, solange es noch unfähig ist, dieselben zu fassen und zu bilden? Jedes Ding kann sich für das Kind unter den verschiedensten Zeichen darstellen. Einen Begriff kann es nur unter *einer* Form erfassen. Aus diesem Grunde kann es auch nur *eine* Sprache auf einmal erlernen. Und doch behauptet man, daß es mehrere auf einmal lernen könnte, — ich stelle dies in Abrede. Allerdings habe ich solche kleinen Wunderkinder gehört, welche fünf oder sechs

Sprachen zu reden glaubten und die in deutschen, französischen, lateinischen und italienischen Redewendungen sich auszudrücken meinten. Thatsächlich aber sprachen sie nur deutsch. Das übrige war nur die Weisheit ebenso vieler Wörterbücher. Kurz, wenn man auch Kindern noch so viele sinnverwandte Wörter giebt, so ändert man wohl die Wörter, aber man lehrt sie nie eine andre Sprache sprechen, und sie werden auch nie mehr als eine Sprache verstehen.

Nur um nach dieser Richtung ihre Unfähigkeit zu bemänteln, treibt man vornehmlich mit ihnen das Studium der alten Sprachen. Für diese giebt es keinen Richter, den man anzuerkennen braucht.

Als Umgangssprachen seit langer Zeit ungebräuchlich, begnügt man sich, die Wendungen der Schriftsprache nachzuahmen, die noch in einigen Werken vorhanden ist. Das nennt man eine Sprache reden. Kaum haben nun die Zöglinge die ersten Anfangsgründe gedächtnismäßig und verständnislos gelernt, so lehrt man sie, ein französisches Gespräch in lateinischen Worten zu führen, und jetzt glauben sie, lateinisch reden zu können.

Bei jedem Studium, ohne Ausnahme, sind die Zeichen, welche für die Dinge gesetzt werden, wertlos, sobald man mit denselben nicht eine deutliche Vorstellung verbindet. Gleichwohl beschränkt sich der Unterricht meist auf diese Zeichen, ohne dem Kinde jemals die durch dieselben vorgestellte Sache verständlich zu machen. Anstatt der Erdbeschreibung lehrt man das Kind nur Landkarten kennen. Es lernt die Namen von Ländern, Städten und Flüssen, deren Dasein ihm nur auf der bezeichneten Stelle des Papiers verständlich ist. Ich erinnere mich, irgendwo einmal einen geographischen Leitfaden gesehen zu haben, der mit den Worten begann: „Was ist die Erde? — Eine Kugel aus Pappe.“ So lehrt man den Kindern die Erdkunde. Für mich gilt es als feststehend, daß kein Kind nach einem zweijährigen Unterrichte in der mathematischen und physikalischen Geographie und den ihm erteilten Regeln den Weg von Paris nach St. Denis zu finden wüßte. Noch weniger könnte es sich, nur nach dem Plane, in den Wegen des väterlichen Gartens *zurechtfinden*, ohne sich dabei zu verirren. Das sind die kleinen

Gelehrten, welche genau die Lage von Peking, Ispahan oder Mexiko und von allen Ländern der Erde kennen, nur nicht ihre Heimat.

Von andrer Seite erachtet man es für zweckmäßig, die Kinder nur durch einen Unterricht zu beschäftigen, der auf Anschauung beruht. Dieser Ansicht ließe sich beipflichten, wenn es überhaupt einen Unterricht gäbe, zu dem der Gebrauch der Augen allein genügte. Mir ist jedoch kein Zweig eines solchen bekannt.

Infolge einer noch thörichteren Verirrung unterrichtet man die Kinder in der Geschichte. Man geht dabei von der Ansicht aus, daß grade dieser Gegenstand der kindlichen Fassungskraft angemessen sei, weil Geschichte nur eine Sammlung von Thatsachen bedeute. Was aber versteht man unter dem Worte „Thatsachen"? Glaubt man, daß der innere Zusammenhang zwischen den geschichtlichen Ereignisse so leicht verständlich ist, daß die Vorstellungen sich gleich ohne Mühe in dem kindlichen Geiste bilden? Meint man, daß eine genaue Kenntnis der Begebenheiten von der Erkenntnis ihrer Ursachen und Wirkungen getrennt werden könnte? oder, daß der Geschichtsforscher so wenig Wert auf die Moral legte, daß man die eine ohne die andre studieren könnte? Was lehrt uns denn die Geschichte, wenn man die Handlungen der Menschen nur als ganz äußerliche und rein körperliche Bewegungen ansieht? Durchaus nichts! Und solches Studium, das man jedes tiefern Interesses entkleidet hat, soll noch Freude oder Belehrung gewähren? Prüft man nun jene Begebenheiten auf ihren sittlichen Zusammenhang hin, so möge man versuchen, diese Beziehungen dem Zögling verständlich zu machen. Die Erfahruug muß es bestätigen, ob der Geschichtsunterricht seinem Alter angemessen ist.

Der Leser darf nicht vergessen, daß der Verfasser dieses Werkes weder Gelehrter, noch Philosoph ist, sondern nur ein schlichter Mann und Freund der Wahrheit. Seine Schlußfolgerungen ergeben sich daher weniger aus dem Grunde einer Sache, sondern sie werden von Thatsachen abgeleitet; der geneigte Leser wird sich deshalb um so leichter ein Urteil bilden können, je häufiger ich Beispiele über persönliche Beobachtungen anführe.

Folgende Erfahrung machte ich einst auf dem Lande, bei einer guten Hausmutter, die der Erziehung ihrer Kinder die größte Sorgfalt widmete. Während der Lehrstunden, denen ich beiwohnte, besprach der Hofmeister, welcher den ältesten Knaben gut in der alten Geschichte unterrichtet hatte, bei der Wiederholung des Lebens Alexanders des Großen den bekannten Vorfall mit dem Arzte Philipp. Der Lehrer, zwar ein tüchtiger Mann, machte einige mir nicht zusagende Bemerkungen über die Unerschrockenheit Alexanders. Um ihn in den Augen seines Zöglings nicht herabzusetzen, vermied ich jeden Widerspruch. Der französischen Sitte gemäß gestattete man bei Tische dem kleinen Burschen zu schwatzen. Die natürliche Lebhaftigkeit seines Alters und die Erwartung Beifall zu ernten, ließen ihn tausend Dummheiten äußern, in die sich zuweilen ein glücklicher Einfall mischte. Endlich erzählte er fließend und gewandt die Geschichte vom Arzte Philipp. Nach dem gewöhnlichen Beifall besprach man die Geschichte. Die meisten tadelten die Kühnheit Alexanders. Andre, beispielsweise der Lehrer, bewunderten seinen Mut und seine Festigkeit. Keiner der Anwesenden schien aber die eigentliche Schönheit jenes Zuges zu verstehen.

Da ich Verdacht schöpfte, daß mein junger Gelehrter den Kern der erwähnten Geschichte nicht verstanden habe, suchte ich auf einem Spaziergange seine wahre Meinung zu ergründen. In der That erfuhr ich, daß er mehr, als irgend einer, den gerühmten Mut Alexanders bewunderte. Worin bestand aber seiner Ansicht nach dieser Mut? Einzig in dem Umstande, daß Alexander ohne Verzug oder Widerwillen eine übelschmeckende Arznei mit einem Zuge ausgeleert habe. Das arme Kind erinnerte sich, daß es einige Wochen früher unter unendlichen Kämpfen eine Medizin genommen hatte, deren Nachgeschmack noch nicht überwunden war. Tod und Vergiftung schienen seiner Meinung nach nur unangenehme Empfindungen zu sein. Doch muß zugegeben werden, daß die Festigkeit Alexanders einen solchen Eindruck auf den Knaben ausgeübt hatte, daß er beschloß, bei der nächsten Gelegenheit auch ein Alexander zu sein.

Da es nun keine Wissenschaft giebt, die nur aus Worten besteht, so ist das Studium einer solchen Wissenschaft für Kinder ein Ding

der Unmöglichkeit. Wo richtige Vorstellungen fehlen, fehlt es auch an einem guten Gedächtnisse. Die Fähigkeit, nur äußere Eindrücke festzuhalten, kann nicht als „Gedächtnis“ bezeichnet werden. Was nützt es, ihrem Kopfe eine ganze Liste von Zeichen einzuprägen, wenn die Kinder keine Vorstellung damit verbinden! Lernen sie dann nicht zugleich mit der Sache auch das Zeichen dafür? Warum sollen sie unnützerweise gequält werden, alles zweimal zu lernen? Welche gefährlichen Vorurteile prägt man ihnen außerdem ein, wenn sie Wörter, die für sie ohne Bedeutung sind, für wirkliche Kenntnisse halten? Darum ist auch mit dem ersten Worte, mit welchem es sich zufrieden giebt, mit der ersten Thatsache, die es auf Treu und Glauben hinnimmt, ohne ihren Nutzen einzusehen, das selbständige Urteil des Kindes für immer verloren. Es wird in den Augen von Thoren lange Zeit glänzen müssen, ehe es diesen Verlust wieder ersetzt.

Nein! wenn die Natur dem Gehirne des Kindes jene Geschmeidigkeit verliehen hat, die es befähigt, jeden nur möglichen Eindruck aufzunehmen, so hat sie ihm dieselben nicht gegeben, um dieses Organ mit einem Wörterverzeichnis aus allen nur denkbaren Wissensgebieten zu belasten, die für sein Alter im allgemeinen, wie für jede Altersstufe überhaupt nutzlos sind. Solche Überlastung heißt nur, die Kindheit öde und traurig machen. Im Gegenteil beabsichtigt jene weise Veranstaltung der Natur nur, daß alle dem Kinde faßlichen und nützlichen Vorstellungen sich in ihm frühzeitig, wie mit unauslöschlichen Lettern, befestigen. Dazu gehören namentlich solche Vorstellungen, welche sich auf sein Glück beziehen oder bestimmt sind, es eines Tages über den Umfang seiner Pflichten aufzuklären, und ihm dazu dienen, sein Verhalten seinem Wesen und seinen Fähigkeiten gemäß zu gestalten.

Dasjenige Gedächtnis, welches ein Kind überhaupt besitzt, bleibt aber auch ohne Bücherweisheit nicht unthätig. Alles, was es sieht und hört, fällt ihm auf, und später erinnert es sich desselben. Es führt ein förmliches Verzeichnis über Thaten und Reden der Menschen. Seine gesamte Umgebung ist ein Buch, aus welchem es sich selbst unbewußt fortwährend sein Gedächtnis bereichert, bis seine

Urteilskraft einst daraus Nutzen zieht. Die wahre Kunst, diese erste Fähigkeit in ihm auszubilden, besteht darin, solche Gegenstände sorgfältig auszuwählen, die dem kindlichen Verständnisse entsprechen, und ihm solche fernzuhalten, die über dasselbe hinausgehen. Auf diese Weise werden ihm Schätze von Kenntnissen zugeführt, welche in der Kindheit die Erziehung und zu jeder andern Zeit seines Lebens seine Bildung fördern. Die obige Methode erzeugt allerdings keine Wunderkinder, aber sie bildet nrteilsfähige und kräftige Menschen, die körperlich und geistig gesund sind. Ohne in der Kindheit bewundert zu werden, werden sie als Erwachsene verstehen, sich Achtung zu erwerben.

Emil wird nichts auswendig lernen, nicht einmal die so reizenden und kindlichen Fabeln von Lafontaine. Denn die Worte einer Fabel sind so wenig die Fabel selbst, wie Geschichtsnamen Geschichte sind. Wie kann man so verblendet sein, um Fabeln die Morallehren für Kinder zu nennen? Bedenkt man wohl, daß das Gleichnis in der Fabel die Kinder zwar ergötzt, aber auch gleichzeitig täuscht und daß sie, von der Lüge irre geleitet, die Wahrheit nicht erkennen. Um ihnen den Unterricht möglichst angenehm zu machen, hindert man sie, die eigentliche Nutzanwendung aus dem Gelernten zu ziehen. Fabeln können wohl auf Erwachsene erziehend wirken; Kindern aber soll man die reine Wahrheit sagen. Sobald dieselbe mit einem Schleier verhüllt ist, bemühen sie sich nicht, ihn zu lüften.

Obgleich kein Kind eine Fabel von Lafontaine versteht, muß doch jedes Kind dieselben auswendig lernen. Noch schlimmer allerdings wäre es, wenn sie verstanden würden. Ihre sittliche Belehrung ist so unklar und dem kindlichen Alter so unangemessen, daß sie eher dem Laster, als der Tugend Vorschub leisten würde. Das ist abermals ein Widerspruch, werdet ihr sagen. Sei es! Doch laßt uns prüfen, ob es nicht dennoch Wahrheiten sind.

So sehr man sich bemüht die Fabeln zu vereinfachen, so begreifen doch die Kinder dieselben deshalb nicht, weil sie sich auf Vorstellungen gründen, welche sie noch nicht fassen können. Die poetische *Form* erleichtert es dem Kinde zwar, die darin enthaltenen Nutz-

anwendungen zu behalten. Zugleich aber erschwert diese Form ihr Verständnis, denn man muß auf Gedanken eingehen, welche es nicht begreifen kann. So erkauft man das Vergnügen auf Kosten der Klarheit. Man läßt die Kinder eine große Menge dieser Fabeln nur lernen, weil sie mit andern in demselben Buche vereinigt sind. Es soll hier nicht auf alle diejenigen hingewiesen werden, die weder nützlich noch faßlich sind. Dagegen sollen diejenigen hervorgehoben werden, welche anscheinend für die Kinder besonders gedichtet wurden.

Aus der ganzen Sammlung Lafontaineſcher Fabeln sind mir vielleicht fünf oder sechs bekannt, aus denen die kindliche Einfalt vor allem hervorleuchtet. Von diesen wähle ich als Beispiel die erste. Ihre Nutzanwendung ist nicht nur jedem Alter angemessen, sondern sie ist den Kindern leicht verständlich, und sie lernen sie mit besonderm Vergnügen. Schließlich aber hat der Verfasser sie auch mit Vorliebe an die Spitze seines Buches gesetzt. Wenn man nun von der Voraussetzung ausgeht, daß der Verfasser bei dieser Dichtung die Absicht gehabt hat, den behandelten Gegenstand den Kindern ebenso leicht verständlich, wie in anmutiger Form belehrend darzustellen, so halte ich diese Fabel für ein Meisterwerk. Der Leser gestatte daher, ihre Gedanken hier zu entwickeln und dieselben kurz zu analysieren.

Der Rabe und der Fuchs.*)

„Meister Rabe auf einem Baume sitzend."

Meister! Welche Bedeutung verbindet man mit diesem Worte an sich? Was heißt es vor einem Eigennamen? Welchen Sinn hat es im vorliegenden Falle? Was ist ein Rabe?

*) In der Analyse des Textes ist der französische Wortlaut beibehalten. Zu der wörtlichen Übersetzung wird deshalb zum bessern Verständnis eine freiere gereimte Verdeutschung gegeben, da bei Hagedorn und Lessing die Dichtung von der Lafontaineschen abweicht.

Der Rabe und der Fuchs.

Auf einem Baum Herr Rabe hockt,
Hält einen Käse in dem Schnabel;

Was heißt: auf einem Baume sitzend? Man sagt doch nur: „Ein Rabe, der auf einem Baume sitzt.“ Folglich muß man auf die Abweichungen in der Wortstellung aufmerksam machen, welche in der Poesie gestattet sind und erklären, was gebundene und ungebundene Rede ist.

„Hält in seinem Schnabel einen Käse.“

Was für eine Sorte Käse? Ist es ein Holländischer oder ein Schweizer Käse? — Was nützen nun einem Kinde Erzählungen, wenn es noch keinen Raben gesehen hat? Kennt es diese Vögel dagegen, so kann es sich nicht zusammenreimen, daß sie einen Käse im Schnabel halten. Bilder sollen stets naturgetreu sein.

„Meister Fuchs, durch den Geruch herbeigelockt.“

Auch dieser ein Meister; aber für den Fuchs ein richtiger Titel; denn er ist ein mit allen Kunstgriffen des Handwerks vertrauter Meister. Man muß außerdem erklären, was ein Fuchs ist und auf den Unterschied zwischen seiner eigentlichen Natur und dem Charakter hinweisen, der ihm hergebrachtermaßen in der Fabel beigelegt wird.

„Herbeigelockt!“ Ein im Französischen wenig gebräuchliches Wort; auch dessen Bedeutung und seine Anwendung in der gebun-

---

Herr Fuchs, vom Dufte angelockt,
Spricht ihn mit diesen Worten an:
„Ei, guten Tag, Herr Rabe dort!
Wie seid Ihr schön! Traun, auf mein Wort,
Wenn Eure Stimm so herrlich klänge,
Wie herrlich Eures Kleids Gepränge,
Ein Phönix wärt Ihr hier im Wald!“
Der Rabe hört die Worte nicht so bald,
So läßt er seine Stimme schallen
Und läßt — die duft'ge Beute fallen.
Der Fuchs faßt sie und spricht sofort:
„Wer höret auf der Schmeichler Wort,
Der muß bezahlen, was sie zehren.
Wohl einen Käs wert ist die Lehre.“
Der Rabe kann sich kaum vor Scham noch fassen,
Beim Zeus, er will sich nie mehr fangen lassen.

Emil v. E. v. Sallwürk II, 124.

denen Rede ist zu erklären. Was aber wollt ihr dem Kinde auf seine Fragen antworten, „weshalb man in der Poesie sich anders ausdrückt, als in der Prosa?“

„Durch den Geruch eines Käses herbeigelockt.“

Dieser Käse unsers Raben, der auf dem Baume sitzt, muß einen sehr starken Geruch gehabt haben, sonst könnte derselbe nicht von einem Fuchse von dem Dickichte oder von seinem Baue aus wahrgenommen werden. Kann ein Lehrer auf solche Weise in seinem Zöglinge den Geist einer vernünftigen Kritik wecken, die sich nur durch hinreichende Gründe bestimmen läßt und die aus den Mitteilungen andrer Wahrheit und Lüge wohl zu unterscheiden weiß?

„Hielt ungefähr folgende Anrede an ihn:“

„Folgende Anrede!“ Die Füchse sprechen also? Sie sprechen demnach die nämliche Sprache wie die Raben? Weiser Lehrer, sei auf deiner Hut! Wäge deine Antwort, ehe du sie erteilst, wohl ab; sie ist wichtiger, als du glaubst.

„Ei! Guten Tag, Herr Rabe!“

Herr! Ein Titel, den das Kind hier spottweise anwenden hört, noch ehe es weiß, daß es ein Ehrentitel ist. Diejenigen, welche, wie in den meisten Ausgaben steht, „Herr von Rabe“ lesen, würden sich noch weit mehr abmühen müssen, ehe es ihnen gelänge, dieses „von“ nur einigermaßen zu erklären.

„Wie hübsch du bist! Wie schön du mir erscheinst!“

Ein Flickwort, ein überflüssiger Wortschwall! Dadurch, daß das Kind die nämliche Sache nur mit andern Worten wiederholen hört, gewöhnt es sich selber eine nachlässige Sprache an. Wenn ihr den Einwurf macht, daß in dieser Weitschweifigkeit eine Kunst des Verfassers liege, daß er die Absicht des Fuchses hervorheben wolle, durch Anhäufung der Worte seine Schmeicheleien zu verstärken, so würde dies wohl für mich, aber nicht für meinen Schüler als Entschuldigung gelten können.

„Ohne zu lügen, wenn dein Gesang“ u. s. w.

„Ohne zu lügen!“ Man lügt also mitunter? Was für Begriffe wird sich aber das Kind bilden, wenn ihr ihm erklärt, daß der Fuchs grade aus dem Grunde sagt „ohne zu lügen“, weil er lügt?

„Deinem Gefieder entspricht."

„Entspricht!" Was bedeutet dieses Wort? Lehrt einmal das Kind, so verschiedenartige Eigenschaften wie Stimme und Gefieder miteinander zu vergleichen, und ihr werdet bald bemerken, ob es euch versteht.

„Du mußt der Phönix unter den Gästen dieses Waldes sein."

„Der Phönix!" Was ist ein Phönix? Plötzlich sehen wir uns durch diesen Ausdruck in das verlogne Altertum, beinahe in die Mythologie versetzt.

„Die Gäste dieses Waldes!" Welche bildliche Redeweise! Der Schmeichler veredelt seine Sprache und giebt ihr, um sie verführerischer zu machen, mehr Würde. Wird ein Kind diese Feinheit herausfühlen? Weiß es nur, ja kann es überhaupt nur wissen, was ein edler und ein niedrer Stil ist?

„Bei diesen Worten kennt sich der Rabe vor Freude nicht."

Man muß schon sehr heftige Leidenschaften empfunden haben, um diese sprichwörtliche Redensart richtig aufzufassen.

„Und um seine Stimme zu zeigen,"

Vergesset nicht, daß das Kind, wenn es anders diesen Vers und die ganze Fabel verstehen soll, schon wissen muß, wie es mit der schönen Stimme des Raben bestellt ist!

„Sperrt er seinen Schnabel weit auf und läßt seine Beute fallen."

Dieser Vers verdient in der That Bewunderung; schon der Klang der Worte allein giebt ein anschauliches Bild. Ich sehe im Geiste diesen großen häßlichen Schnabel weit aufgerissen vor mir, ich höre, wie der Käse prasselnd durch die Äste hindurchfällt; allein für Kinder sind dergleichen Schönheiten verloren.

„Der Fuchs erhascht ihn und spricht: Mein guter Herr!"

Hier bedeutet also schon das „Gutsein" des angeredeten Herrn nichts weiter als „Dummsein". Sicherlich wird man hierbei keine Zeit verlieren, um dies den Kindern deutlich zu machen.

„Lerne, daß jeder Schmeichler"

Eine allgemeine Regel; das ist eine allbekannte Sache.

„Auf Kosten dessen lebt, der ihm Gehör schenkt."

Noch nie hat ein zehnjähriges Kind diesen Vers verstanden.

„Unzweifelhaft ist diese Lehre einen Käse wert."

Dies ist verständlich, und der Gedanke ist sehr gut. Gleichwohl wird es wohl nur sehr wenige Kinder geben, die einen Käse mit einer Lehre zu vergleichen vermöchten und die nicht den Käse der Lehre vorzögen. Man muß ihnen daher verständlich machen, daß dies nur ein scherzhafter Ausdruck ist. Was für eine Feinheit für Kinder!

„Der Rabe beschämt und bestürzt."

Wieder eine Häufung von Worten, die nicht zu entschuldigen ist. „Schwur, aber etwas spät, daß man ihn nicht mehr überlisten sollte."

Welcher Lehrer wäre wohl so thöricht, einem Kinde erklären zu wollen, was ein Eid ist?

Das sind einzelne Kleinigkeiten, aber immer noch weniger, als eine eingehende Erläuterung der Fabel erfordert. Denn jeder Allgemeinbegriff derselben muß aufgelöst und auf seine ursprünglichen und einfachen Einzelbegriffe, aus denen er besteht, zurückgeführt werden. Wer aber hält eine solche eingehende Besprechung zum bessern Verständnis der Kinder noch für nötig? Niemand unter uns besitzt eine genügende philosophische Vorbildung, um sich in die Anschauung eines Kindes versetzen zu können. Nun zur Nutzanwendung der Fabel!

Beobachtet ein Kind, während es seine Fabel auswendig lernt, und ihr werdet bemerken, daß, wenn es überhaupt eine Nutzanwendung machen kann, diese derjenigen des Dichters fast immer zuwiderläuft. Anstatt sich vor einem Fehler, von dem man es heilen oder vor dem man es bewahren will, in acht zu nehmen, neigt es mehr zu jener Untugend, die es sich angelegen sein läßt, aus den Fehlern andrer Vorteil zu ziehen. In der angeführten Fabel werden die Kinder zwar den Raben verspotten, ihre eigentliche Teilnahme aber dem Fuchse zuwenden. Die folgende Fabel stellt die Grille zum Vorbilde auf. Die Kinder dagegen neigen sich mit besondrer Vorliebe der Ameise zu. Denn niemand demütigt sich gern, und jeder wählt gerne beim Spielen die erste Rolle. So wählt die Eigenliebe, und ihre Wahl ist sehr natürlich.

Da ich die Kinder nun mit solchen Aufgaben verschone, so entziehe ich ihnen auch diejenigen Hilfsmittel, welche zur größten Plage für sie werden, nämlich die Bücher. Lesen ist die Geißel der Kindheit und doch fast ihre ausschließliche Beschäftigung. Aus diesem Grunde soll Emil in seinem zwölften Jahre noch kaum wissen, was ein Buch ist. Und doch, wird man einwenden, muß er lesen lernen. Allerdings, sobald das Lesen für ihn nützlich ist. Vorher würde es ihn nur langweilen.

Um den Kindern das Lesenlernen zu erleichtern, ist man unablässig bemüht, bessere Methoden zu finden. Zu diesem Zwecke bedient man sich nicht nur der Lesemaschine und der Lesetafeln*), sondern man schafft die Schulzimmer zu wahren Buchdruckereien um. Locke wünscht sogar, daß beim Leseunterrichte Würfel**) verwendet werden möchten. Welche klug ausgesonnene Erfindung! Wie schade darum! Inzwischen vergißt man, daß das einzig sichere und fördernde Mittel, das zum Ziele führt, der Lerntrieb ist. Wird dieser Trieb in dem Kinde gefördert, so bedarf es keiner mechanischen Hilfs- und Anschauungsmittel. Jede Methode wird ihm angemessen sein.

Aus diesem Grunde ist auch das unmittelbare Interesse eine bedeutende Triebfeder und das einzige, was zum Ziele führt. Emil erhält von seinen Eltern, Verwandten oder Freunden zuweilen Briefchen, in denen er zu Vergnügungen oder Festlichkeiten eingeladen wird. Diese Briefe sind kurz, deutlich und schön geschrieben. Aber er muß jemanden suchen, um sie sich vorlesen zu lassen. Der Gesuchte ist entweder nicht gleich zur Hand oder will dem Kinde eine frühere Ungefälligkeit vergelten. So geht die rechte Gelegenheit und der geeignete Augenblick verloren. Endlich kann der Brief ihm vorgelesen werden, aber die rechte Zeit ist verflossen. Hätte er den Inhalt nur selbst lesen können! Andre kommen an, von gleicher Kürze und Bestimmtheit; sicher ist ihr Inhalt interessant. Er möchte

*) Die bureaux typographiques — Lesekasten — sind bis heute in französischen Schulen in Gebrauch geblieben. Sallwürk, Emil II, 131.

**) Ein Verfahren, welches Basedow durch die aus Lebkuchen geformten Buchstaben in die Praxis einführte; auch bei den Philanthropen keine ungewöhnliche Methode.

sie zu entziffern suchen und findet bald Unterstützung, bald Ablehnung. Mit großer Anstrengung gelingt es endlich, wenigstens die Hälfte des Inhalts zu erfahren. Es handelt sich um eine Einladung zur Schokolade auf den folgenden Tag. Aber wohin, — mit wem? Wieviel Mühe ist aufzuwenden, um den Schluß zu erfahren. — Nach diesem Versuche wird Emil schwerlich noch einer Lesemaschine bedürfen. Soll nun der Schreibunterricht noch erwähnt werden? Sicher nicht! Ich müßte mich schämen, solche Nichtigkeiten in einer Abhandlung über Erziehung zu berühren.

Zur notwendigen Erläuterung soll hier noch ein besondrer Grundsatz aufgestellt werden: „Am schnellsten und sichersten erreicht man, was man ohne Überstürzung zu erlangen sucht.“ Fast bin ich daher überzeugt, daß Emil schon vor dem zehnten Jahre lesen und schreiben kann, besonders da es mir unwichtig scheint, daß er es vor dem fünfzehnten lernt. Aber auch auf diese Kenntnisse würde ich lieber verzichten, als daß er dieses Wissen auf Kosten dessen, was es ihm nützlich machen könnte, erkaufte.

Je mehr ich für meine Methode eintrete, welche der Unthätigkeit des Zöglings Vorschub leistet, um so mehr fühle ich die Entgegnungen sich verschärfen. Wenn dein Zögling nichts von dir lernt, so lernt er dafür von andern. Wenn du einem Irrtume nicht durch die Wahrheit vorbeugst, so wird er Unrichtiges lernen. Meinst du ihm Vorurteile fern zu halten, so wird er sie aus seiner Umgebung aufnehmen, denn sie dringen durch alle seine Sinne ein. Entweder sie üben einen verderblichen Einfluß auf seine Vernunft, noch ehe dieselbe ausgebildet ist, oder sein Verstand wird sich nur auf Sinnliches richten, denn derselbe ist durch lange Unthätigkeit erschlafft.

Wird ein Kind nicht schon in der Kindheit an strenges Denken gewöhnt, so nimmt man ihm diese Fähigkeit für seine ganze übrige Lebenszeit.

Wenn ihr, ungeachtet meines ausführlichen Erziehungsplanes, doch euren Zögling im Widerspruche mit diesem erzieht; wenn ihr seinen Geist auf weit abliegende Dinge richtet, ihn unaufhörlich an andre Orte, in andre Himmelsstriche und Jahrhunderte, bis hin zu

den Erd- und Himmelsfernen führt, so hindert ihr ihn, sich zu sammeln; denn er kann seine Aufmerksamkeit nicht solchen Dingen zuwenden, die ihn unmittelbar betreffen. Gelingt es euch dagegen, das Denken eures Zöglings auf einen Mittelpunkt zu beschränken, so werdet ihr finden, daß er die Fähigkeit genau und deutlich wahr zu nehmen, und ein gutes Gedächtnis, ja selbst ein ausreichendes Urteil besitzt. Und das ist die Ordnung der Natur. Je mehr das nur empfindende Wesen zur Selbstthätigkeit gelangt, desto mehr erlangt es eine seinen Fähigkeiten entsprechende Urteilskraft. Erst mit diesem Überfluß von Kraft, der zu seiner Erhaltung notwendig ist, entwickeln sich in ihm die spekulativen Fähigkeiten, die nötig sind, um jenen Kraftüberschuß auch auf andern Gebieten zu verwerten. Soll also der Geist entwickelt werden, so pflegt die Ausbildung derjenigen Kräfte, die den Geist beherrschen sollen. Haltet seinen Körper in beständiger Übung. Kräftigt und stärkt seine Gesundheit, damit er klug und verständig wird. Laßt euren Zögling beständig handeln und arbeiten, laufen und selbst schreien. Niemals darf er Mangel an Bewegung leiden. Zunächst soll er durch seine Körperkraft ein Mann werden, dann erst durch die Vernunft.

In der That kann er durch diese Methode auch verdummen, sobald ihr ihn auf Schritt und Tritt begleitet und ihm unablässig zuruft: „Geh, komme her, thue dies und jenes!“ Wenn euer Kopf immer seine Arme lenkt, wird der seinige ihm bald unnütze sein.

Es ist ein bedauernswerter Irrtum, daß körperliche Übungen die Thätigkeit des Geistes beeinträchtigen sollen. Können nicht zwei Verrichtungen, von welchen die eine die Oberleitung übernimmt, nebeneinander hergehen und eine die andre regieren?

Zwei Klassen von Menschen, die Landleute und die Wilden pflegen vorzugsweise die Entwicklung des Körpers. Niemand unter ihnen denkt an eine gleichzeitige Ausbildung des Geistes. Die Landleute sind plump, tölpisch, unbeholfen. Die Wilden sind nicht allein durch die feine Ausbildung ihrer Sinne bekannt, sondern mehr noch durch ihre Verstandesschärfe. Es giebt im allgemeinen keinen *schwerfälligern* Menschen, als den Bauer und keine gewandtern, als

die Wilden. Woher rührt dieser Unterschied? Weil der erstere entweder nur auf bestimmten Befehl handelt oder dem von seinem Vater herrührenden Gebrauche folgt, in welchem er sich in der Jugend geübt hat. Die sich immer wiederholenden Arbeiten gestalten sein Leben zu einem maschinenmäßigen, und Gewohnheit und Gehorsam treten an die Stelle der Vernunft.

Anders der Wilde. Da er weder an einen bestimmten Ort gebunden, noch durch eine vorgeschriebene Arbeit gefesselt ist; da er niemandem durch Gehorsam verpflichtet ist und keinem andern Gesetze, als seinem freien Willen zu folgen braucht, ist er genötigt, jede Handlung reiflich zu überlegen. Er thut keinen Schritt, macht keine Bewegung, ohne deren Folgen vorher berechnet zu haben. So geht mit der Ausbildung des Körpers diejenige des Geistes Hand in Hand. Kraft und Vernunft wachsen gleichzeitig und bilden einander wechselseitig.

Welcher von unsern Zöglingen mehr dem Wilden oder dem Bauer gleichen wird, dies, mein weiser Herr Lehrer, mag die folgende Untersuchung lehren. Jedenfalls wird dein Zögling nur auf ausdrückliches Geheiß handeln, da er einer stets meisternden Autorität unterworfen ist. Er wagt nicht zu essen, wenn ihn hungert, nicht zu lachen, wenn er fröhlich, nicht zu weinen, wenn er traurig ist. Er reicht nicht die *eine* Hand statt der andern und scheut sich, seinen Fuß anders zu setzen, als man ihm vorschreibt. Bald wird er nur nach deiner Vorschrift zu atmen wagen. Weshalb soll er noch denken, wenn du für ihn denkst? Wozu bedarf er der Voraussicht, da du ihn der Sorge für seine Erhaltung und für sein Wohlbefinden überhoben hast? Sein Urteil stützt sich auf das deinige; darum thut er alles, was du ihm nicht verbietest, ohne Überlegung. Er weiß, daß es ohne Gefahr für ihn ist. Verweichliche seinen Körper durch Unthätigkeit, und seine Denkkraft wird schwerlich an Gewandtheit gewinnen. Im Gegenteile wird seiner Auffassung nach die Vernunft noch an Wert verlieren, da er das wenige, was er davon erhalten hat, nur auf Dinge von zweifelhaftem Nutzen verwenden kann. Da er ihren eigentlichen Nutzen überhaupt niemals wahrnimmt, so folgt für ihn daraus der notwendige Schluß, daß sie nutzlos

sind. Die einzige üble Folge seines falschen Urteils wäre für ihn ein Verweis. Da dieser aber nur zu häufig wiederholt wird, so bleibt er schließlich wirkungslos. Eine so gewöhnliche Gefahr schreckt ihn nicht mehr. Dennoch meinst du, daß er Geist besitzt? — Allerdings so viel, um in dem schon erwähnten Tone mit Frauen zu schwatzen. Gebietet es einmal seine Lage, selbstthätig zu handeln oder in einer schwierigen Angelegenheit Partei ergreifen zu müssen, so wird sein Benehmen dem eines ungebildeten Bauernsohnes nachstehen.

Mein Zögling dagegen, oder vielmehr der Zögling der Natur, welcher durch frühzeitige Übung gelernt hat, sich auf sich selbst zu verlassen, ist nicht daran gewöhnt worden, seine Zuflucht zu andern zu nehmen noch mit seinen Kenntnissen zu glänzen. Dafür versteht er zu urteilen, zu sorgen und bei allem zu überlegen, was sich unmittelbar auf ihn selbst bezieht. Nicht reden, sondern handeln ist sein Grundsatz. Von den Vorgängen in der Welt weiß er nichts; dagegen versteht er seine Pflicht zu erfüllen und zu thun, was ihm dienlich ist. Durch beständige Bewegung wird er immer von neuem zur Beobachtung aller Gegenstände angeleitet, deren Kräfte und Wirkung er kennen lernt. Nicht der Gelehrsamkeit der Menschen, sondern dem unmittelbaren Einfluße der Natur verdankt er seinen Unterricht. Mit frühzeitigen Erfahrungen ausgerüstet, lernt er um so lieber, als ihm nirgend die Absicht begegnet, ihn belehren zu wollen. So werden Körper und Geist gleichzeitig geübt.

Ich predige dir eine schwierige Kunst, junger Erzieher: du sollst erziehen, aber nichts vorschreiben; du sollst handeln und doch scheinbar nichts thun. Ich gebe zu, daß du in deinen Jahren den Anforderungen dieser Kunst noch nicht gewachsen bist. Dennoch ist sie der einzige Weg zum Ziele. Niemals wirst du imstande sein, verständige Männer zu bilden, wenn die Kinder nicht erst in der ihnen naturgemäßen Freiheit aufgewachsen sind.

Auch bei der sorgfältigsten Erziehung glaubt der Lehrer, wenn er befiehlt, zu herrschen. Thatsächlich giebt aber der Zögling den Ton an. Er bedient sich aller Forderungen, die der Erzieher an *ihn gestellt hat*, um zu erlangen, was ihm beliebt. Bald versteht

er eine Stunde seines Fleißes sich durch eine achttägige Nachsicht eurerseits bezahlen zu lassen. Fortwährend muß man mit ihm unterhandeln. Diese Verträge, welche nach deiner Form geschlossen, nach seinem Sinne aber ausgeführt werden, fallen immer zu Gunsten seiner Einfälle aus. Sie steigern sich, sobald man die Ungeschicklichkeit begeht, ihm bedingungsweise etwas zu seinem Vorteil zu gewähren, was er übrigens auch bedingungslos erhalten würde. Denn der Zögling liest in der Regel besser in der Seele des Lehrers, als dieser im Herzen des Kindes. Und das ist naturgemäß.

Schlagt daher mit eurem Zögling einen entgegengesetzten Weg ein. Laßt ihn immerhin sich als Herrn betrachten, wenn in Wirklichkeit nur das Regiment in euren Händen ist. Eine vollkommene Unterordnung wahrt stets den Schein der Freiheit und legt dadurch auch dem Willen einen Zügel an. Ist ein solches armes Kind, welches nichts weiß, nichts kann und nichts kennt, nicht vollständig in eure Hand gegeben? Bestimmt ihr nicht durch eure Stellung zu ihm über alles, was es betrifft? Liegt es nicht in eurer Macht, es zu allem anzuregen? Sind nicht seine Arbeiten, seine Spiele, seine Freuden und Sorgen, ohne daß es dies ahnt, von eurem Belieben abhängig? Ohne Zweifel darf ein Kind nur das thun, was es selbst will; aber sein Wille darf nur der Willensmeinung seines Lehrers entsprechen. Es darf keinen Schritt thun, den dieser nicht vorausgesehen hat; es darf nicht den Mund öffnen, ohne daß sein Erzieher nicht im voraus wüßte, was es sagen will.

Ohne den Geist abzustumpfen, wird sich der Zögling unter diesen Verhältnissen den körperlichen Übungen widmen können, die sein Alter erfordert. Anstatt mit verschärfter Schlauheit sich einer ihm unbequemen Bevormundung zu entziehen, läßt er es sich angelegen sein, den größtmöglichsten Vorteil aus allem, was ihm nahe kommt, zu ziehen. Voller Erstaunen wird man die Feinheit seiner Erfindungsgabe beobachten. Sie gestattet ihm, alles was seiner Fassungskraft gemäß ist in sich aufzunehmen und die Dinge an sich zu genießen, ohne die Hilfe des Urteils in Anspruch zu nehmen.

Da er auf diese Weise zum Herrn des eignen Willens gemacht ist, braucht man seiner Launenhaftigkeit keinen Vorschub zu leisten. Da

er nur handelt, wie es ihm zusagt, so wird er bald nur thun, was die Pflicht verlangt. Trotz seiner Vorliebe für körperliche Bewegung wird man doch binnen kurzem bemerken, daß seine geistige Entwicklung sich leichter und ihm angemessener vollzieht, als es durch reine Verstandesübungen geschehen könnte, vorausgesetzt allerdings, daß ein lebhaftes augenblickliches Interesse die Triebfeder bildet.

Sobald nun der Lehrer nicht darauf ausgeht, jede Absicht seines Zöglings zu durchkreuzen, so wird dieser ihm kein Mißtrauen zeigen und ihm auch keinen seiner Gedanken verheimlichen. Er wird ihn weder zu täuschen noch zu belügen suchen und sich ohne Bedenken nur in seiner eigensten, wahrsten Natur zeigen. Nur unter solchen Umständen hat der Erzieher es in seiner Hand, den Charakter des Kindes zu studieren. Jede Unterweisung, welche ihm nicht zu ersparen ist, kann mit seiner Umgebung in Einklang gesetzt werden, so daß die Absichtlichkeit, ihn zu belehren, ihm ferngehalten wird.

Wie bereits erwähnt, sind Kinder leicht geneigt, die Schwächen ihrer Vorgesetzten auszufinden. Auf diese Weise gewöhnen sie sich, alle Menschen nur im Hinblick auf ihre Fehler zu beobachten und mit besonderm Vergnügen dieselben auch zu entdecken. Es ist einleuchtend, daß nach meiner Weise wieder mancher aufkeimende Fehler in dem Herzen meines Emil erstickt wird. Da er nicht danach strebt, an mir besondre Mängel zu finden, so wird er auch nicht danach trachten, die Schwächen seiner Umgebung aufzusuchen.

Dies Verfahren erscheint schwierig, weil man nicht von selbst darauf kommt. Im Grunde jedoch müßte es leicht sein. Von euch Lehrern ist man berechtigt, die Einsicht vorauszusetzen, die zur Erfüllung eures Berufs nötig ist. Man sollte annehmen, daß der naturgemäße Entwicklungsgang des menschlichen Geistes euch bekannt sei; daß ihr den Menschen sowohl im allgemeinen wie als Einzelwesen zu erkennen versteht. Angesichts aller Gegenstände, die sich eurem Zöglinge darbieten und die sich für seine Jahre eignen, müßtet ihr im voraus bestimmen können, welche Richtung sein Wille nehmen wird. Ist uns also nicht jetzt, wo wir die Werkzeuge besitzen und es verstehen, mit denselben umzugehen, der Erfolg in der Ausführung *eines Werks gesichert*?

Mit Unrecht beruft man sich auf den Eigensinn der Kinder. Eigensinn ist niemals eine Naturanlage, sondern er ist das Produkt einer mangelhaften Zucht. Diese forderte entweder unbedingten Gehorsam, oder sie erlaubte dem Zöglinge zu befehlen. Beides ist schon hundertmal getadelt worden. Euer Zögling wird daher nur unter dem von euch anerzogenen Eigensinn leiden. Es ist nur gerechte Strafe, daß auch ihr für euren Fehler büßt. Wie aber, fragt man, ist das einmal vorhandene Übel zu beseitigen? Durch bessere Leitung und viel Geduld.

Vertretungsweise hatte ich einst die Erziehung eines Knaben übernommen, der gewohnt war, nur seinem eignen Willen zu folgen. Voll der wunderlichsten Einfälle, suchte er auch meine Willfährigkeit auf die Probe zu stellen und meinen nächtlichen Schlaf zu stören. Um Mitternacht erhebt er sich und weckt mich, so daß ich Licht anzünde. Nach einer Viertelstunde übermannt ihn die Müdigkeit, und befriedigt legt er sich wieder nieder. Dasselbe Manöver wiederholte er nach zwei Tagen, ohne meine Geduld zu erschüttern. Als er mich, ehe er sich wieder zu Bette legte, zärtlich küßte, erwiderte ich trocken: „Das ist recht schön, mein kleiner Freund, aber versuche es nicht noch einmal.“ Diese Warnung reizte seine Neugier. In der folgenden Nacht bereits versuchte er, ob ich mich seinem Willen widersetzen würde. Er erhob sich um die nämliche Stunde und verlangte, daß Licht angezündet würde. Ich antwortete, daß ich besseres zu thun hätte, und drehte mich nach der Wand. Meine Kaltblütigkeit veranlaßte ihn jetzt im Zimmer wie unsinnig umherzutoben und zu lärmen, so daß ich in Harnisch geriet und ihn, nachdem ich Licht gemacht hatte, stillschweigend in ein Nebenzimmer führte, dessen Fenster durch Läden dicht verschlossen waren. Hier schloß ich ihn im Finstern ein und legte mich schweigend wieder zu Bett. Natürlich setzte er auch hier, freilich erfolglos, sein Toben fort, bis er ermüdet auf dem Ruhebette einschlief, wo ich ihn bei Tagesanbruch fand.

Indessen hatte die Sache noch ein Nachspiel, als die Mutter den Vorfall erfuhr. Das Kind machte sich ihre Besorgnis zu Nutzen und stellte sich krank. Der Arzt wurde gerufen. Dieser, ein loser

Schelm, bot alles auf, durch strenge Diät das Kind von seiner angeblichen Krankheit zu heilen, und der Knabe kam zur Einsicht, daß ihm weder die Störung meines Schlafes noch seine erheuchelte Krankheit Vorteil brächte. Er fing selbst zu schlafen an und war auch bald ganz gesund.

Auch mit andern wunderlichen Einfällen, die von der Mutter geduldet und gut geheißen wurden, quälte er seinen Erzieher und wollte sich dieselbe Herrschaft auch über mich anmaßen. Besonders mußte sein Erzieher immer bereit sein, ihm zu folgen, zu welcher Zeit er einen Spaziergang machen wollte. Nachdem ich mich gutmütig einigemal zu allem hergegeben hatte, um ihm meine Freude zu beweisen, ihm gefällig zu sein, änderte ich, in Übereinstimmung mit dem Vater, derartig mein Verfahren, daß es mir gelang, ihn in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes zu unbedingter Folgsamkeit zu gewöhnen. Er bedurfte dazu weder Ermahnungen noch unnütze Belehrungen. Während ich mit ihm sprach, war er zufrieden und heiter. Mein Schweigen aber ängstigte ihn, denn er wußte, daß sein Benehmen Anstoß erregt hatte. Die Berichtigung seines Fehlers hatte er immer nur sich selbst zu danken. — Doch zur Sache!

Solche fortgesetzte Übungen, welche allein der Natur überlassen sind, kräftigen den Körper und hemmen dabei nicht die geistige Entwicklung. Im Gegenteil: sie bilden grade diejenige Seite der Vernunft aus, für welche das Kindesalter befähigt und die jeder nachfolgenden Altersstufe besonders notwendig ist. Ja, grade diese Übungen lehren uns den wahren Gebrauch unsrer Kräfte wie die Beziehungen unsers Körpers zu den uns umgebenden sinnlichen Gegenständen kennen und die Anwendung der natürlichen Hilfsmittel verstehen, welche unsern Fähigkeiten und unsern Organen entsprechen. Ist es nicht Thorheit, wenn ein Kind, welches nur im Zimmer unter den Augen seiner Mutter erzogen ist, sich bemüht, einen starken Baum auszureißen oder ein Felsstück aufzuheben, obgleich es noch unfähig ist, die Schwere und Widerstandsfähigkeit der Körper abzuschätzen? Als ich das erste Mal aus Genf herauskam, wollte ich ein galoppierendes Pferd einholen urd warf mit Steinen nach dem *Berge Salève*, der zwei französische Meilen entfernt war. Alle

Dorfkinder machten mich zur Zielscheibe ihres Spottes. Ich war für sie eine Art Idiot. Im achtzehnten Jahre lernt man in der Oberprima einer höhern Lehranstalt die Lehre vom Hebel, während jeder zwölfjährige Bauernknabe den Hebel besser zu handhaben versteht als der erste Mechaniker der Akademie. Was die Schüler voneinander auf dem Schulhofe lernen, ist bei weitem nützlicher, als jeder theoretische Unterricht in der Klasse.

Beobachtet nur einmal das Treiben einer Katze, die zum erstenmale in ein fremdes Zimmer kommt. Sie durchsucht es, blickt umher, beriecht jeden Gegenstand und traut ihrer Umgebung erst, nachdem sie es genau untersucht hat und jedes Ding ihr vertraut ist. Keinen Augenblick ist sie in Ruhe. Ebenso macht es ein Kind, sobald es zu laufen anfängt und gewissermaßen in den Weltenraum eintritt. Beide, das Kind wie die Katze, besitzen eine Ähnlichkeit in dem Gesichtssinne. Sie unterscheiden sich aber dadurch voneinander, daß ein Kind sich zur Wahrnehmung sinnlicher Gegenstände der Hände bedient, mit denen es die Natur ausgestattet hat, während bei der Katze der Gesichtssinn noch durch den überaus feinen Geruchssinn ergänzt wird. Je nachdem diese Anlage gepflegt wird, werden die Kinder gewandt oder unbeholfen, schwerfällig oder behende, unbedacht oder achtsam.

Die ersten natürlichen Bewegungen des Menschen verfolgen den Zweck, sich mit seiner Umgebung zu messen. An jedem Dinge, auf welches sein Blick fällt, will er die wahrnehmbaren Eigenschaften auffinden, die möglicherweise in Beziehung zu ihm stehen. Sein erstes Studium kann daher als eine Art Experimentalphysik betrachtet werden, welche auf seine Selbsterhaltung angewandt wird und von dem man ihn durch theoretische Übungen abzieht, ehe er noch seine Stellung hienieden erkannt hat. So lange die noch biegsamen und zarten Organe des Menschen den Gegenständen, auf welche sie wirken sollen, sich anzupassen vermögen, solange seine Sinne noch nicht beeinflußt, noch frei von Täuschungen sind, solange ist es noch Zeit, beide in den ihnen zukommenden Verrichtungen zu üben. Es ist die richtige Zeit, die sinnlich wahrnehmbaren Wechselbeziehungen verstehen zu lernen, welche zwischen uns und den Dingen stattfinden.

Da das Verständnis für die Außendinge dem Menschen erst durch die Sinne vermittelt wird, so kann die erste Erkenntnis des Menschen nur als Sinnenerkenntnis bezeichnet werden. Sie ist die Grundlage der geistigen Bildung. Füße, Hände und Augen sind unsre ersten Lehrmeister in der Philosophie. Diese Organe durch Bücher ersetzen zu wollen heißt nicht uns lehren, vernünftig zu urteilen, sondern heißt uns lehren, uns fremder Urteile zu bedienen, heißt vielem glauben, ohne wirklich etwas zu wissen.

Um eine Kunst ausüben zu können, braucht man Werkzeuge. Um diese nützlich anwenden zu können, müssen sie dauerhaft gearbeitet sein, damit sie der Abnutzung widerstehen. Sollen wir denken lernen, so müssen die Werkzeuge unsers Geistes und Körpers, nämlich unsre Glieder und Organe, geübt werden. Aus diesen Werkzeugen erzielen wir dann den höchsten Nutzen, wenn der Körper, der sie zur Verfügung stellt, gesund und kräftig ist. Die eigentliche Erkenntnis des Menschen bildet sich daher nicht unabhängig vom Körper, sondern die tüchtige Beschaffenheit desselben bewirkt die Sicherheit und Leichtigkeit unsrer Geistesverrichtungen.

Indem ich hier nachweise, wozu man die lange Unthätigkeit der Kindheit anwenden soll, gehe ich auf Einzelheiten ein, die man lächerlich finden wird. Ein seltsamer Unterricht, wird man einwenden, der sich dem eignen Urteil zufolge darauf beschränkt, das zu lehren, was niemand zu lernen braucht?

Die Leser irren sich. Ich lehre meinem Schüler die mühsame und zeitraubende Kunst, welche die eurigen jedenfalls nicht kennen, nämlich die Kunst: nichts zu wissen. Denn das Wissen desjenigen, der nur Kenntnisse zu besitzen *glaubt*, beschränkt sich nur auf einen sehr geringen Umfang. *Sie* wollen ein wirkliches Wissen mitteilen? — Sehr wohl. Ich dagegen beschäftige mich nur mit den zur Erwerbung desselben geeigneten Hilfsmitteln.

Alle diejenigen, welche ihre Forschungen der Lebensweise der alten Völker zugewendet haben, schreiben den gymnastischen Übungen derselben jene Gewandtheit des Körpers und des Geistes zu, durch welche sich die frühern Nationen so vorteilhaft vor den Völkern der *Gegenwart* auszeichneten. Dieser Ansicht tritt auch Montaigne bei.

Auch der englische Gelehrte Locke und andre Schriftsteller vereinigen sich, trotz aller sonstigen Gegensätzlichkeit, in dem einen Punkte, daß der körperlichen Ausbildung der Kinder eingehende Pflege zugewandt werden muß. Leider werden ihre höchst verständigen Vorschriften nur wenig beachtet.

Die Glieder eines im Wachstum begriffenen Körpers müssen sich in den Kleidern ohne Zwang bewegen können. Nichts darf ihre Bewegungen beschränken, noch sie hindern, sich zu dehnen. Wenn die französische Kleidung schon für erwachsene Menschen unbequem und ungesund ist, sie ist sie für Kinder gradezu gefährlich. Der Blutumlauf wird gehemmt und die Säfte stocken. Es dürfte sich daher weit mehr empfehlen, die Kinder solange wie möglich in ihren Kinderkleidchen laufen zu lassen und diese dann durch weite und lose Gewänder zu ersetzen.

Man unterscheide lebhafte und dunkle Farben. Die erstern entsprechen vorherrschend dem Geschmacke der Kinder und stehen ihnen auch besser. Warum soll man diesen natürlichen Zug nicht begünstigen? Wenn Kinder allerdings einem Stoffe nur um seiner Kostbarkeit willen den Vorzug geben, so ist ihr Sinn schon auf Luxus gerichtet und allen Launen unterworfen, die aus Vorurteilen entspringen. Sicher hat eine solche Geschmacksrichtung ihren Ursprung in äußern Einflüssen. Übrigens darf der Einfluß, welchen die Wahl des Anzugs und die für dieselben maßgebende Gründe auf die Erziehung ausüben, nicht unterschätzt werden. Es ist nicht allein ein Mißbrauch, daß verblendete Mütter ihren Kindern allerlei Putzsachen als Belohnung in Aussicht stellen, sondern auch unverständige Erzieherinnen drohen, ihre Zöglinge mit einer einfachern und gröbern Kleidung zu strafen, durch die Mahnung: „Wenn du nicht arbeitest oder deine Kleider nicht schonst, so ziehe ich dir ein Kleid an, wie es jener kleine Bauernjunge trägt.“ Heißt das nicht soviel als „Kleider machen Leute“ und auch dein Wert ist nur von deinen Kleidern abhängig? Darf man sich wundern, wenn solche weise Lehren bei der Jugend auf fruchtbaren Boden fallen, wenn allein äußerer Schmuck geschätzt und ein Verdienst überhaupt nur nach seiner äußern Erscheinung beurteilt wird?!

Hätte ich einmal einem solchen verwöhnten Kinde den Kopf zurecht zu setzen, so würde meine Hauptsorge sich darauf richten, daß seine kostbarsten Kleider möglichst unbequem wären und es auf tausenderlei Weise einengten. Dem äußern Glanze müßten Frohsinn und Heiterkeit geopfert werden. Sobald das Kind an den Spielen einfacher gekleideter Kameraden teilnehmen möchte, so müßte das Spiel aufhören und die Spielenden sofort verschwinden. Ich selbst würde das besagte Kind so ärgern und ihm seinen Aufputz so zu verleiden suchen, daß derselbe ihm zur Qual würde. Es ist eine alte Erfahrung, daß, solange ein Kind noch von unsern Vorurteilen frei erhalten wird, sein wesentliches Verlangen auf Freiheit und Behagen gerichtet ist. Daher erscheint ihm der einfachste und bequemste Anzug auch immer am kostbarsten.

Es giebt Personen, deren Körper häufige Bewegung zuträglicher ist, und andre, denen eine ruhige Lebensweise mehr zusagt. Diese letztere ruft einen langsamen und gleichmäßigen Blutumlauf hervor. Der Körper muß daher vor Temperaturwechsel bewahrt werden. Diejenigen Naturen jedoch, welche eines fortwährenden Wechsels zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Wärme und Kälte bedürfen, müssen ihren Körper so stählen, daß er jede Veränderung erträgt. Daraus folgt, daß Leute, deren Thätigkeit an eine sitzende Lebensweise geknüpft ist, sich stets einer wärmern Kleidung bedienen müssen, um die Blutwärme des Körpers auf gleichem Grade sowohl während des ganzen Tags, wie in den verschiednen Jahreszeiten zu erhalten. Solche Leute dagegen, welche weder Wind noch Wetter zu scheuen haben und den größten Teil ihrer Zeit unter freiem Himmel thätig sind, bedürfen einer leichtern Kleidung, um von der Unbeständigkeit des Wetters und den Schwankungen zwischen Wärme und Kälte verschont zu bleiben. Beide Verhältnisse lassen es ratsam erscheinen, den Wechsel der Kleidung nicht der Jahreszeit gemäß vorzunehmen. Dies Verfahren wird bei meinem Emil eingeschlagen werden. Allerdings soll er nicht etwa wie ein Stubenhocker im Sommer Winterkleider tragen, sondern im Gegenteil wie ein Tatar im Winter seine Sommerkleider anlegen.

Eine Kopfbedeckung ist entweder ganz zu vermeiden, oder man bediene sich, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, nur einer ganz leichten. Denn es ist sehr wichtig, daß die Hirnschale härter und dichter werde, dagegen weniger porös und zerbrechlich bleibe. Das Gehirn würde dadurch nicht allein gegen Verwundungen, sondern auch vor Erkältungen, Entzündungen und allen klimatischen Einflüssen besser geschützt sein. Die Kinder müssen daher gewöhnt werden, Tag wie Nacht, Sommer oder Winter eine Kopfbedeckung zu entbehren. Hält man diese aus Gründen der Sauberkeit für notwendig oder, um die Haare in Ordnung zu halten, so lasse man die Kinder nachts eine lose gewebte Mütze tragen, ähnlich wie die baskischen Haarnetze.

Im allgemeinen verwöhnt man die Kinder bereits in den ersten Lebensjahren durch zu warme Kleidung. Sie sollten vielmehr gegen Wärme und Kälte Widerstand leisten. Kälte schadet ihnen selten, wenn man sie frühzeitig derselben aussetzt. Hohe Wärme dagegen fördert durch die geöffneten Poren des Hautgewebes die Ausdünstung und wirkt auf die Organe erschlaffend. Es ist nachgewiesen, daß die Kindersterblichkeit namentlich im August größer ist, als in andern Monaten. Übrigens bestätigt der Vergleich [illegible] den Völkern des Nordens und des Südens die Erfahrung, [illegible] Kälte den Körper mehr als übermäßige Wärme kräftigt.

Je mehr ein Kind wächst und seine Muskeln [illegible] so mehr muß es daran gewöhnt werden, den Sonnenstrahlen [illegible] Durch allmähliche Steigerung der Wärme [illegible] tropische Hitze ohne Gefahr zu ertragen.

Locke verordnet den Kindern im Sommer [illegible] bietet ihnen aber den Genuß kalten Wassers [illegible] Ich dagegen will, daß Emil jedes Mal [illegible] Durst hat. Man soll ihm reines [illegible] und ohne es zu wärmen, [illegible] mitten im Winter wäre. [illegible] ist Rücksicht zu nehmen. [illegible]

der warmen Jahreszeit nimmt das Flußwasser die Luftwärme an. Anders das Quellwasser, das nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Luft steht. Man muß warten bis es die atmosphärische Wärme erreicht hat. Im Winter ist das letztere weniger gefährlich. Eine Erhitzung indessen ist im Winter, namentlich im Freien, ebenso selten wie unnatürlich; die kalte Luft beeinflußt die Haut, denn sie zieht die Poren zusammen. Auf diese Weise hindert sie den Austritt der im Innern des Körpers angesammelten feuchten Wärme.

Übrigens verlange ich von meinem Emil, daß er im Winter seine Kräfte in freier Luft und auch auf dem Eise übt. Er darf nach Bedürfnis trinken, solange er sich nur durch Schneeballwerfen erhitzt, denn sobald diese Bewegung nicht unterbrochen wird, ist auch kein Nachteil zu befürchten. Selbst andre körperliche Übungen würden ohne schädliche Folgen bleiben, wenn er Sorge trägt, daß er langsamen Schritts zum Brunnen geht, um sich Wasser zu holen. Die Kälte hat ihn vermutlich abgekühlt, sobald er das Ziel erreicht hat, so daß er seinen Durst ohne Gefahr löschen kann. Die Hauptsorge bleibt, diese Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, ohne daß er sie gewahr wird. Möchte er lieber einige Male krank werden, als seine Gesundheit fortwährend beobachten.

Die außerordentliche Beweglichkeit der Kinder erfordert einen langen Schlaf. Eins dient als Ausgleich des andern. Die Erfahrung lehrt, daß beides ihnen Bedürfnis ist. Die von der Natur für die Ruhe festgesetzte Zeit ist die Nacht. Man hat stets beobachtet, daß der Schlaf ruhiger und tiefer ist, während die Sonne unter dem Horizonte steht. Die durch die Sonnenstrahlen gesättigte Luft vermag nämlich nicht, unsre Sinnesnerven in gleich tiefe Ruhe zu versetzen, wie diejenige der kühlern und dunklern Nacht. Am zuträglichsten wäre daher die Gewohnheit, mit der Sonne aufzustehen und mit ihr schlafen zu gehen. Hieraus ergiebt sich naturgemäß der Schluß, daß in unsern Himmelsstrichen Menschen und Tiere im Winter eines längern Schlafes als im Sommer bedürfen. Das bürgerliche Leben verfließt indeß nicht so einfach und naturgemäß. Es ist im Gegenteil gewaltsamen Störungen und Zufälligkeiten *unterworfen*. Es verlangt daher, daß der Mensch sich nicht so seh-

an jene gleichmäßige Lebensordnung gewöhnt, daß sie ihm unentbehrlich würde. Unstreitig sind auch hier bestimmte Lebensregeln zu beobachten. Gegebenenfalls aber, namentlich sobald die Notwendigkeit es erfordert, muß man ihnen auch ohne Gefahr zuwiderhandeln können. Verweichlicht deshalb euren Zögling nicht unbedachtsam durch ununterbrochenen Schlaf. Mag er anfangs der naturgemäßen Ordnung überlassen bleiben, doch vergesse man nicht, daß der Mensch über dem Gesetze steht. Er muß imstande sein, spät zu Bett zu gehen und früh sich zu erheben. Ohne Unbequemlichkeit zu empfinden, muß er plötzlich aufgeweckt werden dürfen oder die Nächte stehend verschlafen können. Durch langsame Gewöhnung und stufenmäßigen Fortschritt bildet man den Körper durch dieselben Mittel, die ihn zerstören würden, wenn man sie erst bei vollendeter Entwicklung anwenden wollte.

Es ist notwendig, sich von klein auf an ein unbequemes Lager zu gewöhnen. Es ist das beste Mittel, niemals ein Bett schlecht zu finden. Denn man kann behaupten, daß eine zur Gewohnheit gewordene harte Lebensweise die angenehmen Empfindungen vervielfältigt, während umgekehrt Verweichlichung unendlich viele Unannehmlichkeiten bereitet. Weichlich erzogene Menschen finden den nötigen Schlaf nur in Daunenbetten. Leute aber, die gewohnt sind, ihre Lager auf Brettern aufzuschlagen, flieht nie der Schlaf. Ein weiches Lager, in welchem der Körper förmlich in Federn versinkt, erschlafft denselben und löst ihn gleichsam auf. Auch die innern Organe erhitzen sich in solcher warmen Umhüllung. Mancher Krankheitskeim ist auf jene Ursache zurückzuführen, unfehlbar aber eine zarte Natur, die der Herd unzähliger Krankheiten ist. Dasjenige Bett, welches einen erquickenden Schlaf erzeugt, ist unstreitig immer das beste. Ein solches Lager werden Emil und ich uns am Tage herrichten, denn Feldarbeit macht auch ein hartes Lager weich.

Die Erfahrung lehrt, daß es in unsrer Macht liegt, ein gesundes Kind in Schlaf zu bringen und aufzuwecken. Wenn eine Wärterin ihr Pflegekind zu Bett gelegt hat, hört man sie häufig ihm die Worte zurufen: „Schlaf ein!“; denn sein Geplauder langweilt sie.

das richtige Mittel, es zum Einschlafen zu bringen, besteht darin, es selbst zu langweilen. Man muß daher selbst so lange erzählen, bis daß es gezwungen ist, zu schweigen. Sicher schläft es bald ein. Reden ist immer noch besser als Wiegen. Bedient man sich aber dieses Schlafmittels am Abend, so darf man es am Tage nicht anwenden.

Bisweilen werde ich Emil aufwecken; nicht etwa aus Besorgnis, daß er ein Langschläfer wird, sondern weil er sich an alles, auch an plötzliches Aufwachen gewöhnen soll. Übrigens wäre ich schwerlich meinem Berufe gewachsen, könnte ich ihn nicht zwingen, vor selbst aufzuwachen und gleichsam nach meinem Belieben auch aufzustehen, ohne daß eine Ermahnung nötig ist. Ist sein Schlaf nicht ausreichend, so stelle ich ihm einen langweiligen Vormittag in Aussicht. Emil wird dann die zum Schlafen notwendige Zeit als einen großen Gewinn betrachten. Schläft er zu viel, so verheiße ich ihm ein Lieblingsvergnügen. Soll er zu einer bestimmten Zeit aufwachen, so verkündige ich ihm: „Morgen um die und die Zeit brechen wir zum Fischfange auf, oder es wird ein Spaziergang nach dem und dem Orte gemacht. Willst Du bei der Partie sein?“ Er sagt ja und bittet geweckt zu werden. Je nach Bedürfnis verspreche ich Verschläft er die Zeit, so bin ich schon fort. Es sollte mich wundern, wenn er nicht bald diese Pflicht erfüllen lernte.

Sollte übrigens der seltne Fall eintreten, daß ein träges Kind dazu neigte, ganz in Faulheit zu versinken, so muß man irgend ein Reizmittel anwenden, um es davor zu bewahren. Ich bin überzeugt, daß ein geschickter Erzieher imstande ist, einen bestimmenden Einfluß auf die Neigungen der Kinder auszuüben. Er kann sie selbst zu Begeisterung entflammen, ohne ihrer Eitelkeit zu schmeicheln oder ihren Wetteifer und ihre Eifersucht aufzustacheln. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Nachahmungstrieb genügen. Ihr natürlicher Frohsinn bietet eine sichere Handhabe, auf welche die Lehrer jedoch nie verfallen. Bei allen Spielen, von denen die Kinder überzeugt sind, daß es nur um Spielen handelt, erdulden sie ohne Klagen, ja selbst mit Lachen, was sie sonst nie ohne Weinen ertragen würden. Schläge, Brandwunden und Strapazen jeder Art

t Augen solcher jungen Wilden für Belustigungen. Das beweist, ß auch der Schmerz seine Würze hat, welche ihm seine Herbe nmt. Allerdings giebt es nur wenige Lehrer, die solche würz- ste Speisen zu bereiten verstehen. Vielleicht können auch nicht e Zöglinge sie genießen, ohne das Gesicht zu verziehen. Der ensch freilich bleibt dennoch den Übeln seines Geschlechts, e allerlei Unglücksfällen und Gefahren unterworfen, um endlich sterben. Je mehr man den Menschen mit solchen Vorstellungen traut macht, desto mehr wird man ihn von der lästigen Reizbar- t heilen, die zu dem Übel noch die Ungeduld fügt, es zu ragen. Je mehr er sich an mögliche Leiden gewöhnt, desto mehr lieren diese, nach Montaigne, den Stachel der Fremdartigkeit und to unverwundbarer und abgehärteter wird seine Seele. Da aber Vorboten des Todes noch nicht der Tod selbst sind, so wird der ensch ihn auch nicht als Tod empfinden; er wird sozusagen nicht rben: Er wird leben oder tot sein, ein Mittelding giebt es nicht. stigkeit und Beständigkeit müssen, wie alle andern Tugenden, in r Kindheit anerzogen werden. Man erzieht aber Kinder nicht zur ugend, indem man ihnen die Namen derselben lehrt, sondern sie llen Gefallen daran finden, ohne zu wissen, was es ist.

Welchen Weg werden wir in Bezug auf das Sterben bei unsern öglingen hinsichtlich der Blattergefahr beobachten? Sollen die ocken im frühsten Lebensalter eingeimpft werden, oder soll man if die Selbsthilfe der Natur bauen? Nach der heutigen Auffassung ützt das Impfen diejenige Lebensstufe vor Gefahren, auf welcher s Leben den höchsten Wert besitzt, wenn auch auf Kosten der lersstufe, auf welcher dasselbe geringer geschätzt wird, wenn über- upt eine gut vorgenommene Impfung noch Gefahr genannt werden nn. Die andre Anschauung, die Natur vorsorglich allein walten lassen, entspricht mehr unsern pädagogischen Grundsätzen. Denn e Natur entzieht sich ihrer Aufgabe, sobald der Mensch sich ein- ischt. Der Naturmensch ist stets gerüstet. Überlassen wir daher r Meisterin Natur auch das Impfen.

Man schließe aus obigen Ansichten nicht, daß ich ein Gegner s Impfens bin. Nur passen die für meinen Zögling geltenden

Gründe nicht für den eurigen, denn die heutige Erziehung bietet keine Schutzwehr für die Kinder, wenn sie von den Blattern befallen werden. Überlaßt ihr es dem Zufall, ob die Krankheit bei ihnen zum Ausbruch kommt, so ist es wahrscheinlich, daß sie sterben. Man hat beobachtet, daß man in verschiedenen Ländern um so mehr sich der Impfung widersetzt, je notwendiger sie ist. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Für meinen Emil kommt diese Frage nicht in Betracht. Werden ihm die Blattern eingeimpft, so haben wir den Vorteil, die Krankheit vorherzusehen und zu erkennen. Bekommt er die natürlichen Blattern, so hat man ihn vor dem Arzte bewahrt, und dieser Umstand ist noch wichtiger.

Jede Erziehung, welche die gewöhnlichen Bildungsmittel verwirft und dahin strebt, diejenigen, welche durch dieselben gebildet wurden, von andern Volksklassen abzusondern, zieht immer einen kostspieligern Unterricht dem allgemein üblichen und darum nützlichern vor. Sorgfältig erzogene junge Leute machen teuer bezahlte Reitstudien, während selten einer von ihnen das Schwimmen erlernt. Dieses verursacht keine Ausgaben. Jeder Handwerker versteht es ebenso gut wie andre. Wenn auch jeder Reisende einmal ein Pferd besteigt, ohne Reiten gelernt zu haben, so ist es doch unmöglich, zu schwimmen, ohne diese Kunst geübt zu haben. Emil wird im Wasser ebenso in seinem Elemente sein wie auf dem Lande. Ich möchte sogar, daß er in jedem Elemente sich heimisch fühlte, und würde ihn zu einem Adler oder Salamander machen, könnte er fliegen lernen oder im Feuer unverwundbar bleiben.

Man fürchtet, ein Kind könnte während des Schwimmens ertrinken. Mag es nun beim Lernen ertrinken, oder weil es diese Kunst nicht versteht, so wird die Schuld immer auf seiten des Erziehers liegen. Nur Eitelkeit erzeugt Tollkühnheit. Wird man von niemand beobachtet, so ist man nicht verwegen. Emil würde sich dieser Untugend nicht schuldig machen, selbst wenn die ganze Welt ihm zuschaute. Da nun Übung und Gefahr nicht notwendig zusammengehören, so würde er auch in einem Kanal des väterlichen Parkes die Übung erlangen, die nötig ist, um den Hellespont zu durchschwimmen. Erst wenn man mit Gefahren vertraut ist, kann man

ihnen furchtlos gegenübertreten. Mein Augenmerk wird deshalb stets darauf gerichtet sein, jede Gefahr nach den Kräften Emils zu bemessen und dieselbe immer mit ihm zu teilen. Eine Unvorsichtigkeit ist nicht zu fürchten, denn ich werde für die Erhaltung seines Lebens dieselbe Sorge tragen, wie für das meinige.

Ein Kind ist kleiner als ein Erwachsener. Es fehlt ihm sowohl dessen körperliche, wie dessen geistige Kraft. Dagegen ist sein Gesicht wie sein Gehör fast ebenso gut entwickelt. Auch besitzt es einen ebenso feinen Geschmack, obgleich es mit demselben noch keine so feinen sinnlichen Wahrnehmungen verbindet. Die ersten Fähigkeiten, welche in dem Menschen ausgebildet und entwickelt werden, sind die Sinne. Sie bedürfen zunächst besondrer Beachtung und Pflege, und gerade die Ausbildung und Pflege dieser Kräfte vergißt und vernachlässigt man aufs äußerste. Die Sinne üben heißt nicht nur, sich derselben bedienen; es heißt: durch dieselben urteilen und wahrnehmen lernen. Ehe wir den Gebrauch dieser Fähigkeiten erlernt haben, verstehen wir weder zu tasten noch zu sehen oder zu hören.

Es giebt rein natürliche und mechanische Übungen, welche wohl zur Kräftigung des Körpers dienen, auf die Bildung des Urteils aber ohne Einfluß sind. Schwimmen, Laufen, Springen, einen Kreisel peitschen, Steine werfen haben bedeutenden Nutzen. Besitzen wir aber nur Arme und Beine und nicht auch Augen und Ohren? Oder sind diese Organe zum richtigen Gebrauch unsrer Glieder überflüssig? Darum übe man auch die Sinne, welche die Körperkräfte in Thätigkeit setzen. Aus jedem Sinne heißt es den größtmöglichsten Vorteil zu ziehen, um dann die Richtigkeit des einen Eindrucks durch den andern zu prüfen. Meßt, zählt, wiegt, vergleicht! Wendet die Kraft erst an, nachdem die Widerstandsfähigkeit der Dinge abgeschätzt ist! Bei jeder Thätigkeit beurteilt man erst die Wirkung der Mittel, ehe man diese selbst anwendet. Haltet euren Zögling deshalb an, nur wirklich notwendige und für seine Kräfte ausreichende Anstrengungen zu machen. Wird er auf diese Weise gewöhnt, die Wirkung seiner Bewegungen vorauszusehen und dann seine Fehler durch die erworbene Erfahrung zu berich-

Da das Verständnis für die Außendinge dem Menschen erst durch die Sinne vermittelt wird, so kann die erste Erkenntnis des Menschen nur als Sinnenerkenntnis bezeichnet werden. Sie ist die Grundlage der geistigen Bildung. Füße, Hände und Augen sind unsre ersten Lehrmeister in der Philosophie. Diese Organe durch Bücher ersetzen zu wollen heißt nicht uns lehren, vernünftig zu urteilen, sondern heißt uns lehren, uns fremder Urteile zu bedienen, heißt vielem glauben, ohne wirklich etwas zu wissen.

Um eine Kunst ausüben zu können, braucht man Werkzeuge. Um diese nützlich anwenden zu können, müssen sie dauerhaft gearbeitet sein, damit sie der Abnutzung widerstehen. Sollen wir denken lernen, so müssen die Werkzeuge unsers Geistes und Körpers, nämlich unsre Glieder und Organe, geübt werden. Aus diesen Werkzeugen erzielen wir dann den höchsten Nutzen, wenn der Körper, der sie zur Verfügung stellt, gesund und kräftig ist. Die eigentliche Erkenntnis des Menschen bildet sich daher nicht unabhängig vom Körper, sondern die tüchtige Beschaffenheit desselben bewirkt die Sicherheit und Leichtigkeit unsrer Geistesverrichtungen.

Indem ich hier nachweise, wozu man die lange Unthätigkeit der Kindheit anwenden soll, gehe ich auf Einzelheiten ein, die man lächerlich finden wird. Ein seltsamer Unterricht, wird man einwenden, der sich dem eignen Urteil zufolge darauf beschränkt, das zu lehren, was niemand zu lernen braucht?

Die Leser irren sich. Ich lehre meinem Schüler die mühsame und zeitraubende Kunst, welche die eurigen jedenfalls nicht kennen, nämlich die Kunst: nichts zu wissen. Denn das Wissen desjenigen, der nur Kenntnisse zu besitzen *glaubt*, beschränkt sich nur auf einen sehr geringen Umfang. Sie wollen ein wirkliches Wissen mitteilen? — Sehr wohl. Ich dagegen beschäftige mich nur mit den zur Erwerbung desselben geeigneten Hilfsmitteln.

Alle diejenigen, welche ihre Forschungen der Lebensweise der alten Völker zugewendet haben, schreiben den gymnastischen Übungen derselben jene Gewandtheit des Körpers und des Geistes zu, durch welche sich die frühern Nationen so vorteilhaft vor den Völkern der *Gegenwart* auszeichneten. Dieser Ansicht tritt auch Montaigne bei

Auch der englische Gelehrte Locke und andre Schriftsteller vereinigen sich, trotz aller sonstigen Gegensätzlichkeit, in dem einen Punkte, daß der körperlichen Ausbildung der Kinder eingehende Pflege zugewandt werden muß. Leider werden ihre höchst verständigen Vorschriften nur wenig beachtet.

Die Glieder eines im Wachstum begriffenen Körpers müssen sich in den Kleidern ohne Zwang bewegen können. Nichts darf ihre Bewegungen beschränken, noch sie hindern, sich zu dehnen. Wenn die französische Kleidung schon für erwachsene Menschen unbequem und ungesund ist, sie ist sie für Kinder gradezu gefährlich. Der Blutumlauf wird gehemmt und die Säfte stocken. Es dürfte sich daher weit mehr empfehlen, die Kinder solange wie möglich in ihren Kinderkleidchen laufen zu lassen und diese dann durch weite und lose Gewänder zu ersetzen.

Man unterscheide lebhafte und dunkle Farben. Die erstern entsprechen vorherrschend dem Geschmacke der Kinder und stehen ihnen auch besser. Warum soll man diesen natürlichen Zug nicht begünstigen? Wenn Kinder allerdings einem Stoffe nur um seiner Kostbarkeit willen den Vorzug geben, so ist ihr Sinn schon auf Luxus gerichtet und allen Launen unterworfen, die aus Vorurteilen entspringen. Sicher hat eine solche Geschmacksrichtung ihren Ursprung in äußern Einflüssen. Übrigens darf der Einfluß, welchen die Wahl des Anzugs und die für dieselben maßgebende Gründe auf die Erziehung ausüben, nicht unterschätzt werden. Es ist nicht allein ein Mißbrauch, daß verblendete Mütter ihren Kindern allerlei Putzsachen als Belohnung in Aussicht stellen, sondern auch unverständige Erzieherinnen drohen, ihre Zöglinge mit einer einfachern und gröbern Kleidung zu strafen, durch die Mahnung: „Wenn du nicht arbeitest oder deine Kleider nicht schonst, so ziehe ich dir ein Kleid an, wie es jener kleine Bauernjunge trägt.“ Heißt das nicht soviel als „Kleider machen Leute“ und auch dein Wert ist nur von deinen Kleidern abhängig? Darf man sich wundern, wenn solche weise Lehren bei der Jugend auf fruchtbaren Boden fallen, wenn allein äußerer Schmuck geschätzt und ein Verdienst überhaupt nur nach seiner äußern Erscheinung beurteilt wird?!

Hätte ich einmal einem solchen verwöhnten Kinde den Kopf zurecht zu setzen, so würde meine Hauptsorge sich darauf richten, daß seine kostbarsten Kleider möglichst unbequem wären und es auf tausenderlei Weise einengten. Dem äußern Glanze müßten Frohsinn und Heiterkeit geopfert werden. Sobald das Kind an den Spielen einfacher gekleideter Kameraden teilnehmen möchte, so müßte das Spiel aufhören und die Spielenden sofort verschwinden. Ich selbst würde das besagte Kind so ärgern und ihm seinen Aufputz so zu verleiden suchen, daß derselbe ihm zur Qual würde. Es ist eine alte Erfahrung, daß, solange ein Kind noch von unsern Vorurteilen frei erhalten wird, sein wesentliches Verlangen auf Freiheit und Behagen gerichtet ist. Daher erscheint ihm der einfachste und bequemste Anzug auch immer am kostbarsten.

Es giebt Personen, deren Körper häufige Bewegung zuträglicher ist, und andre, denen eine ruhige Lebensweise mehr zusagt. Diese letztere ruft einen langsamen und gleichmäßigen Blutumlauf hervor. Der Körper muß daher vor Temperaturwechsel bewahrt werden. Diejenigen Naturen jedoch, welche eines fortwährenden Wechsels zwischen Ruhe und Bewegung, zwischen Wärme und Kälte bedürfen, müssen ihren Körper so stählen, daß er jede Veränderung erträgt. Daraus folgt, daß Leute, deren Thätigkeit an eine sitzende Lebensweise geknüpft ist, sich stets einer wärmern Kleidung bedienen müssen, um die Blutwärme des Körpers auf gleichem Grade sowohl während des ganzen Tags, wie in den verschiednen Jahreszeiten zu erhalten. Solche Leute dagegen, welche weder Wind noch Wetter zu scheuen haben und den größten Teil ihrer Zeit unter freiem Himmel thätig sind, bedürfen einer leichtern Kleidung, um von der Unbeständigkeit des Wetters und den Schwankungen zwischen Wärme und Kälte verschont zu bleiben. Beide Verhältnisse lassen es ratsam erscheinen, den Wechsel der Kleidung nicht der Jahreszeit gemäß vorzunehmen. Dies Verfahren wird bei meinem Emil eingeschlagen werden. Allerdings soll er nicht etwa wie ein Stubenhocker im Sommer seine Winterkleider tragen, sondern im Gegenteil wie ein Arbeiter auch im Winter seine Sommerkleider anlegen.

Eine Kopfbedeckung ist entweder ganz zu vermeiden, oder man bediene sich, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, nur einer ganz leichten. Denn es ist sehr wichtig, daß die Hirnschale härter und dichter werde, dagegen weniger porös und zerbrechlich bleibe. Das Gehirn würde dadurch nicht allein gegen Verwundungen, sondern auch vor Erkältungen, Entzündungen und allen klimatischen Einflüssen besser geschützt sein. Die Kinder müssen daher gewöhnt werden, Tag wie Nacht, Sommer oder Winter eine Kopfbedeckung zu entbehren. Hält man diese aus Gründen der Sauberkeit für notwendig oder, um die Haare in Ordnung zu halten, so lasse man die Kinder nachts eine lose gewebte Mütze tragen, ähnlich wie die baskischen Haarnetze.

Im allgemeinen verwöhnt man die Kinder bereits in den ersten Lebensjahren durch zu warme Kleidung. Sie sollten vielmehr gegen Wärme und Kälte Widerstand leisten. Kälte schadet ihnen selten, wenn man sie frühzeitig derselben aussetzt. Hohe Wärme dagegen fördert durch die geöffneten Poren des Hautgewebes die Ausdünstung und wirkt auf die Organe erschlaffend. Es ist nachgewiesen, daß die Kindersterblichkeit namentlich im August größer ist, als in andern Monaten. Übrigens bestätigt der Vergleich zwischen den Völkern des Nordens und des Südens die Erfahrung, daß große Kälte den Körper mehr als übermäßige Wärme kräftigt.

Je mehr ein Kind wächst und seine Muskeln sich kräftigen, um so mehr muß es daran gewöhnt werden, den Sonnenstrahlen zu trotzen. Durch allmähliche Steigerung der Wärme wird es lernen, selbst tropische Hitze ohne Gefahr zu ertragen.

Locke verordnet den Kindern im Sommer eiskalte Bäder, verbietet ihnen aber den Genuß kalten Wassers, sobald sie erhitzt sind. Ich dagegen will, daß Emil jedes Mal zu trinken erhält, wenn er Durst hat. Man soll ihm reines Wasser ohne jeden Zusatz geben, und ohne es zu wärmen, selbst wenn er schweißtriefend und es mitten im Winter wäre. Nur auf die Beschaffenheit des Wassers ist Rücksicht zu nehmen. Wenn es Flußwasser ist, so gebe man es ihm sofort, wie es aus dem Flusse kommt. Quellwasser muß man dagegen einige Zeit an der Luft stehen lassen, ehe er es trinkt. In

der warmen Jahreszeit nimmt das Flußwasser die Luftwärme an. Anders das Quellwasser, das nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Luft steht. Man muß warten bis es die atmosphärische Wärme erreicht hat. Im Winter ist das letztere weniger gefährlich. Eine Erhitzung indessen ist im Winter, namentlich im Freien, ebenso sehr wie unnatürlich; die kalte Luft beeinflußt die Haut, denn sie zieht die Poren zusammen. Auf diese Weise hindert sie den Austritt der im Innern des Körpers angesammelten feuchten Wärme.

Übrigens verlange ich von meinem Emil, daß er im Winter seine Kräfte in freier Luft und auch auf dem Eise übt. Er darf nach Bedürfnis trinken, solange er sich nur durch Schneeballwerfen erhitzt, denn sobald diese Bewegung nicht unterbrochen wird, ist auch kein Nachteil zu befürchten. Selbst andre körperliche Übungen würden ohne schädliche Folgen bleiben, wenn er Sorge trägt, daß er langsamen Schritts zum Brunnen geht, um sich Wasser zu holen. Die Kälte hat ihn vermutlich abgekühlt, sobald er das Ziel erreicht hat, so daß er seinen Durst ohne Gefahr löschen kann. Die Hauptsorge bleibt, diese Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, ohne daß er sie gewahr wird. Möchte er lieber einige Male krank werden, als seine Gesundheit fortwährend beobachten.

Die außerordentliche Beweglichkeit der Kinder erfordert einen langen Schlaf. Eins dient als Ausgleich des andern. Die Erfahrung lehrt, daß beides ihnen Bedürfnis ist. Die von der Natur für die Ruhe festgesetzte Zeit ist die Nacht. Man hat stets beobachtet, daß der Schlaf ruhiger und tiefer ist, während die Sonne unter dem Horizonte steht. Die durch die Sonnenstrahlen gesättigte Luft vermag nämlich nicht, unsre Sinnesnerven in gleich tiefe Ruhe zu versetzen, wie diejenige der kühlern und dunklern Nacht. Am zuträglichsten wäre daher die Gewohnheit, mit der Sonne aufzustehen und mit ihr schlafen zu gehen. Hieraus ergiebt sich naturgemäß der Schluß, daß in unsern Himmelsstrichen Menschen und Tiere im Winter eines längern Schlafes als im Sommer bedürfen. Das bürgerliche Leben verfließt indeß nicht so einfach und naturgemäß. Es ist im Gegenteil gewaltsamen Störungen und Zufälligkeiten *unterworfen*. Es verlangt daher, daß der Mensch sich nicht so sehr

jene gleichmäßige Lebensordnung gewöhnt, daß sie ihm unentbehrlich würde. Unstreitig sind auch hier bestimmte Lebensregeln zu beobachten. Gegebenenfalls aber, namentlich sobald die Notwendigkeit es erfordert, muß man ihnen auch ohne Gefahr zuwiderhandeln können. Verweichlicht deshalb euren Zögling nicht unbedachtsam durch ununterbrochenen Schlaf. Mag er anfangs der naturgemäßen Ordnung überlassen bleiben, doch vergesse man nicht, daß der Mensch über dem Gesetze steht. Er muß imstande sein, spät zu Bett zu gehen und früh sich zu erheben. Ohne Unbequemlichkeit zu empfinden, muß er plötzlich aufgeweckt werden dürfen oder die Nächte stehend durchschlafen können. Durch langsame Gewöhnung und stufenmäßigen Fortschritt bildet man den Körper durch dieselben Mittel, die ihn zerstören würden, wenn man sie erst bei vollendeter Entwicklung anwenden wollte.

Es ist notwendig, sich von klein auf an ein unbequemes Lager zu gewöhnen. Es ist das beste Mittel, niemals ein Bett schlecht zu finden. Denn man kann behaupten, daß eine zur Gewohnheit gewordene harte Lebensweise die angenehmen Empfindungen vervielfältigt, während umgekehrt Verweichlichung unendlich viele Unannehmlichkeiten bereitet. Weichlich erzogene Menschen finden den nötigen Schlaf nur in Daunenbetten. Leute aber, die gewohnt sind, ihre Lager auf Brettern aufzuschlagen, flieht nie der Schlaf. Ein weiches Lager, in welchem der Körper förmlich in Federn versinkt, erschlafft denselben und löst ihn gleichsam auf. Auch die innern Organe erhitzen sich in solcher warmen Umhüllung. Mancher Krankheitskeim ist auf jene Ursache zurückzuführen, unfehlbar aber eine zarte Natur, die der Herd unzähliger Krankheiten ist. Dasjenige Bett, welches einen erquickenden Schlaf erzeugt, ist unstreitig immer das beste. Ein solches Lager werden Emil und ich uns im Tage herrichten, denn Feldarbeit macht auch ein hartes Lager weich.

Die Erfahrung lehrt, daß es in unsrer Macht liegt, ein gesundes Kind in Schlaf zu bringen und aufzuwecken. Wenn eine Wärterin ihr Pflegekind zu Bett gelegt hat, hört man sie häufig ihm die Worte zurufen: „Schlaf ein!“; denn sein Geplauder langweilt sie.

das richtige Mittel, es zum Einschlafen zu bringen, besteht darin, es selbst zu langweilen. Man muß daher selbst so lange erzählen, bis daß es gezwungen ist, zu schweigen. Sicher schläft es bald ein. Reden ist immer noch besser als Wiegen. Bedient man sich aber dieses Schlafmittels am Abend, so darf man es am Tage nicht anwenden.

Bisweilen werde ich Emil aufwecken; nicht etwa aus Besorgnis, daß er ein Langschläfer wird, sondern weil er sich an alles, auch an plötzliches Aufwachen gewöhnen soll. Übrigens wäre ich schwerlich meinem Berufe gewachsen, könnte ich ihn nicht zwingen, von selbst aufzuwachen und gleichsam nach meinem Belieben auch aufzustehen, ohne daß eine Ermahnung nötig ist. Ist sein Schlaf nicht ausreichend, so stelle ich ihm einen langweiligen Vormittag in Aussicht. Emil wird dann die zum Schlafen notwendige Zeit als einen großen Gewinn betrachten. Schläft er zu viel, so verheiße ich ihm ein Lieblingsvergnügen. Soll er zu einer bestimmten Zeit aufwachen, so verkündige ich ihm: „Morgen um die und die Zeit brechen wir zum Fischfange auf, oder es wird ein Spaziergang nach dem und dem Orte gemacht. Willst Du bei der Partie sein?“ Er sagt ja und bittet geweckt zu werden. Je nach Bedürfnis verspreche ich es. Verschläft er die Zeit, so bin ich schon fort. Es sollte mich wundern, wenn er nicht bald diese Pflicht erfüllen lernte.

Sollte übrigens der seltne Fall eintreten, daß ein träges Kind dazu neigte, ganz in Faulheit zu versinken, so muß man irgend ein Reizmittel anwenden, um es davor zu bewahren. Ich bin überzeugt, daß ein geschickter Erzieher imstande ist, einen bestimmenden Einfluß auf die Neigungen der Kinder auszuüben. Er kann sie selbst zu Begeisterung entflammen, ohne ihrer Eitelkeit zu schmeicheln oder ihren Wetteifer und ihre Eifersucht aufzustacheln. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Nachahmungstrieb genügen. Ihr natürlicher Frohsinn bietet eine sichere Handhabe, auf welche die Lehrer jedoch nie verfallen. Bei allen Spielen, von denen die Kinder überzeugt sind, daß es nur um Spielen handelt, erdulden sie ohne Klagen, ja selbst unter Lachen, was sie sonst nie ohne Weinen ertragen würden. Schläge, Brandwunden und Strapazen jeder Art gel

ugen solcher jungen Wilden für Belustigungen. Das beweist, uch der Schmerz seine Würze hat, welche ihm seine Herbe . Allerdings giebt es nur wenige Lehrer, die solche würz- Speisen zu bereiten verstehen. Vielleicht können auch nicht öglinge sie genießen, ohne das Gesicht zu verziehen. Der h freilich bleibt dennoch den Übeln seines Geschlechts, llerlei Unglücksfällen und Gefahren unterworfen, um endlich :ben. Je mehr man den Menschen mit solchen Vorstellungen ut macht, desto mehr wird man ihn von der lästigen Reizbar- eilen, die zu dem Übel noch die Ungeduld fügt, es zu en. Je mehr er sich an mögliche Leiden gewöhnt, desto mehr en diese, nach Montaigne, den Stachel der Fremdartigkeit und nverwundbarer und abgehärteter wird seine Seele. Da aber orboten des Todes noch nicht der Tod selbst sind, so wird der h ihn auch nicht als Tod empfinden; er wird sozusagen nicht : Er wird leben oder tot sein, ein Mittelding giebt es nicht. eit und Beständigkeit müssen, wie alle andern Tugenden, in ndheit anerzogen werden. Man erzieht aber Kinder nicht zur d, indem man ihnen die Namen derselben lehrt, sondern sie Gefallen daran finden, ohne zu wissen, was es ist.

elchen Weg werden wir in Bezug auf das Sterben bei unsern igen hinsichtlich der Blattergefahr beobachten? Sollen die i im frühsten Lebensalter eingeimpft werden, oder soll man e Selbsthilfe der Natur bauen? Nach der heutigen Auffassung das Impfen diejenige Lebensstufe vor Gefahren, auf welcher eben den höchsten Wert besitzt, wenn auch auf Kosten der stufe, auf welcher dasselbe geringer geschätzt wird, wenn über- eine gut vorgenommene Impfung noch Gefahr genannt werden Die andre Anschauung, die Natur vorsorglich allein walten sen, entspricht mehr unsern pädagogischen Grundsätzen. Denn atur entzieht sich ihrer Aufgabe, sobald der Mensch sich ein- Der Naturmensch ist stets gerüstet. Überlassen wir daher leisterin Natur auch das Impfen.

lan schließe aus obigen Ansichten nicht, daß ich ein Gegner mpfens bin. Nur passen die für meinen Zögling geltenden

Gründe nicht für den eurigen, denn die heutige Erziehung bietet keine Schutzwehr für die Kinder, wenn sie von den Blattern befallen werden. Überlaßt ihr es dem Zufall, ob die Krankheit bei ihnen zum Ausbruch kommt, so ist es wahrscheinlich, daß sie sterben. Man hat beobachtet, daß man in verschiedenen Ländern um so mehr sich der Impfung widersetzt, je notwendiger sie ist. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Für meinen Emil kommt diese Frage nicht in Betracht. Werden ihm die Blattern eingeimpft, so haben wir den Vorteil, die Krankheit vorherzusehen und zu erkennen. Bekommt er die natürlichen Blattern, so hat man ihn vor dem Arzte bewahrt, und dieser Umstand ist noch wichtiger.

Jede Erziehung, welche die gewöhnlichen Bildungsmittel verwirft und dahin strebt, diejenigen, welche durch dieselben gebildet wurden, von andern Volksklassen abzusondern, zieht immer einen kostspieligern Unterricht dem allgemein üblichen und darum nützlichern vor. Sorgfältig erzogene junge Leute machen teuer bezahlte Reitstudien, während selten einer von ihnen das Schwimmen erlernt. Dieses verursacht keine Ausgaben. Jeder Handwerker versteht es ebenso gut wie andre. Wenn auch jeder Reisende einmal ein Pferd besteigt, ohne Reiten gelernt zu haben, so ist es doch unmöglich, zu schwimmen, ohne diese Kunst geübt zu haben. Emil wird im Wasser ebenso in seinem Elemente sein wie auf dem Lande. Ich möchte sogar, daß er in jedem Elemente sich heimisch fühlte, und würde ihn zu einem Adler oder Salamander machen, könnte er fliegen lernen oder im Feuer unverwundbar bleiben.

Man fürchtet, ein Kind könnte während des Schwimmens ertrinken. Mag es nun beim Lernen ertrinken, oder weil es diese Kunst nicht versteht, so wird die Schuld immer auf seiten des Erziehers liegen. Nur Eitelkeit erzeugt Tollkühnheit. Wird man von niemand beobachtet, so ist man nicht verwegen. Emil würde sich dieser Untugend nicht schuldig machen, selbst wenn die ganze Welt ihm zuschaute. Da nun Übung und Gefahr nicht notwendig zusammengehören, so würde er auch in einem Kanal des väterlichen Parkes die Übung erlangen, die nötig ist, um den Hellespont zu durch*schwimmen*. Erst wenn man mit Gefahren vertraut ist, kann man

hnen furchtlos gegenübertreten. Mein Augenmerk wird deshalb tets darauf gerichtet sein, jede Gefahr nach den Kräften Emils zu emessen und dieselbe immer mit ihm zu teilen. Eine Unvorsichtigkeit ist nicht zu fürchten, denn ich werde für die Erhaltung seines Lebens dieselbe Sorge tragen, wie für das meinige.

Ein Kind ist kleiner als ein Erwachsener. Es fehlt ihm sowohl dessen körperliche, wie dessen geistige Kraft. Dagegen ist sein Gesicht vie sein Gehör fast ebenso gut entwickelt. Auch besitzt es einen ebenso feinen Geschmack, obgleich es mit demselben noch keine so feinen sinnlichen Wahrnehmungen verbindet. Die ersten Fähigkeiten, welche in dem Menschen ausgebildet und entwickelt werden, sind die Sinne. Sie bedürfen zunächst besondrer Beachtung und Pflege, und grade die Ausbildung und Pflege dieser Kräfte vergißt und vernachlässigt man aufs äußerste. Die Sinne üben heißt nicht nur, sich derselben bedienen; es heißt: durch dieselben urteilen und wahrnehmen lernen. Ehe wir den Gebrauch dieser Fähigkeiten erlernt haben, verstehen wir weder zu tasten noch zu sehen oder zu hören.

Es giebt rein natürliche und mechanische Übungen, welche wohl zur Kräftigung des Körpers dienen, auf die Bildung des Urteils aber ohne Einfluß sind. Schwimmen, Laufen, Springen, einen Kreisel peitschen, Steine werfen haben bedeutenden Nutzen. Besitzen wir aber nur Arme und Beine und nicht auch Augen und Ohren? Oder sind diese Organe zum richtigen Gebrauch unsrer Glieder überflüssig? Darum übe man auch die Sinne, welche die Körperkräfte in Thätigkeit setzen. Aus jedem Sinne heißt es den größtmöglichsten Vorteil zu ziehen, um dann die Richtigkeit des einen Eindrucks durch den andern zu prüfen. Meßt, zählt, wiegt, vergleicht! Wendet die Kraft erst an, nachdem die Widerstandsfähigkeit der Dinge abgeschätzt ist! Bei jeder Thätigkeit beurteilt man erst die Wirkung der Mittel, ehe man diese selbst anwendet. Haltet euren Zögling deshalb an, nur wirklich notwendige und für seine Kräfte ausreichende Anstrengungen zu machen. Wird er auf diese Weise gewöhnt, die Wirkung seiner Bewegungen vorauszusehen und dann seine Fehler durch die erworbene Erfahrung zu berich-

gen, so leuchtet es ein, daß die Urteilskraft mit der Thatkraft
nächst.

Gesetzt, es handelt sich darum, eine Masse fortzubewegen. Benutzt das Kind einen zu langen Hebel, so bedarf es eines zu starken Aufwandes an Kraft. Bedient es sich einer zu kurzen Stange, so wird ihm die nötige Kraft fehlen. Erst die Erfahrung lehrt es, ein brauchbares Werkzeug auszuwählen. Diese Einsicht geht nicht über das Verständnis seines Alters hinaus. Soll der Zögling eine seinen Kräften angemessene Last forttragen, so muß er ihr Gewicht mit den Augen abschätzen, wenn er nicht versuchen will, sie erst aufzuheben. Versteht er erst Massen von gleichem Stoffe, aber verschiedner Größe zu unterscheiden, so wähle er zwischen Massen gleichen Umfangs und ungleichartigem Stoffe. In kurzem gelangt er zu einer Abschätzung ihres Eigengewichts.

Wir besitzen keine unbeschränkte Herrschaft im Gebrauch unsrer Sinne. Besonders das Gefühl befindet sich im Zustande des Wachens in ununterbrochner Thätigkeit. Wie eine beständige Wache ist es über die ganze Oberfläche des Körpers verbreitet, um uns von allem was denselben verletzen kann, zu benachrichtigen. Derselbe Sinn gewährt uns wohl oder übel durch seine ununterbrochene Wirksamkeit auch die frühste Erfahrung. Er bedarf keiner besondern Pflege Indessen hat man beobachtet, daß Blinde, welche die Leitung des Auges entbehren, einen viel sicherern und feinern Tastsinn besitzen als wir. Sie sind daher gezwungen, alle Schlüsse, welche wir mittelst Hilfe des Gefühls machen, nur vermittelst des Tastsinnes auszuführen. Es entsteht daher die Frage, weshalb man nicht auch umgekehrt, wie die Blinden im Dunkeln zu gehen und Gegenstände, die wir erreichen können, auch im Finstern zu erkennen, sowie Gegenstände unsrer Umgebung richtig abzuschätzen: kurz, nachts und ohne Licht alles das zu thun, was Blinde ohne Augenlicht am Tage ausüben. Solange die Sonne scheint, sind wir ihnen gegenüber im Vorteil. Im Finstern dagegen sind die Blinden unsre Führer. Fast unser halbes Leben sind wir blind, mit dem einzigen Unterschiede, daß wirklich Blinde immer den richtigen Weg finden des Nachts nicht einen Schritt zu thun wagen.

Wenn man nachts in einem Gebäude eingeschlossen ist, so klatsche man in die Hände. Aus dem Wiederhall läßt sich auf den größern oder geringern Umfang des Raumes schließen. Es läßt sich auch berechnen, ob man mehr nach einer Ecke oder nach der Mitte des Raumes steht. Einen halben Fuß etwa von der Wand entfernt verursacht die Luft, welche uns nicht unmittelbar umgiebt, aber stärker zurückgeworfen wird, eine andre Empfindung im Gesicht. Bleibt man an demselben Platze und macht allmählich eine Wendung nach allen Seiten, so wird eine etwa vorhandene offene Thür sich durch einen leichten Luftstrom bemerklich machen. Diese und ähnliche Beobachtungen lassen sich auch des Nachts mit Erfolg anstellen. Ungeachtet aller Aufmerksamkeit am Tage können wir denselben nicht die nötige Sorgfalt zuwenden, da uns das Auge bald unterstützt, bald davon abzieht.

Und bei diesen Versuchen waren weder Hände noch Stöcke in Thätigkeit. Welche Kenntnisse, die dem Gesichtssinne entspringen, kann man durch das Gefühl erwerben, ohne selbst etwas zu betasten!

Daher rate ich, viele Spiele zur Nachtzeit anzustellen. Sie sind wichtiger, als man annimmt. Die Nacht schreckt Menschen und manchmal auch Tiere. Weder Vernunft noch Erkenntnis, weder Verstand noch Mut befreien von dieser Schwäche. Ich habe Denker und Freigeister, Philosophen und Soldaten nachts beim Rauschen eines Baumblattes wie Frauen zittern sehen. Am Tage waren sie vollkommen furchtlos. Man führt diese Erscheinung irrtümlich auf die Ammenmärchen zurück. Aber sie liegt vielmehr in der Sache an sich. Es ist dieselbe Ursache, welche taube Leute mißtrauisch und die ungebildeteren Stände abergläubisch macht, nämlich die Unbekanntschaft mit den Dingen und Vorgängen unsrer Umgebung. Für gewöhnlich nehme ich die Gegenstände schon aus der Entfernung wahr. Ihre Wirkung ist im voraus zu berechnen. Ist es nun nicht erklärlich, daß ich mir tausend Wesen, tausend Bewegungen vorstelle, die mir schaden können und denen gegenüber ich wehrlos bin, sobald von der Umgebung nichts mehr zu unterscheiden ist? Ich mag noch so fest überzeugt sein, daß ich am gegenwärtigen

Orte vollkommen sicher bin, so weiß ich mich doch erst ganz sicher, wenn mein Gesicht es mir bestätigt. Es bleibt also immer eine Veranlassung zur Furcht, die am hellen Tage fehlte.

Es ist bekannt, daß ein fremder Körper auf den meinigen nicht einwirken kann, ohne sich vorher durch ein Geräusch anzukündigen. Wie wachsam ist deshalb mein Ohr! Das geringste Geräusch, dessen Ursache mir unerklärlich ist, läßt mich, in der Sorge für meine Erhaltung, alles mögliche ahnen, das zur Vorsicht nötigt und folglich am meisten geeignet ist, mich zu erschrecken. Selbst wenn ich gar nichts vernehme, bin ich unruhig; auch ohne Geräusch kann man mich überraschen. Ich muß mir die Dinge zurückrufen, wie sie waren oder vielleicht noch sein können. Ich muß wahrzunehmen versuchen, was ich nicht sehe. Auf diese Weise bin ich gezwungen, meiner Einbildungskraft freien Lauf zu lassen. Bald läßt sie sich nicht mehr zügeln, und alles, was ich zu meiner Beruhigung gethan habe, dient nur dazu, mich stärker aufzuregen. Die Vernunft gibt mir dazu wohl die Mittel an, aber der stärkere Naturtrieb redet in ganz andrer Weise.

Hat man aber die Ursachen eines Übels erkannt, so ist auch das Heilmittel dafür gefunden.

Wollt ihr jemandem von der Furcht vor der Finsternis heilen, so haltet ihm keine Vernunftgründe vor. Führt ihn häufig ins Dunkle, und dann werdet ihr euch überzeugen, daß alle Beweisgründe der Philosophie ohnmächtig sind gegen die Macht der Gewohnheit.

Hieraus ergiebt sich ein neuer Vorteil für unsre nächtlichen Spiele. Damit sie gelingen, muß Frohsinn vorherrschen. Nichts ist unbehaglicher als Dunkelheit. Sperrt deshalb Kinder niemals in einen gefängnisartigen Raum. Sie müssen lachend in das Dunkle eintreten und lachend zurückkehren, und der Gedanke an ein eben genossenes Vergnügen und an die zu erwartende Belustigung muß die phantastischen Vorstellungen verscheuchen, die sie vielleicht heimsuchen möchten.

Folgendes Beispiel, ein Ereignis aus meiner Knabenzeit, diene *als Warnung.* Man hatte mich in Gesellschaft eines ältern Vetters

auf das Land in Pension zu einem reformierten Geistlichen gegeben. Mein großer Vetter Bernhard, der besonders im Dunkeln furchtsam und feige war, hatte unter meinen Neckereien soviel zu leiden, daß der Pfarrer beschloß, mich von meiner Selbstüberhebung zu heilen. Eines Abends gab er mir den Kirchenschlüssel und befahl, die auf der Kanzel liegende Bibel zu holen. Einige Worte, die mich bei der Ehre faßten, machten es mir unmöglich, mich diesem Befehle zu entziehen. Ohne Licht überschritt ich den Friedhof, denn im Freien war ich auch nachts furchtlos. Beim Öffnen der Thüre vernahm ich einen Widerhall von dem Gewölbe, der einer Stimme glich. Meine Festigkeit war schon bedenklich erschüttert; trotzdem trat ich ein, zögerte aber schon nach einigen Schritten. In der Dunkelheit des weiten Raumes sträubten sich meine Haare, und zitternd lief ich wieder hinaus. Erst die Liebkosungen Sultans, des kleinen Hofhundes, beruhigten mich. Beschämt kehre ich zurück und trete in die Kirche. Die Furcht aber ergreift mich von neuem, so daß ich den Kopf vollends verliere und weder Kanzel noch Thür finden kann. Als ich endlich den Ausgang gewinne und am Pfarrhause bin, höre ich Herrn Lambercier in lautes Lachen ausbrechen, das anscheinend mir gilt, und vernehme, daß man der Magd den Auftrag giebt, mich in Begleitung meines Vetters abzuholen. Alle Furcht ist in diesem Augenblicke verschwunden. Laufend, ja fliegend erreiche ich die Kirche wieder. Ohne umherzutappen finde ich die Kanzel, nehme die Bibel und verlasse die Kirche, die ich nur vergaß, abzuschließen. Zwar etwas verstört, aber doch freudig bewegt trete ich in das Zimmer und lege die Bibel auf den Tisch, froh, der Hilfe zuvorgekommen zu sein, die man mir leisten wollte.

Soll das hier mitgeteilte Ereignis als ein nachahmenswertes Vorbild oder als Beispiel der Fröhlichkeit für die vorgeschlagenen Spiele dienen? Keineswegs! Die Erzählung sollte nur beweisen, daß es keine geeignetere Beruhigung für Leute giebt, welche sich in dem Dunkel der Nacht fürchten, als ruhiges Geplauder und Gelächter einer im Nebenzimmer versammelten Gesellschaft. Anstatt sich mit seinem Zögling allein zu unterhalten, sollte man abends eine muntere Gesellschaft Kinder versammeln. Bei solcher Gelegen-

heit schicke man einmal mehrere zugleich in einen angrenzenden Raum; niemals wage man es, ein Kind allein hinauszuschicken, ehe man sich von seiner Furchtlosigkeit überzeugt hat. Vorausgesetzt, daß die Anordnung geschickt ist, läßt sich kein vergnügteres Spiel denken. Vermittelst verschiedner Möbel würde ich in einer großen Halle eine Art Irrgarten herstellen. In den schwer aufzufindenden Windungen würde sich unter acht bis zehn Schachteln eine mit Süßigkeiten gefüllte befinden. Kurz und bündig, aber bestimmt wird die Stelle bezeichnet, an welcher die echte Bonbonschachtel steht. Nachdem das Los gezogen ist, wird einer der kleinen Bewerber nach dem andern hinausgeschickt, bis der bezeichnete Gegenstand gefunden ist. Dies Verfahren würde ich nach dem Grade ihrer Geschicklichkeit entsprechend erschweren.

Welche Überlegenheit muß ein in dieser Art erzogner Mensch andern gegenüber besitzen. Seine Füße sind geübt, im Dunkeln fest und sicher aufzutreten. Die Hände hat er gewöhnt, sich tastend zwischen den Gegenständen seiner Umgebung zurecht zu finden und ihn ohne Mühe in dichter Finsternis zu führen. Handelt es sich um ein kriegerisches Unternehmen, so wird ihn jede Stunde bereit finden, ob er allein oder bei seiner Truppe ist. Er würde, ohne sich zu verirren, das Feldlager Sauls durchschreiten und in dessen Zelt dringen, um, ohne jemanden aufzuwecken, sich ebenso unbemerkt wieder zu entfernen.

Es giebt Leute, welche ihren Kindern durch Überlisten die Furcht vor der Dunkelheit abgewöhnen möchten. Dies Verfahren ist verwerflich. Es erzeugt die entgegengesetzte Wirkung, weil es die Kinder noch furchtsamer macht. Weder Vernunft noch Gewohnheit verscheuchen die Vorstellung von einer möglichen Gefahr, deren Umfang und Art sich der Beurteilung entziehen; auch können sie die Sorge vor einer oft erfahrenen Überlistung nicht bannen. Wie also können wir unsern Zögling vor ähnlichen Zufälligkeiten bewahren? Das beste Auskunftsmittel scheint mir, ihm zu sagen: „Du befindest dich dann im Falle gerechter Notwehr. Ob dein Widersacher dir Übles zufügen oder dich nur erschrecken will, läßt sich nicht beurteilen. Da er dir überlegen ist, so bietet selbst die Flucht keine

Rettung. Greif deshalb jeden an, der dich des Nachts anfällt, gleichviel ob er ein Mensch oder ein Tier ist. Gieb ihn nicht frei, ehe du über seine Person im klaren bist. Vermutlich wirst du bald Aufschluß erhalten, wie grundlos deine Furcht war."

Obgleich der Tastsinn unter allen Sinnen am meisten geübt wird, bleiben, wie erwähnt, seine Urteile mehr als die jeden andern Sinns unvollkommen und oberflächlich, weil man sich desselben fortgesetzt mit Hilfe des Gesichtssinns bedient. Da nun das Auge den Gegenstand stets schneller wahrnimmt, als die Hand ihn erreichen kann, so urteilt der Verstand immer ohne ihre Vermittlung. Die Urteile des Tastsinns dagegen sind um so viel sicherer, als sie beschränkter sind. Sie erstrecken sich nur auf das, was unsre Hände erreichen können, und berichtigen dadurch die voreiligen Schlüsse der andern Sinne, die ihr Augenmerk fernhin auf kaum wahrnehmbare Gegenstände richten. Alles, was der Tastsinn wahrnimmt, wird auch richtig wahrgenommen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß sich die Muskelkraft ganz beliebig mit der Nerventhätigkeit verbinden läßt. Durch eine gleichzeitige Sinneswahrnehmung vereinigen wir auf diese Weise mit der Beurteilung der Temperatur, der Größe und Gestalt auch die Beurteilung der Schwere und der Dichtigkeit. Aus diesem Grunde klärt uns unter allen Sinnen der Tastsinn am besten über die Reizungen und Einwirkungen fremder Körper auf den unsrigen auf. Er ist derjenige Sinn, der am häufigsten gebraucht wird und uns unmittelbar den nötigen Aufschluß für unsre Selbsterhaltung giebt.

Wenn nun der ausgebildete Tastsinn das Auge ersetzt, so fragt sich, warum derselbe nicht bis zu einem gewissen Grade auch das Gehör ergänzen könnte, da doch Töne in klingenden Körpern Schwingungen erzeugen, die durch die Tastempfindung wahrgenommen werden. Wenn die Hand nun den Rumpf eines Cellos berührt, so kann man ohne Hilfe der Augen und Ohren allein an dem Erzittern des Holzes die Höhe und Tiefe des erzeugten Tones erkennen, auch ob derselbe durch die Quinte oder Baßsaite angestimmt wird. Werden nun die Sinne geübt, diese Merkmale zu unterscheiden, so können dieselben ohne Zweifel bis zu einer solchen

Feinheit ausgebildet werden, daß man schließlich eine Melodie nur durch die Berührung der Finger vernimmt. Sollte sich diese Annahme bestätigen, so könnte man sich mit tauben Menschen leicht durch musikalische Töne verständigen. Da Töne und Zeitmaß ebenso regelmäßigen Zusammensetzungen unterworfen sind wie der Laut und die Aussprache, so können sie auch als Elemente der Sprache betrachtet werden.

Unter den Verrichtungen, welche die Tastempfindung beeinflussen, wirken einige abstumpfend, andre schärfend und bis zur Empfindsamkeit verfeinernd. Die erstern verbinden mit dem fortwährenden Drucke harter Körper bedeutenden Aufwand an Kraft und Bewegung. Sie verhärten die Haut, erzeugen Schwielen und töten ihre ursprünglich feine Empfindung. Die andern verändern durch wiederholte und leichte Reize dasselbe Empfindungsvermögen. Der Verstand wird durch die gleichmäßig wiederkehrenden Reize aufmerksam und erwirbt die Fähigkeit, auch ihre feinsten Abstufungen zu beurteilen. Dieser Unterschied wird besonders bemerkbar beim Spielen der musikalischen Instrumente. Der zähe und quetschende Griff auf den Saiten des Cello, des Kontrabasses und selbst der Violine macht zwar die Finger geschmeidig, verhärtet aber die Spitzen derselben. Der leisere und geschmeidigere Anschlag der Klaviertasten macht die Finger auch beweglich und erzeugt gleichzeitig ein feineres Empfindungsvermögen. Aus diesem Grunde verdient das Klavierspiel den Vorzug.

Es ist notwendig, daß die Haut gegen die Einflüsse der Luft abgehärtet wird und den Schwankungen der Temperatur Widerstand leistet; denn sie schützt den übrigen Körper. Dessenungeachtet möchte ich die Hand nicht zu einer sich gleichmäßig wiederholenden und harten Arbeit erniedrigen, welche sie schwielig macht und die Haut fast verknöchert. Infolgedessen würde dieses Organ sein fast ausgesucht feines Empfindungsvermögen einbüßen, das uns allein über die Beschaffenheit der berührten Körper aufklärt. Je nach der Art dieser Körper kann ihre Berührung namentlich in der Dunkelheit verschiedenartige Schauer erzeugen.

Die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Fußsohlen ist nicht nur unnütz, sondern in vielen Fällen sogar schädlich. Warum soll nun mein Zögling statt seiner eignen Haut sich beständig des Rindsleders unter seinen Sohlen bedienen. Im Hause, auf der Treppe darf Emil des Morgens in jeder Jahreszeit barfuß umherlaufen. Statt darüber zu schelten, folge ich seinem Beispiele. Doch wird man Vorkehrungen treffen und Glasscherben aus dem Wege räumen. Alle Gangarten, welche dem Körper zuträglich sind, müssen geübt werden. Jede Stellung, durch welche er sich eine leichte und sichere Haltung aneignen kann, muß erlernt werden. Er muß die Fähigkeit erwerben, nicht nur weite, sondern auch hohe Sprünge auszuführen und auf Bäume zu klettern und über Mauern zu steigen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Alle Bewegungen des Körpers und der Arme müssen nach den Gesetzen der Schwerkraft geregelt sein, ehe er die Lehre vom Gleichgewicht kennen lernt. Nur aus der Art, *wie* sein Fuß auftritt, wie sein Körper auf den Beinen ruht, soll er beurteilen, ob seine Haltung gut oder schlecht ist. Eine sichere Haltung ist stets anmutig. Eine feste Stellung macht den Eindruck der Vornehmheit.

Anstatt meinen Zögling mit Sprüngen zu beschäftigen, werde ich ihn an den Fuß eines Felsens führen. Hier zeige ich ihm, welche Stellung der Körper annehmen muß, wie er hier die Hand, dort den Fuß gebrauchen muß, um schroffe und steinige Pfade zu erklimmen, und welche Bewegungen nötig sind, um beim Auf- und Abstieg sich von Fels zu Fels zu schwingen.

Wie die nächste Umgebung des Menschen der Mittelpunkt für die Wirksamkeit des Tastsinns ist, so erstreckt sich die Thätigkeit des Gesichtssinns über dieselbe hinaus. Aus diesem Grunde werden die Aussagen desselben so oft trügerisch. Mit *einem* Blick umfaßt der Mensch die Hälfte seines Gesichtskreises. Muß nicht die Vielheit gleichzeitiger Sinneswahrnehmungen und die Urteile, die dadurch hervorgerufen werden, Irrtümer veranlassen? Sicher! Das Gesicht ist unter allen Sinnen am unzuverlässigsten, denn es ist in die Ferne gerichtet und eilt der Thätigkeit der andern Sinne voraus. Seine Wirksamkeit ist zu ausgedehnt, seine Aussagen sind zu schnell, um

rch die andern Sinne berichtigt zu werden. Ja, selbst perspektivische äuschungen sind notwendig, um den Raum beurteilen und seine eile vergleichen zu können. Ohne Augentäuschungen könnten wir ichts in der Ferne erkennen. Ohne die Abstufungen der Größe, ohne die Grade der Helligkeit könnten wir keine Entfernungen beurteilen. Ja, sie wären für uns nicht vorhanden. Wenn von zwei gleich hohen Bäumen uns der, welcher ungefähr zweihundert Schritt von uns entfernt ist, ebenso deutlich erschiene, wie ein Baum in zehn Fuß Entfernung, so würden wir beide nebeneinander versetzen. Nähmen wir alle Ausdehnungen der Gegenstände in ihrer wirklichen Größe wahr, so wäre eine Gestaltung des Raumes für uns unmöglich, da jeder Gegenstand unmittelbar vor unserm Auge stehen würde.

Um Größe und Entfernung der Gegenstände zu messen, besitzt der Gesichtssinn nur ein Maß, nämlich die Öffnung des Gesichtswinkels. Diese Öffnung ist nur die einfache Wirkung zusammengesetzter Ursachen, und die dadurch hervorgerufene Erkenntnis läßt entweder jede Einzelursache unbestimmt erscheinen, oder sie wird fehlerhaft. Denn wie kann man durch einfaches Betrachten eines Dinges unterscheiden, ob der Winkel, unter welchem uns ein Gegenstand kleiner als der andere vorkommt, nur dadurch entsteht, daß er in Gegenstand an sich klein ist, oder weil er weiter entfernt ist?

Man muß daher ein entgegengesetztes Verfahren einschlagen. Anstatt die Sinneswahrnehmung zu vereinfachen, muß sie verstärkt und durch andere Eindrücke berichtigt werden. Das Organ des Gesichtssinns muß sich dem Organ des Tastsinns unterordnen und die Unbesonnenheit des einen durch den gleichmäßigen, wenn auch schwerfälligern Gang des andern gezügelt werden. Da wir nun dieses Verfahren nicht anwenden, so sind unsre Messungen durch das Augenmaß sehr trügerisch. Es fehlt ihnen die Genauigkeit, um Höhen und Tiefen, Länge und Entfernung zu beurteilen.

Sobald es sich darum handelt, den Körper auf zwanglose Weise in Thätigkeit zu setzen, erlangt man alles von den Kindern. Es giebt hunderterlei Mittel, um sie zu Messungen und Abschätzungen von Entfernungen anzuspornen. Jeder Kirschbaum dient diesem Zwecke,

enn es fragt sich: Wie sollen wir am leichtesten die Kirschen pflücken? Entspricht vielleicht die Leiter in der Scheune der Höhe des Baumes? Oder: hier fließt ein breiter Bach; wie gelangen wir hinüber? Sollte ins der Bretter auf dem Hofe etwa beide Ufer verbinden? Eines Tages haben wir großen Hunger. Da liegen zwei Dörfer. Welches wird wohl am schnellsten zu erreichen sein, um unser Mittagessen ort einzunehmeu? —

Einst stellte man mir die Aufgabe, ein schlaffes und faules Kind m Laufen zu üben, welches weder zu dieser noch zu einer andern örperbewegung Neigung hatte, obgleich es für die militärische Laufahn bestimmt war. Wie sollte ich nun ohne viele Worte die Lust um Laufen bei ihm wecken? Folgendes Verfahren führte zum Ziele. Auf unsern nachmittäglichen Spaziergängen reizte ich seinen Appetit uf seine Lieblingskuchen, von denen ich zwei zwischen uns teilte. Den dritten, den ich nach einigen Tagen zu mir gesteckt hatte, bestimmte ich als Preis für einen Wettlauf zwischen zwei kleiuen Knaben, die uns regelmäßig begegneten. Der Sieger erbeutete den Kuchen und verzehrte ihn ohne Gnade vor den Augen des Besiegten nd meines Zöglings. Anfangs bewies sich meine Methode als irkungslos. Als er aber andre regelmäßig den Kuchen verzehren ch, dessen Genuß nicht zu verachten war, stellte er heimlich Übungen n, bis er genügende Sicherheit erlangte, um auch auf der abgeckten Bahn das Ziel erreichen zu können. Bald fand er an dieser bung soviel Geschmack, daß er, ohne besondere Vergünstigung meinerits, meine Straßenjungen auf der längsten Bahn mit größter icherheit besiegte. Ein anderer, unvorhergesehener Vorteil war das eite Ergebnis meines Verfahrens. Solange der Preis für ihn selten ar, verzehrte er den Kuchen selbst. Als er an den Sieg gewöhnt ar, teilte er den Preis großmütig mit den Besiegten. Diese Bachtung eines sittlichen Triebes wurde mir sehr wichtig. Sie behrte mich über die wahren Ursachen der Großmut.

Es bedarf langer Zeit, um deutlich und richtig sehen zu lernen; enn von keinem der verschiedenen Sinne lassen sich die Urteile des Verstandes weniger trennen als von dem des Gesichts. Erst der Vergleich der Gesichtsvorstellung mit der Tastvorstellung gewöhnt

das Gesicht, uns einen getreuen Bericht über Gestalt und Entfernung zu geben. Ohne das Tasten, ohne eine fortschreitende Bewegung also, könnten uns auch die schärfsten Augen der Welt keine Vorstellung des Raumes verschaffen. Erst durch Gehen, Betasten, Zählen und Messen der Raumverhältnisse lernt man dieselben auch mit dem Auge beurteilen. Ungeachtet alles Messens würde der Gesichtssinn doch keine Sicherheit erhalten, wenn man sich nur auf das Instrument stützte. Ein Kind darf daher nicht unvermittelt vom Messen zum Abschätzen einer Raumausdehnung übergehen. Ist das Ganze nicht mit einem Blicke zu beurteilen, so vergleiche es erst die einzelnen Teile und ersetze dann diese Teilstücke durch solche, die sich aus der Abschätzung ergeben. Doch ist es vorzuziehen, daß diese ersten Berechnungen immer durch wirkliche Messungen ersetzt werden, damit etwaige Irrtümer verbessert und Augentäuschungen vermieden werden.

Es giebt natürliche Maße, die allgemein gültig sind: der Schritt eines Mannes, die Spannweite seiner Arme, seine Größe. Wenn ein Kind die Höhe eines Stockwerkes abschätzen soll, so kann ihm der Erzieher als Grundmaß dienen. Die Höhe eines Glockenturms kann nach einem benachbarten Hause berechnet werden. Will es die Meilenzahl eines Weges wissen, so überschlage es die Anzahl der Stunden, die der Marsch erforderte. Immer aber handle der Zögling selbständig, ohne Hilfe des Lehrers.

Umfang und Größe der Körper sind nicht zu beurteilen, wenn man nicht zugleich ihre Gestalt kennt und sie nachzubilden versteht. Im Grunde beruhen diese Nachbildungen nur auf den Gesetzen der Perspektive. Raumverhältnisse aber lassen sich nicht nach dem Augenschein, sondern nur auf Grund dieser Gesetze abschätzen. Die Kinder folgen alle dem Nachahmungstrieb, und versuchen deshalb auch zu zeichnen. Auch mein Zögling soll diese Kunst pflegen, weniger um ihrer selbst willen als um einen sichern Blick und eine gewandte Hand zu bekommen. Ob er diese oder jene Fertigkeit besitzt, ist zuletzt unwesentlich, wenn er nur einen scharfen Blick und gute Haltung durch diese Übung erlangt. Mein Zögling wird daher keinen Zeichenlehrer erhalten. Nur die Natur selbst soll ihn unterrichten, und ich

ſtatte ihm nur natürliche Gegenſtände zur Nachahmung. Er ſoll s Original, nicht aber das Papier, auf welchem der Gegenſtand rgeſtellt iſt, vor Augen haben. Er kann das Haus nach dem auſe, den Baum nach dem Baume, den Menſchen nach dem enſchen zeichnen, damit er ſich gewöhnt, die Gegenſtände und re äußern Formen zu beobachten und nicht falſche oder herkömmhe Nachbildungen für eine richtige Darſtellung anzuſehen. Auch ihm nicht geſtattet, eine Zeichnung, ohne den wirklichen Gegenand vor Augen zu haben, nur aus dem Gedächtnis zu entwerfen, e nicht durch wiederholte Beobachtung die genauen Umriſſe derlben ſich in ſeinem Vorſtellungsvermögen befeſtigt haben.

Durch dieſe Methode werden ſeine Verſuche lange Zeit Pfuſcherei eiben, ohne daß er irgend etwas Erkennbares leiſtet. Sehr ſpät erſt ird er die Feinheit der äußern Linien und die leichte Pinſelführung es Malers erwerben und vielleicht niemals maleriſche Wirkungen nd künſtleriſche Feinheit einer Zeichnung beurteilen lernen. Aber r erlangt einen ſichern Blick und eine feſte Hand. Er wird ſich ine Kenntnis der wirklichen Größenverhältniſſe der Tiere, Pflanzen nd andrer Naturkörper aneignen, ſowie die richtige Benutzung der erſpektive erlernen. Ausgangspunkt und Ziel meiner Methode iſt ıher nicht Nachahmung, ſondern eine ſichere Kenntnis der Gegenände.

Indeſſen ſoll mein Zögling an dieſer, wie an jeder andern bung nicht nur Vergnügen finden. Ich will ſie ihm noch angehmer machen dadurch, daß ich an ſeiner Arbeit Anteil nehme. ch werde aber den Zeichenſtift nach ſeiner Weiſe und mit gleicher ngeſchicklichkeit handhaben. Zuerſt beginne ich einen Mann zu ichnen, wie er von unberufenen Händen wohl auf Mauern und Bänden dargeſtellt wird: einen Strich für jedes Bein, einen Strich ir jeden Arm, die Finger dicker als der Arm. Erſt lange nachher ällt uns das Mißverhältnis zwiſchen der Stärke und Länge der Glieder auf und wir bemerken, daß dieſe ſich nach dem Verhältnis er Körperlänge richten müſſen. Bei dieſem Fortſchreiten werde ich n meinen Leiſtungen mit ihm Schritt halten oder ihn nur ſoweit

übertreffen, daß er mich leicht überholt. Bald greifen wir zu Pinsel und Farbe und versuchen, Licht und Schatten der Gegenstände und ihre Färbung, sowie ihre äußere Erscheinung und Form wiederzugeben. Solche Versuche sind ohne Zweifel Pfuscherarbeit; aber sie sind getreue Nachbildungen der Natur und unter den Augen dieser Meisterin ausgeführt.

Unsrer Wohnung fehlte jede Zierde. Jetzt ist ein Schmuck gefunden, denn ich werde unsre Zeichnungen mit einem Glase darüber einrahmen lassen, damit man sie nicht mehr berührt, denn jeder hat ein Interesse, sein Werk zu erhalten. In einer bestimmten Ordnung werden sie an den Wänden aufgehängt. Jede Zeichnung ist zwanzig- bis dreißigmal von neuem gemacht; jede einzelne zeigt die Fortschritte des Zeichners, von dem Augenblicke an, wo das Haus nur ein unförmliches Viereck war, bis zu dem Punkte, wo seine Vorder- und Seitenansicht, seine Größenverhältnisse und seine Beleuchtung naturgetreu hervortreten. Diese Stufenfolge führt uns immer neue Bilder vor, die für uns anregend sind und unsern Wetteifer steigern. Die ersten ungeschickten Zeichnungen werden mit glänzend vergoldeten Rahmen verziert. Sie fallen dadurch mehr ins Auge. Ist aber die Nachbildung genauer und die Zeichnung wirklich gelungen, so erhält sie nur einen einfachen schwarzen Rahmen. Ihr höchster Schmuck besteht in ihrem eignen Werte. Deshalb strebt jeder von uns nach der Ehre des einfachen Rahmens.

Ich habe behauptet, daß die Geometrie sich nicht für das Verständnis der Kinder eignet. Das ist unsre Schuld. Wir berücksichtigen nicht, daß diese nur ein andres Verfahren einschlagen. Was bei uns aus der Fertigkeit logischen Denkens hervorgeht, wird von den Kindern durch die Kunst deutlichen Sehens erworben. Anstatt sie nun nach unsrer Methode zu unterrichten, sollen wir richtiger nach der ihrigen verfahren, denn unsre Methode, die Geometrie zu erlernen, ist ebenso ein Geschäft der Phantasie wie der Urteilskraft. Sobald eine Aufgabe gestellt ist, heißt es den Beweis finden, d. h. alles aufzusuchen, woraus sich die Folgerung ableiten läßt. Aus diesen Schlußfolgerungen wird dann diejenige *gewählt, um* die es sich gerade handelt.

Auch der schärfste Denker wird bei diesem Verfahren, sobald er nicht besonders erfinderisch ist, stecken bleiben. Was ist nun die Folge? Daß man uns alles diktiert, anstatt uns denken zu lehren und die Beweisgründe selbständig zu finden. Anstatt uns schließen zu lehren, schließt der Lehrer für uns und übt nur unser Gedächtnis.

Ich für mein Teil denke nicht daran, Emil die Geometrie zu lehren; er wird sie mich lehren. Ich *suche* die Verhältnisse, er wird sie finden, denn ich suche sie auf eine solche Weise, daß ihm Gelegenheit gegeben wird sie zu finden. Um einen Kreis zu beschreiben, bedient man sich eines Zirkels. Ich werde denselben mit einem Stifte zeichnen, der am Ende eines Fadens befestigt ist. Sobald ich nun die Radien untereinander vergleichen will, wird mich Emil verspotten und mir begreiflich machen, daß derselbe gleichmäßig gespannte Faden mit seinem Stifte unmöglich ungleiche Abstände von seinem Mittelpunkte gezeichnet haben kann.

Will ich einen Winkel von sechzig Graden messen, so beschreibe ich von seinem Scheitelpunkte aus nicht einen Kreisbogen, sondern einen ganzen Kreis, denn bei Kindern darf man nie etwas stillschweigend voraussetzen. Nun finde ich, daß der zwischen den beiden Schenkeln des Winkels liegende Teil des Kreises genau den sechsten Teil desselben bildet. Hierauf beschreibe ich von dem nämlichen Scheitelpunkte aus einen andern, größern, dann einen dritten konzentrischen Kreis und stelle durch wiederholte Zeichnungen so lange dieselbe Probe an, bis Emil mir klar zu machen sucht, daß jeder zwischen den Schenkeln desselben Winkels liegende Bogen, ob derselbe nun groß oder klein sei, immer den sechsten Teil des zugehörigen Kreises bilden muß.

Um zu beweisen, daß Nebenwinkel gleich zwei Rechten sind, beschreibt man einen Kreis. Ich dagegen werde so verfahren, daß Emil diese Beobachtung an dem Kreise selbst macht. Dann sage ich zu ihm: „Wenn man nun den Kreis wegnähme und nur die geraden Linien stehen ließe, würde dadurch die Größe der Winkel verändert werden?

Im Anfang wird die genaue Zeichnung geometrischer Figuren vernachlässigt. Ihre Formen werden als bekannt vorausgesetzt; man hält

sich nur an die Beweisführung. In unserm Unterrichte wird von Beweisführung nicht die Rede sein. Unsre Hauptsorge beschränkt sich auf die Zeichnung gerader und genauer Linien, so daß ein vollkommen richtiges Quadrat, ein vollkommen runder Kreis entsteht. Die Richtigkeit der Figuren wird man an allen ihren wahrnehmbaren Eigentümlichkeiten prüfen. Dies Verfahren giebt uns Gelegenheit, täglich neue zu entdecken. Mittelst des Durchmessers zerlegen wir den Kreis in Halbkreise, durch die Diagonale das Quadrat in zwei gleiche Hälften. Beide Figuren werden verglichen, um dann festzustellen, bei welcher sich die Ränder am genauesten decken, die Zeichnung also am vollkommensten ist. Ebenso untersuchen wir, ob sich das Parallelogramm, das Trapez ꝛc. in gleicher Weise zerlegen läßt. Zuweilen bemühen wir uns, den Erfolg des Versuchs, noch ehe er angestellt ist, zu bestimmen und bemühen uns die Gründe dafür aufzufinden.

Wenn ein Kind Federball spielt, so übt es gleichzeitig Auge und Arm und erwirbt Sicherheit und Gewandtheit. Peitscht es einen Kreisel, so entwickelt sich wohl seine Kraft, aber das Kind lernt nichts Besonderes. Wiederholt habe ich die Frage aufgeworfen, warum man den Kindern nicht dieselben Spiele, wie den Erwachsenen gestattet, z. B. das Ball- oder Laufspiel, das Billard und Bogenschießen, den Windball und die musikalischen Instrumente. Man erwiderte, daß einige dieser Spiele ihre Kräfte überstiegen, während für andre die mangelhafte Ausbildung ihrer Glieder und Organe nicht genügte. Diese Einwände scheinen mir grundlos. Man kann nicht fordern, daß ein Kind auf einem drei Fuß hohen Billard mit langen Stöcken spielt, oder seine kleine Hand mit dem Schlagnetz (Raquette) des Ballmeisters beschwert. Für die ersten Versuche können ihm weiche Bälle dienen und den Boden des Schlagholzes fertige man erst aus Holz, später aus Pergament und zuletzt aus kreuzweis gespannten Darmsaiten an. Vielfach wird der Federball vorgezogen, weil er weniger ermüdet und das Spiel ungefährlicher ist. Ein herabfallender Federball verursacht niemandem Schmerz. Dagegen macht nichts die Arme so gelenkig, als die Notwendigkeit *den Kopf zu* schützen, nichts schärft so sehr den Blick, als die Auf-

abe, die Augen zu behüten. Von einem Ende des Saals zum ndern springen, den Flug eines die Luft durchschneidenden Balles u berechnen und denselben mit starker Hand zurückzuschleudern, olche Spiele sind zwar kaum angemessen für Männer, aber sie ienen zu ihrer körperlichen Ausbildung.

Die Sehnen eines Kindes, wendet man ein, sind noch zu zart. In der That fehlt denselben die Spannkraft, aber sie wird durch rößere Geschmeidigkeit ersetzt. Den Händen der Kinder fehlt die Geschicklichkeit. Gerade aus diesem Grunde sollen sie geschickt werden. Den richtigen Gebrauch unsrer Organe lernen wir erst durch Anendung derselben kennen, und erst eine lange Erfahrung lehrt uns, us uns selbst Nutzen ziehen.

Alles, was gemacht werden kann, ist auch ausführbar. Daher st nichts häufiger als geschickte und behende Kinder, welche durch hre körperliche Gewandtheit mit jedem Erwachsenen wetteifern önnen. Alle Jahrmärkte sind der Schauplatz solcher Kunststücke. — Dort springen Seiltänzer, gehen auf den Händen und tanzen auf em Seil. Haben doch auch Kindertruppen viele Jahre lang durch ir Ballett die Zuschauer in das italienische Schauspiel gezogen.

Alle diese Erörterungen beziehen sich also nur auf das Spiel. Sie geben die Anleitung zu jenen leichten und willkürlichen Bewegungen, welche die Natur des Kindes bedarf. Es ist die Kunst, hre Vergnügungen möglichst abwechselungsreich und so zwanglos wie möglich zu machen, damit das Spiel keine Arbeit wird. Denn wo äbe es einen Zeitvertreib, durch welchen man nicht zugleich belehrend irken könnte?

Was über die Anwendung derjenigen Sinne gesagt wurde, welche er Mensch fortwährend gebraucht und die deshalb besonders wichtig nd, dient auch als Beispiel für die Übung der andern Sinne. Der Gesichtssinn wie der Tastsinn kann von ruhenden, wie von ewglichen Körpern in Anspruch genommen werden. Das Ohr nd im weitern Sinne der Gehörssinn werden nur durch eine Erhütterung der Luft in Thätigkeit gesetzt. Folglich erzeugt nur ein ch bewegender Körper ein Geräusch oder einen Ton. Bei völliger Ruhe könnte unser Ohr nichts vernehmen. Des Nachts, wo wir nur

Körper zu fürchten haben, die sich bewegen, und wir uns nur bewegen, soviel uns beliebt, bedürfen wir eines leisen Gehörs, um von der erhaltenen Wahrnehmung schließen zu können, ob der Körper, welcher den Reiz hervorrief, groß oder klein, entfernt oder nah, ob seine Erschütterung stark oder schwach ist. Die in Schwingungen versetzte Luft findet einen Widerstand und wird zurückgeworfen. Dadurch entsteht ein Wiederhall, welcher den Sinnesreiz wiederholt und uns den tönenden oder klingenden Körper von einem andern Orte her vernehmen läßt, als es wirklich der Fall ist. Legt man in einer Ebene oder in einem Thale das Ohr auf den Boden, so vernimmt man den Hufschlag von Pferden oder Stimmen von Menschen aus weit größerer Entfernung, als wenn man aufrecht steht.

Vergleichen wir nun den Gesichtssinn mit dem Gehörssinn, so erfahren wir vielleicht, welcher von den beiden Reizen, wenn sie gleichzeitig von demselben Körper ausgehen, zuerst das betreffende Organ in Mitleidenschaft ziehen. Wenn man den Blitz aus einer Kanone wahrnimmt, so kann man sich noch vor der Kugel schützen. Vernimmt man den Knall des Schusses, so ist es zu spät. Die Kugel ist schon da. Die Entfernung eines Gewitters läßt sich nach der Zeit beurteilen, welche zwischen Blitz und Donner verstreicht. — Zu diesen Übungen leite man Kinder an. Sie entsprechen ihrem Verständnis, und sie können dieselben selbständig anstellen. Andre Erfahrungen mögen sie auf dem Wege der Induktion machen.

Während wir in der Stimme ein dem Gehör entsprechendes Organ besitzen, ergänzt kein ähnliches das Auge, das die Farben so wieder hervorbringt, wie die Stimme die Töne wiederholt. Es ist dies ein ferneres Mittel, dem Gehör die nötige Pflege angedeihen zu lassen und das ausübende Organ durch das aufnehmende zu üben. Der Mensch vermag sich auf dreierlei Weise verständlich zu machen: Erstens durch die Sprache, d. i. den lautlichen Ausdruck der Silben und Worte; zweitens durch die Singstimme, welche sich in Tönen ausdrückt, und endlich durch jene Form, die man die pathetische oder accentuierte Redeweise nennt, weil sie durch gesteigerte Lebhaftigkeit und Betonung zum Ausdruck der Leidenschaft wird und dem Gesange wie dem Worte das Seelenvolle aufprägt. Wie der Erwachsene, so

besitzt auch das Kind diese Formen der Stimme; allein es fehlt ihm die Fähigkeit sie untereinander verbinden und anwenden zu können. Wie wir kann es lachen, weinen und seufzen. Es bedient sich wie wir des Ausrufs; doch vermag es weder die Biegsamkeit der beiden andern Stimmformen, noch die Mannigfaltigkeit in Höhe und Tiefe damit zu verbinden. Erst diejenige Musik ist vollkommen, in welcher sich jene drei Stimmformen vereinigen. Kinder sind eines solchen musikalischen Ausdrucks unfähig. Selbst dem gewöhnlichen Sprechen fehlt der richtige Ton. Sie schreien wohl, sprechen aber häufig undeutlich. Dieser mangelhaften Aussprache entspricht die kraftlose, klanglose Stimme.

Da die Leidenschaft noch keine Gewalt über unsern Zögling erlangt hat, so wird seine Ausdrucksweise noch schlicht und einfach sein. Er darf daher nicht veranlaßt werden, Rollen aus dramatischen Werken vorzutragen, oder wie es heißt, ihn zur Deklamation anzuleiten. Sein gesunder Verstand wird ihn zurückhalten, etwas zu betonen, was er nicht versteht, und für Gefühle, die ihm unbekannt sind, einen besondern Ausdruck zu finden. Seine Rede soll vielmehr klar, einfach und ausdrucksvoll sein. Er soll sich einer deutlichen, aber ungezierten Aussprache befleißigen und sowohl die richtige Wortbetonung wie den Satzton kennen. Auch darf er so laut sprechen, als es das Verständnis erfordert, doch nicht lauter, als unbedingt nötig ist. Überflüssige Worte sind überall zu vermeiden.

Im Gesange befleißigt euch, seine Stimme biegsam und gleichmäßig wohllautend zu bilden und sein Ohr für den Takt und die Harmonie empfänglich zu machen. Opernmusik, wie Nachahmung und Wiedergabe von Liedern ist dieser Altersstufe nicht angemessen. Selbst Liedertexte würde ich vermeiden. Spricht sich das Bedürfnis nach solchen aus, so würde ich versuchen selbst Verse zu dichten, die für sein Alter anziehend und so einfach wie seine Begriffe sind.

So wenig wie das Lesenlernen beschleunigt wurde, so wenig werde ich mich beeilen, Emil das Notenlesen zu lehren. Seinem Kopfe soll vorsichtig jede angespannte Aufmerksamkeit ferngehalten bleiben; sein Geist sich nicht voreilig auf willkürlich angenommene Zeichen richten. Es muß zugegeben werden, daß dies Verfahren

auf Schwierigkeiten ſtößt. Anfänglich erſcheint zwar eine Kenntnis der Noten, um ſingen zu können, ebenſo entbehrlich, wie die Kenntnis der Buchſtaben, um zu reden. Dennoch iſt zwiſchen beiden ein Unterſchied. Durch das Sprechen wird unſer eignes Denken wiedergegeben; im Geſange aber ſpricht man aus, was andere gedacht und gefühlt haben. Um hierfür den richtigen Ausdruck zu finden, muß man das Notenleſen verſtehen.

Anſtatt nun dieſe Gedanken zu leſen, kann man ſie auch hören. Der Geſang prägt ſich dem Ohre unauslöſchlicher ein als dem Auge. Zum wirklichen Verſtändnis der Muſik gehört deshalb nicht eine bloße Wiedergabe. Man muß ſelbſt zu komponieren verſtehen, ſonſt leiſtet man nichts in dieſer Kunſt. Übt deshalb euern jungen muſikaliſchen Anfänger, ganz regelmäßige rhythmiſche Tonſätze zu erfinden. Dann verbinde er dieſe untereinander durch Übergänge und bezeichne endlich die Verhältniſſe der Intervalle durch genaue Einteilung des Taktes und eine Berückſichtigung der Pauſen. Sein Geſang muß ſtets kunſtlos und weder leidenſchaftlich noch rührend ſein. Die Melodie darf nur einfach und ſingbar ſein; ſie ruhe immer auf dem Grundtone. Die Tonart, ſowie der Grundton muß deutlich hervorklingen, damit der Zögling ihn hören und ohne Mühe begleiten kann, denn um Stimme und Gehör zu bilden, darf er nie ohne Begleitung ſingen.

Zur beſſern Bezeichnung ſingt man die Töne ſprechend, d. h. mit beſondern Sprechſilben. Deshalb auch der Gebrauch, der Tonleiter beſtimmte Silben unterzulegen. Zur Unterſcheidung der Töne und ihrer Aufeinanderfolge bedient man ſich beſtimmter Namen. Daher ſtammen die Namen der Intervalle, wie die Bezeichnung der Taſten des Klaviers und der Tonleiter durch Buchſtaben.

C und A bezeichnen beſtimmte und unveränderliche Töne: ſie werden ſtets durch dieſelben Taſten wiedergegeben. Mit Ut und La iſt es ſchon anders.*) Ut iſt immer der Grundton einer Durtonart

*) Es ſcheint, als hätte Rouſſeau hier die enharmoniſchen Verwechſelungen im Auge. In Frankreich ſind noch heute die italieniſchen Namen zur Bezeichnung der Töne in Gebrauch.

oder der Mittelton (die kleine Terz) in einer Molltonart. La ist beständig der Grundton einer Molltonart oder die Sechste einer Durtonart. So bezeichnen die Buchstaben die unveränderlichen Grenzen unseres musikalischen Systems, die Silben dagegen die gleichbedeutenden Punkte der ähnlichen Verhältnisse in den verschiedenen Tonarten.

Die Buchstaben bezeichnen die Tasten des Klaviers und die Silben die Intervalle der Tonleiter. Die französischen Musiker haben sich sonderbarerweise an diese strenge Unterscheidung nicht im geringsten gekehrt. Sie haben die Bedeutung der Silben mit der Bedeutung der Buchstaben verschmolzen. Unnützerweise wurden durch dies Verfahren die Zeichen der Tasten verdoppelt, während diejenigen fehlen, welche zur Bezeichnung der Töne der Tonleiter dienen.*) Ebenso bereitet ihre Art, die Tonleiter singen zu lassen, erhebliche Schwierigkeiten, ohne etwas zu nützen oder eine klare Vorstellung zu geben, da nach dieser Methode die beiden Silben ut und mi ebensowohl eine kleine wie eine große, eine übermäßige oder verminderte Terz bedeuten.

Der Musikunterricht unsers Zöglings wird nach einem einfachern und verständlichern Verfahren erteilt werden. Für ihn giebt es nur zwei Tonarten, deren Tonverhältnisse unveränderlich sind und stets durch dieselben Silben bezeichnet werden. Ob er singt oder ein Instrument spielt, so muß er doch immer verstehen, aus jedem der zwölf Töne, welche als Grundton dienen, die richtige Tonart zu bilden. Mag man nun von D nach C und G übergehen, so muß doch der Schluß je nach der Tonart immer Ut oder La sein. Auf diese Weise wird er euch immer verstehen. —

Die Beschaffenheit fremder Körper und ihre Beziehungen zu dem unsrigen sind uns jetzt verständlich. Aber unser eigner Körper erschöpft sich. Er bedarf fortgesetzter Erneuerung. Der Mensch besitzt zwar die Fähigkeit, fremde Stoffe in den eignen Körper zu verwandeln, aber die Auswahl dieser Stoffe ist nicht gleichgültig, da nicht jeder Nahrungsstoff auch zugleich ein Nahrungsmittel ist.

*) Siehe Bemerkung auf voriger Seite.

Unter den Ernährungsstoffen sind wieder zuträgliche und unzuträgliche zu unterscheiden. Ihre Zweckmäßigkeit und demgemäß ihre Auswahl hängen von der Körperbeschaffenheit des Geschlechts, von klimatischen Besonderheiten, von Neigungen und Lebensgewohnheiten ab, die der Beruf vorschreibt. Wir würden vor Hunger oder an Gift sterben, wenn wir bei der Auswahl der uns zuträglichen Nahrungsmittel warten müßten, bis die Erfahrung uns mit denselben vertraut gemacht hätte. Aber der Allgütige, welcher aus Freude über die vernünftigen Wesen auch zugleich die Mittel zu ihrer Erhaltung geschaffen hat, läßt uns durch den Geschmack erkennen, was dem Magen angemessen ist. Selbstverständlich giebt es für den Menschen keinen zuverlässigern Arzt als seinen eignen Appetit, und ich zweifle nicht, daß, nach seinem ursprünglichen Zustande zu schließen, die wohlschmeckendsten Speisen auch die gesundesten sind. Ja noch mehr. Der Schöpfer aller Dinge sorgt ebenso für die Bedürfnisse, die er uns gegeben hat, wie für diejenigen, die wir uns selbst bereiten; er hat Sorge getroffen, daß zugleich mit unsrer Lebensweise auch unser Geschmack wechselt und sich verändert. Je mehr wir uns von einer naturgemäßen Lebensweise entfernen, desto mehr verlieren wir unsern natürlichen Geschmack; noch viel mehr! die Gewohnheit wird uns zur zweiten Natur. Diese verdrängt die eigentliche Natur so vollständig, daß niemand von uns sie mehr erkennt. Daraus folgt, daß der natürlichste Geschmack zugleich sehr einfach sein muß, denn dieser ändert sich allein sehr leicht. Der Einfluß unserer Launen überreizt und verschärft ihn dagegen, und er nimmt eine Form an, die sich nicht mehr ändert.

Der Mensch, welcher in einem fremden Lande noch nicht festen Fuß gefaßt hat, wird sich ohne Mühe den Lebensbedingungen jeder beliebigen Gegend anpassen. Jeder Einheimische oder Seßhafte nimmt schwerlich andre oder fremde Gewohnheiten an. Diese Anschauung scheint in jeder Beziehung richtig und ist gleichfalls auf den Geschmack anzuwenden.

Die erste Nahrung des Menschen besteht in Milch. Erst allmählich gewöhnt man sich an Speisen von schärferem Geschmacke die uns anfänglich widerstehen. Die ersten Festmahle der Menschen

bestanden in Obst, Gemüse und Kräutern, etwas gedünstetem Fleisch, ohne Salz und Gewürz. Ein Wilder wird sicherlich das Gesicht verziehen, wenn er zum ersten Male Wein trinkt, und er verschmäht ihn. Auch jeder von uns würde zum Weinverächter, hätte man uns in jungen Jahren nicht schon an dieses Getränk gewöhnt. Je einfacher unser Geschmack bleibt, um so weniger anspruchsvoll wird er, denn im Anfang wird der Widerwille nur durch vielfach zusammengesetzte Speisen erregt. Entsteht je Abneigung gegen Wasser und Brot? Liegt darin nicht ein unverkennbarer Wink der Natur? Zeichnet sie uns nicht die Richtschnur vor? Laßt uns daher Sorge tragen, dem Kinde nach Kräften seinen ursprünglichen und demgemäß einen natürlichen Geschmack zu erhalten. Seine Nahrung muß einfach und gewöhnlich sein. Sein Gaumen soll sich nur an den Geschmack wenig gewürzter Speisen gewöhnen. Außergewöhnliche Bedürfnisse dürfen sich nicht bei ihm ausbilden.

Ich will hier nicht untersuchen, ob diese Lebensweise gesund oder ungesund ist. Ihr Vorzug besteht meines Erachtens darin, daß sie den Forderungen der Natur am ersten entspricht; sie paßt sich jeder andern Lebensweise leicht an. Diejenigen, welche behaupten, daß man Kinder bereits an eine Nahrung gewöhnen soll, die sie erst als Erwachsene genießen dürfen, gehen von falschen Grundsätzen aus. Wie dürfen sie die Nahrung Erwachsener zu sich nehmen, wenn ihre Lebensweise nicht derjenigen erwachsener Leute entspricht?

Leute, welche nach anstrengender Arbeit und Sorgen erschöpft sind, bedürfen einer nahrhaften Kost, die dem Gehirn neue Lebenskraft zuführt. Ein Kind dagegen, das sich fröhlich umhertummelt und dessen Körper im Wachsen begriffen ist, verlangt eine solche Nahrung, welche ihm einen reichlichen Nahrungssaft bereitet.

Ein erwachsener Mensch hat bereits seine Stellung, sein Amt, seinen Wohnsitz. Wer aber will mit Sicherheit voraussagen, was das Schicksal einem Kinde vorbehält? Daher darf ihm nie eine so bestimmte Richtung gegeben werden, daß es keinen andern Weg einschlagen könnte. Wir dürfen uns nicht des Vergehens schuldig machen, daß es in fremden Ländern ohne die gewohnten Speisen Hungers stirbt, oder daß es eines Tages sagt, nur in Frankreich verstehe man fein zu essen.

Von unsern verschiedenen Sinneswahrnehmungen wirken die Geschmacksempfindungen fast unmittelbar auf uns. Daher ist es wichtiger, ein sicheres Urteil über diejenigen Stoffe zu erlangen, die unmittelbar ein Teil unseres Körpers werden, als über diejenigen, welche ihn umgeben und auf ihn einwirken. Es giebt vielerlei Reize, welche so schwach sind, daß sie weder das Gesicht, noch das Gehör, noch das Gefühl ansprechen. Für die Geschmacksempfindung ist dagegen kein Reiz unwesentlich. Dazu kommt, daß die Thätigkeit dieses Sinnes eine rein physische und stoffliche ist. Der Geschmack ist der einzige Sinn, welcher die Einbildungskraft niemals erregt, wenigstens derjenige, an dessen Wahrnehmungen dieselbe am wenigsten beteiligt ist. Nach dieser Erfahrung, welche den Geschmack den andern Sinnen unterzuordnen scheint, möchte ich als zweckmäßiges Mittel empfehlen, die Kinder durch die Bedürfnisse ihres Mundes zu leiten und zu regieren. Als äußere Triebfeder ist Leckerhaftigkeit der Eitelkeit vorzuziehen; denn sie ist eine Leidenschaft der Kindheit. Sie weicht, sobald andere Neigungen erwachen, und das Kind wird nur zu bald aufhören, Genuß am Essen zu finden.

Leckerhaftigkeit ist ein Fehler geistig beschränkter Menschen. Die Seele des Feinschmeckers liegt in seinem Gaumen. In seiner Beschränktheit findet er seinen Lebenszweck nur an der Tafel. Sein Urteil erstreckt sich nur auf die aufgetragenen Gerichte. Gönnen wir ihm diese Bestimmung. Für ihn und uns ist es besser, daß er diese als eine andre durchführt.

Daß bei einem einigermaßen beanlagten Kinde die Leckerhaftigkeit alle übrigen Fähigkeiten überwuchert, ist nur die Besorgnis ängstlicher und kleinlicher Seelen. In der Kindheit überwiegt zwar das Vergnügen am Essen; in der Jugendzeit aber nehmen die Gedanken eine andere Richtung. Alle Speisen sind gleich gut, denn andre Angelegenheiten beschäftigen den Geist. Es ist nicht meine Absicht, diese Triebfeder in niedriger Weise zu verwerten, oder von einem guten Bissen die Ehre abhängig machen zu wollen, eine gute Handlung zu vollbringen. Ich sehe aber nicht ein, warum auf reinkörperliche Übungen nicht ein materieller Preis gesetzt werden soll, da die ganze Kindheit nichts ist oder sein soll als Spiel und Zeitvertreib.

Emil wird schwerlich den Kuchen, welchen ich auf den Stein elegt hatte, als Lohn für seine Anstrengung beim Laufen betrachten, ndern er wußte, daß das einzige Mittel, den Kuchen zu erhalten, arin bestehe, schneller als andre das Ziel zu erreichen. Dieses erfahren widerspricht nun keineswegs meinen Anschauungen in Bezug uf die Einfachheit der Speisen. Denn den Hunger eines Kindes efriedigen, heißt nicht etwa seine Genußsucht anregen, sondern sie eschwichtigen. Wenn man nicht absichtlich auf die Verfeinerung ines Geschmacks hinarbeitet, so wird jener Zweck durch die einachsten Mittel der Welt erreicht. Obst, Milchspeisen, etwas feineres Backwerk als das gewöhnliche Brot genügen, um eine Schar von Kindern bis ans Ende der Welt zu führen, ohne daß ihre Zunge ür stark gewürzte Speisen empfänglich wird oder der Gaumen efahr läuft, abzustumpfen.

Wie unnatürlich eigentlich dem Menschen der Genuß des Fleisches st, beweist die Gleichgültigkeit der Kinder gegen diese Speisen, sowie hre Vorliebe für Pflanzenkost, Milchspeisen, Obst und Backwerk. Dieser ursprünglichen Neigung der Kinder muß man Folge leisten, icht aus Rücksicht für ihre Gesundheit, sondern um ihres Charakters illen. Denn wie man auch die Erfahrung erklären mag, so läßt ich doch die Thatsache nicht ableugnen, daß starke Fleischesser mehr u Roheit und Grausamkeit neigen als Menschen, die eine Pflanzenkost bevorzugen. Die persischen Feueranbeter — die Gauren — sind die sanftesten Menschen. Alle Wilden sind grausam, nicht nfolge ihrer Sitten, sondern infolge ihrer Ernährung. Ihre Kriegührung gleicht ihren Jagden, und Menschen gelten ihnen nicht nehr als Bären.

Unbekümmert um die vorgeschriebene Diät lasse man die Kinder ssen, spielen und laufen, vorausgesetzt, daß man sie nur an ebenso einache, wie gewöhnliche Speisen gewöhnt. Die Erfahrung wird lehren, aß sie weder zu viel essen noch an Verdauungsbeschwerden leiden. Wird ihr Hunger dagegen nur halb befriedigt, so täuschen sie bald ure Wachsamkeit und werden sich nach Kräften entschädigen. Sie ssen, bis sie bersten oder ersticken. Unsre Eßlust überschreitet nur eshalb ein gewisses Maß, weil wir derselben naturwidrige Grenzen

ſetzen wollen. Mit der Wage in der Hand regeln, verordnen, vermehren oder vermindern wir die Bedürfniſſe unſeres Magens. Entſpricht denn aber eine Wage unſerm Magen oder iſt ſie nicht vielmehr ein Werkzeug unſrer Willkür? Aus dieſem Grunde greife ich immer auf meine Vorbilder, die Bauern, zurück. Ihr Brotteller und ihr Obſtſchrank ſind nie verſchloſſen, aber weder Kinder noch Erwachſene kennen bei ihnen Verdauungsbeſchwerden.

Sollte ein Kind wirklich einmal zu viel eſſen, was bei Befolguug meiner Methode faſt ausgeſchloſſen iſt, ſo wird eine ihm zuſagende Zerſtreuung es ſo ablenken, daß es bis zur Erſchöpfung hungern kann und nicht mehr an das Eſſen denkt. Wie ſonderbar, daß den Erziehern dieſe einfachen und ſichern Mittel entgehen.

Wie der Geſichts- zu dem Taſtſinn, ſo verhält ſich der Geruch zum Geſchmack. Er benachrichtigt und mahnt den letztern über die Art der Wirkung dieſes oder jenes Nahrungsmittels und befähigt ihn, dasſelbe ſich anzueignen oder zu meiden, je nach der Wahrnehmung, die er zuerſt von demſelben erhalten hat. Es iſt bekannt, daß der Geruchsſinn der Wilden den unſrigen an Feinheit und Stärke bei weitem übertrifft, und daß ſie über gute und ſchlechte Gerüche anders urteilen als wir. Die Gerüche an ſich beruhen nur auf ſchwachen Sinnenreizen. Sie wirken mehr auf die Einbildungskraft hin als auf den Geruchsſinn ſelbſt. Ihre Wirkung beſteht nur daher weniger in dem, was ſie darbieten, als in der Erwartung, die ſie erregen. Iſt dieſe Annahme begründet, ſo muß auch der Geſchmack der Menſchen, der infolge ihrer verſchiedenen Lebensweiſe von dem Geſchmacke andrer Menſchen abweicht, notwendig über die Schmackhaftigkeit der Speiſen, wie über die ihnen vorausgehenden Gerüche zu entgegegengeſetzten Urteilen angeregt werden.

Ein Tatar wird mit ähnlichem Behagen den widrigen Geruch einer Pferdekeule einatmen, wie einer unſrer Jäger ſich an dem Dufte eines halb verweſten Rebhuhns labt.

Die meiſten Leute, welche zu viel laufen, um noch einen ruhigen Spaziergang zu lieben, oder die nicht genug arbeiten, um ein ruhiges Wohlbehagen empfinden zu können, werden für Sinneswahrnehmungen, *welche an ſich* nutzlos ſind, wie den Duft eines Blumenbeets, wenig

empfänglich sein. So kann auch ein Mensch, welcher stets hungert, an Wohlgerüchen, welche nicht von Speisen ausgehen, keinen Gefallen finden.

Der Geruch ist der Sinn der Phantasie. Da er den Nerven größere Kraft verleiht, so muß er auch das Gehirn lebhafter erregen. Aus diesem Grunde belebt er zwar für einen Augenblick, erschöpft aber auf die Länge. In den ersten Lebensjahren kann die Thätigkeit des Geruchssinns nur sehr unbedeutend sein; die Einbildungskraft, welche noch von Leidenschaft frei ist, ist für solche Erregungen noch kaum empfänglich. Auch die Erfahrung fehlt, um von den Wahrnehmungen eines Sinnes auf diejenigen eines andern schließen zu können. Diese Folgerung ergiebt sich aus einer langen Reihe von Beobachtungen, die bestätigen, daß dieser Sinn bei Kindern nicht nur unentwickelt, sondern kaum vorhanden ist. Die Sinneswahrnehmung mag bei ihnen ebenso zart, ja vielleicht noch verfeinerter als bei Erwachsenen sein. Diese unterscheiden sich von den Kindern nur durch den Umstand, daß die letztern mit dem Geruche noch keine Vorstellung verknüpfen und in ihnen weder ein Lustgefühl, das sie angenehm, noch ein Unlustgefühl, das sie unangenehm berührte, erweckt wird. Ohne von den aufgestellten Grundsätzen abzugehen oder zu einer beide Geschlechter vergleichenden Anatomie meine Zuflucht zu nehmen, bin ich überzeugt, daß die Ursache, warum Frauen von Gerüchen im Anfang stärker angesprochen werden als Männer, leicht aufzufinden wäre. Man erzählt, daß die kanadischen Wilden den Geruchssinn von Kindheit an zu großer Feinheit ausbilden. Obgleich sie Jagdhunde besitzen, verschmähen sie die Dienste derselben, um die Fährte des Wildes selbst aufzuspüren. In der That ließe sich auch der Geruchssinn der Kinder zu größerer Feinheit steigern, wenn man sie anhielte, wie die Hunde das Wild, so ihre Speisen aufzuspüren. Dieser Sinn erhält aber erst dann praktischen Nutzen, wenn die Kinder seine Beziehungen zum Geschmack erkennen lernen. In ihrer Sorgfalt hat uns die Natur übrigens gezwungen, uns über die Wechselbeziehungen dieser beiden Sinne selbst Aufschluß zu verschaffen. Denn in dem Munde hat sie eine unmittelbare Verbindung zwischen den beiden Organen des Geruchs- und Geschmackssinns

hergestellt, so daß diese beiden Sinne dadurch fast gleichzeitig wirken und mit dem Geschmack auch der Geruch in Thätigkeit tritt. Meines Erachtens sollten diese natürlichen Beziehungen nie aufgehoben werden, um die Kinder zu täuschen; selbst den übeln Geschmack einer Arznei darf man nie durch einen feinen Wohlgeruch verdecken. In letzterm Falle tritt die Unähnlichkeit beider Sinne zu auffallend hervor, um das Kind wirklich irre leiten zu können. Derjenige Sinn, welcher in jenem Augenblicke am stärksten in Anspruch genommen wird, d. h. percipiert, hebt die Wirksamkeit des weniger thätigen auf, und das Kind wird die Arznei deshalb mit nicht geringerm Widerwillen nehmen. Dieser erstreckt sich dann auf alle Empfindungen, die bei ihm gleichzeitig angeregt werden. Tritt nun auch nur ein Bruchteil der daraus entwickelten Vorstellung wieder in sein Bewußtsein, so erweckt die Einbildungskraft auch wieder die Erinnerung an den unangenehmen Geschmack, und auch der feine Duft wird für das Kind zu einem widerlichen Geruche. So vermehren unbesonnene Vorkehrungen die Summe unangenehmer Empfindungen auf Kosten angenehmer.

In den folgenden Büchern bleibt noch übrig, über die Pflege einer Art sechsten Sinnes zu sprechen, des sensus communis, des Gemeinsinns oder Verstandes. Dieser Sinn ist nicht etwa Gemeingut aller Menschen, sondern er ist ein Ergebnis der geordneten Anwendung aller übrigen Sinne. Er belehrt uns über das Wesen der Dinge, indem er ihre äußere Erscheinungsweise zusammenfaßt. Dieser sechste Sinn ist folglich an kein bestimmtes Organ gebunden. Sein Sitz ist in dem Gehirn. Seine rein innerlichen Wahrnehmungen werden Anschauungen oder Vorstellungen genannt. Auf der Anzahl derselben oder dem größern oder geringern Umfange des Vorstellungskreises beruht unser Wissen. Von ihrer Klarheit und Deutlichkeit hängt die Folgerichtigkeit des Denkens ab. Die Kunst, die Vorstellungen untereinander zu vergleichen, nennt man menschliche Vernunft. Was daher früher sinnliche oder kindliche Vernunft genannt wurde, bestand in der Bildung einfacher Vorstellungen durch gleichzeitige Zusammenfassung mehrerer Wahrnehmungen. Dagegen verstehe ich unter männlicher oder begrifflicher

Vernunft das Vermögen, zusammengesetzte Begriffe durch Zusammenfassen mehrerer einfacher Vorstellungen zu bilden.

Vorausgesetzt, daß meine Methode nicht auf Irrtum beruht und sie wirklich eine naturgemäße ist, haben wir unsern Zögling bis an die Grenze der kindlichen Vernunft geführt. Der erste Schritt darüber hinaus ist bereits der Schritt des erwachsenen Menschen. Ehe aber dieser Weg eingeschlagen wird, möchte ich auf die bereits vollendete Bahn einen Rückblick werfen. Jedes Alter, jeder Zustand im Leben hat seine nur ihm entsprechende Vollkommenheit, seine nur ihm eigene Art der Reife. Von dem reifen Manne ist vielfach gesprochen worden. Jetzt handelt es sich darum, einmal das reife Kind zu betrachten, ein ebenso neuer und vielleicht nicht weniger erfreulicher Anblick.

Das Dasein endlicher Wesen ist so arm und beschränkt, daß, wenn wir die Dinge nur ihrer wirklichen Beschaffenheit nach betrachteten, unser Gemüt niemals bewegt werden würde. Erst der poetische Schimmer verleiht der Wirklichkeit ihren Schmuck. Wenn die Phantasie nicht allen Sinneseindrücken ihren eigenartigen Zauber aufdrückte, so würde die Freude an ihnen dürftig sein; denn es hängt ja nur von ihr ab, die Wahl zu treffen.

Ihre gestaltende Kraft erblickt in dem Frühling auch zugleich die darauffolgenden Jahreszeiten. In der zarten Knospe, welche das Auge jetzt schaut, sieht sie bereits Blüten und Früchte, die Schatten der Bäume und mitunter auch wohl die Geheimnisse, welche jene bergen. Zeiten, welche erst aufeinanderfolgen sollen, faßt sie in einem Punkt zusammen und sieht die Dinge weniger, wie sie wirklich sind, sondern wie sie ihrem Wunsche nach sein sollten; denn es hängt nur von ihr ab, sie zu wählen.

Aus dieser Quelle entspringt auch der eigentümliche Reiz, den wir mehr in der Betrachtung des glücklichen Jugendlebens, als in der Vollkommenheit des reifern Alters empfinden. Wann bereitet uns der Anblick eines Menschen eine wirkliche Freude? Wenn die Erinnerung an seine Thätigkeit uns einen Rückblick auf sein Leben gewährt, und seine Jugend gewissermaßen vor unsern Augen wieder aufersteht.

So stelle ich mir ein zehn- oder zwölfjähriges Kind vor, wohlgestaltet und für sein Alter gesund und kräftig. Sein Anblick erweckt nur angenehme Vorstellungen, sei es für die Gegenwart oder Zukunft. In überschäumender Lebenslust, sorglos und munter, frei von jeder ermüdenden Sorge um die Zukunft, so steht es vor mir. Im Vollgenuß eines Daseins, das sich bis ins Unendliche ausdehnt, lebt es doch nur in der Gegenwart. Im Geiste schaue ich es dann in einem andern Lebensalter. Sinne und Verstand werden geübt. Von Tag zu Tage entwickeln sich neue Kräfte, von denen es jeden Tag neue Spuren offenbart. Ich schaue es als Kind und es erregt mein Wohlgefallen. Ich stelle es mir als Mann vor, und mein Wohlgefallen steigert sich. Sein heißes Blut scheint das meinige zu erwärmen. Seine Lebenskraft verjüngt mich. Ich glaube Leben von seinem Leben zu empfinden.

Seine Gestalt, seine Haltung und sein Benehmen verraten Selbstvertrauen und Befriedigung. Sein Gesicht ist der Abglanz der Gesundheit. Ein fester Gang zeugt von Kraft. Seine zarte, doch nicht krankhafte Gesichtsfarbe ist weder mädchenhaft noch weichlich. Luft und Sonne haben ihm bereits das ehrenvolle Gepräge seines Geschlechts aufgedrückt, und die noch weichen Muskeln verraten schon Spuren einer charakteristischen Gesichtsbildung. Schnelle und sichere Bewegungen drücken die Lebhaftigkeit seines Alters, wie unerschütterliche Entschlossenheit aus und zugleich eine, durch lange Übung, erlangte Erfahrung. Ungeachtet eines gewissen freimütigen und offenherzigen Wesens, ist er weder anmaßend noch eitel. Da sein Kopf nie über den Büchern brütete, bedurfte es nie der Mahnung: „Kopf in die Höhe!“ denn er brauchte nicht mit gesenktem Haupte einherzugehen, und Furcht oder Scham haben ihn niemals niedergedrückt.

Räumen wir ihm jetzt einen Platz in der Gesellschaft ein. Prüfen und fragen Sie ihn vertrauensvoll, meine Freunde. Fürchten Sie weder zudringliches Geschwätz, noch unbescheidene Fragen seinerseits. Erwarten Sie aber auch keine anmutigen Redewendungen. Machen Sie sich dagegen darauf gefaßt, daß er nur die einfache kindliche Wahrheit redet. Seine guten Handlungen wird er mit dem*selben Freimute*, wie das Böse, was er begangen hat, eingestehen,

ohne Eindruck oder Wirkung seiner Rede zu beachten. Aus diesem Grunde wird er sich der Worte auch in ihrer ganzen Schlichtheit und ursprünglichen Bedeutung bedienen. Sein Denken ist beschränkt, aber klar. Sein Wissen besteht nicht in auswendig gelernten Phrasen, sondern ist aus der Erfahrung gewonnen. Wenn er weniger als andre Kinder in Büchern liest, so liest er um so besser in dem Buche der Natur. Sein Verstand sitzt nicht auf der Zunge, sondern im Kopfe. Emil spricht nur eine Sprache, aber er redet sie mit Verständnis. Fehlt ihm auch zuweilen ein richtiger Ausdruck, so übertrifft er in seiner Handlungsweise seine Altersgenossen bei weitem.

Sitte, Herkommen, Gewohnheit sind ihm unbekannte Begriffe. Auch sittliche Begriffe findet man bei ihm nur in einer kleinen Anzahl. Meist beziehen sich dieselben auf sein gegenwärtiges Verhältnis, ohne auf die Wechselbeziehungen der Menschen untereinander Rücksicht zu nehmen.

Wozu nützen sie ihm, da ein Kind noch kein thätiges Mitglied der Gesellschaft ist? Redet mit ihm von Freiheit, Eigentum, von gegenseitigem Übereinkommen, — es sind seinem Verständnis angemessene Begriffe. Er weiß, weshalb das Seinige ihm gehört, und warum andres, das ihm nicht gehört, auch nicht sein Eigentum ist. Hier aber ist die Grenze seines Wissens.

Sprecht ihr von Pflicht oder von Gehorsam, so weiß er nicht, was ihr sagen wollt. Befehlt ihr etwas, so versteht er euch nicht. Äußert ihr dagegen: „Wenn du mir diesen oder jenen Gefallen thust, so würde ich gelegentlich gleiches mit gleichem vergelten, so wird er sofort eurem Wunsche entsprechen. Er strebt nach Ausdehnung seiner Herrschaft; er wünscht sich Rechte bei euch zu erwerben, die in seinen Augen unverletzlich sind. Möglich, daß auch die Hoffnung ihn treibt, eine gewisse Stellung einzunehmen, mitgezählt zu werden, eine gewisse Geltung zu erlangen. Bestimmt ihn dieser letzte Beweggrund, so sind die Grenzen der Natur allerdings schon überschritten; die Pforten der Eitelkeit waren nicht genügend versperrt. Bedarf er selbst des Beistandes, so wird er denselben unterschiedslos von dem ersten, der ihm begegnet, erbitten, und wäre es der König selbst oder sein

Diener, denn Standesunterschiede sind ihm noch unbekannt. An der Form seiner Bitte erkennt man, wie sehr er sich bewußt ist, daß die Erfüllung seines Verlangens keine Verpflichtung, sondern nur eine Gefälligkeit ist und man sie nur aus Nächstenliebe erweist.

Seine Ausdrucksweise ist knapp und einfach. Stimme, Blick und Gebärden verraten, daß er sowohl an ein Gewähren wie Versagen gewöhnt ist. Er besitzt weder eine kriechende und knechtische Unterwürfigkeit, noch den Ton eines Herrn und Gebieters. Bescheidenes Zutrauen zu seinesgleichen, edle und rührende Güte eines freien, aber fühlenden und schwachen Wesens, das den Beistand eines freien und wohlwollenden Wesens erbittet, sind die besondern Merkmale seiner Eigenart. Wenn ihr seine Bitte erfüllt, so wird er euch nicht danken, aber er fühlt, daß er in eurer Schuld ist. Schlagt ihr seine Bitte ab, so beklagt er sich nicht; er wird sich nicht sagen: „Man hat meine Bitte abgelehnt", sondern er wird sprechen: „Es konnte nicht anders sein. Gegen die Notwendigkeit, welche man einmal als richtig erkannt hat, lehnt man sich nicht auf."

Überlaßt ihn sich selbst in der Freiheit. Seht ihn handeln; beobachtet sein Thun und wie er sich dabei benimmt, ohne etwas zu sagen. Er braucht es nicht zu bestätigen, daß er frei ist, ohne deshalb unbesonnen zu handeln oder einen Akt der Willkür auszuüben. Stets werden auch seine Fähigkeiten seinen Absichten entsprechen. Ohne seines Erfolges sicher zu sein, wird er schwerlich handeln. Sein Blick ist scharf und aufmerksam. Um sich über die Dinge seiner Umgebung zu unterrichten, stellt er deshalb keine unbeholfenen Fragen. Ehe er fragt, wird er selbst untersuchen und sich bemühen, das was er kennen zu lernen wünscht, auch selbst aufzufinden. Unvorhergesehene und selbst gefahrdrohende Verlegenheiten beunruhigen ihn nicht, denn er sieht nur, was wirklich vorhanden ist. Alle Gefahren schätzt er richtig und verliert dabei nie seine Kaltblütigkeit. Nie lehnt er sich gegen das Notwendige auf und trägt geduldig seine Last. Ob er sich beschäftigt oder belustigt, gilt ihm gleich. Spiele sind ihm zugleich Beschäftigung; darin merkt er keinen Unterschied. Was er unternimmt, betreibt er mit einem Interesse, über das wir lächeln *und mit* einer Ungezwungenheit, die uns wohlthuend berührt, da—

uns dieselbe einen Einblick in seine Geistesrichtung und in den Umfang seiner Kenntnisse gewährt.

Wollt ihr meinen Zögling jetzt mit Kindern gleichen Alters vergleichen, so laßt ihn sich im Kreise seiner Altersgenossen bewegen. Bald werdet ihr erkennen, wessen Entwicklung am vollkommensten für das betreffende Alter ist. Die Stadtkinder übertrifft er an Körperkraft, wenn auch nicht an Gewandtheit. Landkindern gegenüber ist er gewandter und nimmt es gleichzeitig an Stärke mit ihnen auf. Alles, was nicht seine kindliche Fassungskraft übertrifft, beurteilt er besser als alle andern. Überall, wo es sich um körperliche Übung handelt oder er seine Erfahrung zu nutze machen kann, gewinnt es fast den Anschein, als ob die Natur sich seinen Befehlen fügt, so leicht weiß er alles unter seinen Willen zu beugen. Darum ist er auch wie geschaffen, die Führung seiner Spielgefährten zu übernehmen. Alle werden seine Überlegenheit herausfühlen, und sie werden ihm gehorchen, ohne sich über die Ursachen klar zu sein. Während er das Leben eines Kindes gelebt und seine Vervollkommnung nicht auf Kosten seines Glücks erkauft hat, ist er zur Reife der Kindheit gediehen. Beides hat sich mit- und durcheinander entwickelt. So weit wie es seine Körperbeschaffenheit erlaubte, ist er glücklich und frei gewesen, während sich gleichzeitig seine Verstandeskräfte bis zu dem Grade ausbildeten, der seinem Alter angemessen ist. Sollte die Sichel des Todes uns der Blüte unsrer Hoffnungen berauben, so haben wir nicht gleichzeitig sein Leben und seinen Tod zu beweinen, denn wir brauchen unsern Schmerz nicht durch die Erinnerung an Leiden zu steigern, die wir nicht verschuldet haben. Wir dürfen uns sagen: „Wenigstens hat er seine Kindheit genossen. Wir haben ihn um nichts betrogen, was die Natur ihm verliehen hatte."

Die ersten Lebensjahre eines Kindes bedürfen einer besonders sorgfältigen Erziehung. Leider ist es ein Übelstand, daß nur wirklich scharfblickenden Leuten dieser Grundsatz einleuchtet. Meistens verfolgen Erzieher mehr ihre eignen Interessen, als diejenigen ihrer Zöglinge. Ohne Wahl und Unterschied zwängen sie ihrem Gedächtnisse hunderterlei Dummheiten ein und rüsten sie mit einem Vorrat

solcher Kenntnisse aus, die bei einer gelegentlichen Schaustellung derselben leicht zur Geltung kommen. Ob diese Kenntnisse wirklich nützlich sind, ist gleichgiltig, wenn sie nur in die Augen fallen. Bei einer gelegentlichen Prüfung stellt man dann sein angebliches Wissen zur Schau. Dann packt man wieder ein und geht.

Mein Zögling ist allerdings nicht so reich. Er besitzt keine Schätze, die er zur Schau stellen kann. Er hat nichts zu zeigen, als sich selbst. Nun läßt sich aber ein Kind noch weniger, als ein Erwachsener in einem Augenblick durchschauen. Welcher Beobachter vermöchte wohl auf den ersten Blick die besondere Eigenart seiner Züge zu erkennen? Es giebt solche, wenn auch wenige, und unter Hunderten von Vätern findet sich vielleicht keiner.

Endloses Ab- oder Ausfragen ist sowohl Erwachsenen wie Kindern lästig. Nach Verlauf weniger Minuten ermattet ihre Aufmerksamkeit; sie hören schließlich gar nicht mehr auf den Gegenstand, den ein hartnäckig prüfender Lehrer verlangt und antworten nur aufs Geratewohl. Diese Art einer Prüfung ist unnütz und pedantisch. Oft offenbart ein einziges, unwillkürlich entschlüpftes Wort ihren Verstand und Geist besser, als lange Unterredungen. Man muß aber darauf achten, daß ihnen das Wort nicht in den Mund gelegt oder zufällig geäußert wird. Man muß selbst eine scharfe Urteilskraft besitzen, um diejenige eines Kindes richtig bemessen zu können.

Drittes Buch.

Die ganze Lebenszeit, von der Kindheit bis zum Beginn des Jünglingsalters, ist eine Zeit der Schwäche. Trotzdem giebt es im Verlaufe derselben einen Zeitpunkt, wo das Wachstum der Kräfte den notwendigen Bedarf derselben für den Körper überschritten hat. So schwach die physische Natur des heranwachsenden Wesens im ganzen ist, so erstarkt sie im Verhältnis zu seinem Wachstum. Noch sind seine Bedürfnisse nicht durchgängig entwickelt; seine wirklich vorhandenen Kräfte sind deshalb, um seinen Bedürfnissen nachzukommen, mehr als zulänglich. Für einen erwachsenen Menschen würde dieses *Wesen sehr* schwach sein. Für ein Kind ist es sehr stark.

Worauf beruht diese Schwäche des Menschen? Auf der Ungleichheit zwischen seiner Kraft und seinem Begehren. Nur die heftigen Triebe machen uns schwach; denn zu ihrer Befriedigung bedürfen wir eines größern Kraftaufwandes als uns die Natur verliehen hat.

Ein Begehren vermindern, heißt die Kräfte vermehren. Wer mehr leistet als er begehrt, besitzt einen Überschuß an Kräften. Er ist sicher ein sehr starkes Wesen. Von dieser dritten Periode der Kindheit handelt der gegenwärtige Abschnitt. Aus Mangel eines andern geeigneten Ausdrucks behalte ich die Bezeichnung „Kindheit" bei. Diese Stufe grenzt zwar schon an das Jünglingsalter, aber sie ist noch nicht das Mannesalter.

Im zwölften und dreizehnten Jahre entwickeln sich die körperlichen Kräfte des Knaben schneller als seine Bedürfnisse. Gegen die Ungunst des Wetters und der Jahreszeit ist er unempfindlicher und trotzt ihr ohne Mühe. Die zunehmende Körperwärme ersetzt ihm eine wärmere Kleidung, sein Appetit stark gewürzte Speisen. Jedes Nahrungsmittel, das nur der Erhaltung dient, ist seinem Lebensalter angenehm. Wenn er müde ist, dient ihm die Erde als Bett, und er schläft. Seine Umgebung bietet ihm überall das Notwendige. Da er von Vorurteilen unbeeinflußt ist, quälen ihn keine eigebildeten Bedürfnisse. Sein Begehren geht nicht über den Bereich seiner Arme hinaus. Nicht nur dem eignen Begehren vermag er zu genügen, er besitzt auch noch einen Überschuß an Kraft, ein Umstand, der nur in diesem Lebensalter sich geltend macht. Man wird entgegnen, daß die Manneskraft sich erst im Mannesalter äußert und die Lebensgeister, welche eigens in den ihnen entsprechenden Gefäßen gebildet und durch den ganzen Körper verstreut sind, erst den Muskeln die nötige Festigkeit und Thatkraft verleihen und jene Spannkraft und Beweglichkeit, welche die Quelle der eigentlichen Kraft bilden. Dieser Stubenphilosophie gegenüber berufe ich mich auf meine Erfahrung. Auf den Landgütern bearbeiten kräftige Knaben, ebenso wie ihre Väter, den Acker. Sie hacken, pflügen, laden Weinfässer auf und lenken den Wagen; wenn die Stimme sie nicht verrät, so könnten sie für Männer gelten. Auch die Arbeiter in der Stadt sind als

Grob- und Zeugschmied, oder als Hufschmied ihren Meistern an Stärke gleich.

Dieser Übergang, in welchem das Vermögen des Menschen sein Begehren übersteigt, ist zwar nicht die Zeit seiner bedeutendsten und unbedingten Kraft, aber die Zeit der verhältnismäßig größten Stärke. Wie ist nun der Überfluß an Fähigkeiten und Kräften, die ihm in spätern Jahren fehlen werden, zu verwenden? Mein Zögling wird haushälterisch damit umgehen, um nötigenfalls einmal davon zehren zu können. Er muß gewissermaßen einen Teil von dem Überflusse seines gegenwärtigen Wesens auf die Zukunft übertragen. Der kräftige Knabe soll Vorräte für den schwachen Mann sammeln. Indessen soll er seine Schätze nicht in Koffern verbergen, die man stehlen kann, noch in Scheunen, die nicht sein Eigentum sind. Er soll sich seinen Erwerb nur durch den Gebrauch seiner Arme und seines Kopfes, kurz seines ganzen Seins sichern. Doch beachte man, daß nicht ich diese Wahl willkürlich getroffen habe, sondern daß die Natur es selbst so angewiesen hat.

Das menschliche Erkenntnisvermögen ist begrenzt. Ein Mensch kann durchaus nicht alles wissen, noch vermag er sich den geringen Umfang des Wissens andrer Menschen anzueignen. Da das Gegenteil jeder falschen Behauptung eine Wahrheit ist, so ist die Anzahl der Wahrheiten wie der Irrtümer unerschöpflich. Bezüglich der Unterrichtsgegenstände, wie der zum Lernen geeigneten Zeit heißt es daher, eine angemessene Wahl treffen.

Von den uns zugänglichen Kenntnissen sind einige falsch, andre unnütz und wieder andre tragen nur dazu bei, den Hochmut dessen zu steigern, der sie besitzt. Nur eine kleine Anzahl derselben trägt wirklich zu unserm Wohlsein bei. Sie sind allein der Bemühungen eines klugen Mannes und folglich auch eines Knaben wert, der zum Manne erzogen werden soll.

Von dem Reste dieser kleinen Anzahl heißt es wieder solche unbestreitbare Sätze auszuscheiden, die zu ihrem Verständnis schon ein gereiftes Urteil verlangen. Sie setzen bereits eine Kenntnis menschlicher Beziehungen voraus, die einem Kinde verständlich sind.

Als zuverlässiger Maßstab und Prüfstein für das Wachstum der Geisteskräfte eures Zöglings dürften seine Fortschritte in der Geometrie dienen. Sobald er das Nützliche vom Unnützen zu unterscheiden vermag, ist es notwendig, ihn behutsam und vorsichtig in rein geistige Studien einzuführen.

Verlangt ihr z. B. von ihm, daß er eine mittlere Proportionale zwischen zwei Linien sucht, so stellt es so an, daß ihr ihn zuerst auf den Gedanken bringt, ein Quadrat zu konstruieren, welches einem gegebenen Rechtecke gleich ist. Wäre ihm die Aufgabe gestellt, zwei mittlere Proportionalen zu finden, so müßte man ihm zuerst die Aufgabe von der Verdoppelung des Kubus recht interessant machen u. s. w. Beachtet, wie wir uns stufenweise den moralischen Begriffen nähern, welche uns Gutes und Böses unterscheiden lehren. Die verschiedenen Fähigkeiten des Menschen werden alle von dem gleichen Triebe belebt. Auf die Thätigkeit des Körpers, der sich zu entwickeln strebt, folgt die Thätigkeit des Geistes, der nach Belehrung verlangt.

Anfangs sind die Kinder daher nur auf Bewegung bedacht. Später erwacht die Neugierde. Wenn diese sorgfältig geleitet ist, so wird sie die Triebfeder der hier zu behandelnden Altersstufe. Indessen ist immer zwischen natürlichen Neigungen zu unterscheiden, und solchen, die auf überlieferten Vorurteilen beruhen. Anders ist der Wissensdurst, der sich nur auf den Anspruch gründet, für gelehrt zu gelten; anders dasjenige Wissen, welches die natürliche Neugier in dem Menschen für alles, was ihn in der Ferne oder Nähe betrifft, wachruft.

Die angeborne Sehnsucht nach Wohlbehagen und die Unmöglichkeit demselben gerecht werden zu können, geben stets neue Veranlassung, zur Befriedigung derselben andre Mittel aufzusuchen. Dies ist der Ursprung der Neugierde. Es ist ein dem menschlichen Herzen ganz natürlicher Ursprung, dessen Entwicklung sich erst durch unsre Leidenschaften und unsre erweiterte Erkenntnis vollzieht. Stellt euch einen Philosophen vor, der mit seinen Instrumenten und Büchern lebenslang auf eine wüste Insel verbannt ist. Weder das Weltsystem, noch die Differentialrechnung werden ihn kümmern. Vielleicht

nicht einmal ein Buch mehr. Dagegen wird die Durchforschung seiner Insel bis auf den entferntesten Winkel ihn in Anspruch nehmen. Auf Grund dieses Beispiels müssen von dem ersten Unterrichte solche Kenntnisse ausgeschlossen bleiben, welche den natürlichen Neigungen des Menschen widersprechen. Man beschränke sich auf diejenigen, auf welche der Naturtrieb uns hinführt.

Auch die Erde kann als eine Insel für das Menschengeschlecht betrachtet werden. Der am meisten in die Augen springende Gegenstand ist die Sonne. Sobald der Mensch beginnt, sich nicht mehr mit seiner Person allein zu beschäftigen, so werden seine ersten Beobachtungen auf jene Gegenstände gerichtet werden. Welche Abschweifung! wird man mir einwenden. Dennoch ist dieser Sprung nur aus dem Fortschritt unsrer Kraft und der Richtung unsres Geistes zu erklären. In dem Zustande der Schwäche und Hilflosigkeit drängt die Sorge um die Selbsterhaltung den Menschen auf sich selbst zurück. Der Zustand der Kraft und Macht dagegen steigert den Wunsch, unser Wesen bis in unendliche Fernen über unser eignes Ich hinaus zu dehnen. Mit der Gedankenwelt unbekannt, reicht aber unser Denken nicht weiter als unser Auge. Unser Verständnis erweitert sich erst mit dem Raume, den es mißt. Unsre sinnlichen Wahrnehmungen sollen zwar in Vorstellungen umgesetzt werden, doch dürfen wir nicht plötzlich von sinnlichen Gegenständen zu geistigen oder Gedankendingen übergehen. Die Sinne müssen bei den ersten Verrichtungen des Geistes unsre Führer sein. Die Welt muß deshalb das erste Buch des Kindes sein, der erste Unterricht soll sich gründen auf Thatsachen. Das Kind, welches liest, denkt nicht; es unterrichtet sich nicht, es lernt nur Worte.

Richtet die Aufmerksamkeit eures Schülers auf die Naturerscheinungen, dann wird auch die Wißbegierde erwachen. Um diese zu nähren, darf man sie niemals befriedigen. Legt ihm Fragen vor, die seiner Fassungskraft entsprechen und ihn anleiten, Schlüsse zu machen. Sein Wissen darf er nicht durch eure Unterweisung erhalten, sondern durch sein eignes Verstehen. Seine Kenntnisse sollen nicht angelernt, sondern gefunden werden. Sobald in seiner Geistesthätigkeit die Regel an die Stelle des Nachdenkens tritt,

wird er überhaupt das Nachdenken aufgeben und nur der Spielball der Anschauungen andrer sein.

Ihr beabsichtigt, dem Knaben geographischen Unterricht zu erteilen und bedient euch zu dem Zwecke der Erd- und Himmelskugeln, sowie der Karten. Welche Zurüstungen! Wozu diese bildlichen Darstellungen? Warum beginnt ihr nicht mit der Anschauung des Gegenstandes selbst, ohne welche der Zögling schwerlich begreift, wovon die Rede ist?

An einem schönen Abend richten wir unsern Spaziergang nach einem Orte, wo der genügend freie Horizont die Beobachtung des Sonnenuntergangs gewährt. Man merkt sich die Gegenstände, durch welche die Stelle ihres Untergangs wieder bestimmt werden kann. Am folgenden Morgen kehrt man noch vor Sonnenaufgang an den nämlichen Ort wieder zurück. Feuerstrahlen verkünden den Aufgang der Sonne. Bald gleicht der ganze Osten einem Flammenmeer. Jeden Augenblick erwartet man aus dieser Flammenglut das Tagesgestirn auftauchen zu sehen. Endlich erscheint es. Ein strahlender Punkt löst sich blitzartig und erfüllt bald den ganzen Raum. Der Schleier der Dämmerung bleicht und fällt. Jetzt erkennt auch der Mensch die Stätte seines Daseins in verschönertem Glanze wieder. Der Chor der Vögel begrüßt jubilierend den Vater des Lebens. Noch ist ihr leises Gezwitscher süßer als im Laufe des Tages: es ist die Sehnsucht nach einem friedlichen Erwachen. Die Mannigfaltigkeit dieses großen Schauspiels belebt die Sonne und ist von so unwiderstehlichem Zauber, daß jeder von tiefer Rührung ergriffen ist.

Hingerissen von dem Naturschauspiel hofft der Lehrer seine eignen Gefühle auch dem Zögling übermitteln zu können. Er glaubt durch seine eignen Gefühle zu rühren! Welche Thorheit! Der Reiz jenes Schauspiels liegt in der Seele des Menschen. Man muß ihn fühlen, um zum Bewußtsein seiner Schönheit zu gelangen.

Das Kind nimmt die Dinge wahr; allein die innern Beziehungen derselben zu einander sind ihm fremd und die sanfte Harmonie in ihrem Zusammenwirken bleibt ihm unverständlich.

Um sich des Gesamteindrucks bewußt zu werden, welcher aus jenen Wahrnehmungen hervorgeht, muß das Kind Erfahrungen und

Gefühle besitzen. Die erstern hat es noch nicht erworben; die letztern sind ihm noch fremd. Wie kann ein Kind die erfrischende Morgenkühle genießen, wenn es nicht die dürren und heißen Ebenen durchwandert hat? Kann der Gesang der Vögel in seinem Herzen wonnevolle Rührung erwecken, solange ihm die herzbewegenden Töne der Liebe unbekannt sind? Und wie ist es möglich, sich von der Schönheit eines Naturschauspiels fortreißen zu lassen, solange es die Hand nicht kennt, welche bemüht war, ihr die Schönheit zu verleihen.

Haltet den Kindern keine Reden, die sie nicht verstehen. Jeder poetische Schmuck durch Schilderungen, glänzende Wendungen und bildliche Ausdrücke bleibe daraus fern. Es handelt sich hier weder um Bildung des Gefühls noch des Geschmacks. Bestrebt euch klar, einfach und deutlich zu sprechen. Die Zeit wird nur zu bald herankommen, um in einer andern Sprache zu reden.

Nach den Grundsätzen, in deren Geiste Emil erzogen ist, wird er jeden Gegenstand, den er sieht, langsam prüfen, ehe er etwas sagt. Er ist daran gewöhnt, nur die eignen Hilfsmittel zu Rate zu ziehen, und nicht eher zu andern seine Zuflucht zu nehmen, ehe er nicht zur Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit gekommen ist. Er ist an Denken gewöhnt und vermeidet Fragen.

Nachdem man bei jener Gelegenheit den Sonnenaufgang genau betrachtet hat, läßt man den Zögling die Berge der Ostseite und andre benachbarte Gegenstände wahrnehmen. Wenn seine Wißbegierde genügend in Anspruch genommen ist, so kann eine kurze Frage ihm helfen sie zu befriedigen. Während Emil ungestört darüber plaudert, so beobachtet, wie jemand, der nachsinnt, einige Augenblicke Stillschweigen und bemerkt dann: „Es ist auffallend, daß die Sonne gestern abend dort drüben unterging, während sie heute morgen hier aufgeht. Wie ist das zu erklären? Weiter fügt nichts hinzu. Wenn er fragt, so antwortet nicht und sprecht von andern Dingen. Überlaßt ihn sich selbst, er wird sicher darüber nachdenken.

Um ein Kind zur Aufmerksamkeit anzuleiten und dasselbe von einer augenscheinlichen Wahrheit zu überzeugen, sollte man ihm einige Tage Unruhe bereiten, ehe man sie ihm entdeckt. Wenn das Kind auf diese Weise das Richtige nicht trifft, so giebt es ein

deutlicheres Mittel in der Umstellung der Frage, um die Wahrheit ihm handgreiflicher vorzuführen. Wenn der Zögling es nicht erklären kann, wie die Sonne von ihrem Ostpunkte zu ihrem Westpunkte gelangt, so ist ihm doch bekannt, welchen Weg sie von ihrem Aufgangs- zu ihrem Untergangspunkte einschlagen muß. Seine Augen belehren ihn. Man erläutere daher die erste Frage durch die zweite. Die Übereinstimmung beider ist zu offenbar, um dem Zögling nicht einzuleuchten, vorausgesetzt, daß er nicht ganz unbefähigt ist. Das war der erste Unterricht in der Weltkunde. Unsre ersten Fortschritte von einer sinnlichen Wahrnehmung zur andern sind sehr langsam. Wir machen uns nur langsam mit derselben vertraut, ehe wir zu einer andern übergehen. Da unser Zögling niemals zur Aufmerksamkeit gezwungen wird, so bedarf er langer Zeit von der ersten Unterrichtsstunde an bis zum vollen Verständnis der Sonnenbahn und einer Kenntnis der Erdgestalt. Da aber alle scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper auf demselben Grundgesetze beruhen und das erste Ergebnis auch zu allen übrigen führt, so braucht er geringere Anstrengung, wenn auch längere Zeit, um nach den täglichen Umdrehungen eine Berechnung der Verfinsterungen anzustellen, sowie den Wechsel von Tag und Nacht zu verstehen. Da sich die Sonne um die Erde bewegt, so beschreibt sie einen Kreis, und jeder Kreis muß, wie wir bereits wissen, einen Mittelpunkt haben. Dieser Mittelpunkt ist freilich nicht sichtbar, weil er sich im Innern der Erde befindet, aber man kann auf der Oberfläche zwei einander entgegengesetzte Punkte bezeichnen, die ihm entsprechen. Ein Stab, der durch diese drei Punkte ginge und nach beiden Richtungen hin bis an den Himmel verlängert wäre, würde die Achse der Welt und der täglichen Bewegung der Sonne veranschaulichen. Ein sich auf seiner Spitze drehender runder Drehwürfel stellt den Himmel dar, wie er sich um seine Achse dreht; die beiden Spitzen des Drehwürfels bilden die Pole. Dem Kinde wird es jedenfalls eine große Freude machen, einen dieser Weltpole kennen zu lernen. Ich zeige ihm denselben am Schwanze des kleinen Bären. Von jetzt an fehlt es uns auch nicht an einem Zeitvertreibe für die Nacht. Nach und nach machen wir uns mit den Sternen vertraut, und hieraus bildet sich die

erste Lust, die Planeten kennen zu lernen, und die Sternbilder zu beobachten.

Der Sonnenaufgang ist von uns um Johanni beobachtet worden. Er wird um Weihnachten oder an einem andern schönen Wintertage wiederholt betrachtet werden. Der nämliche Ort unsrer ersten Beobachtung ist wieder gewählt worden. Ist diese nur mit einigem Geschick vorbereitet, so wird der eine oder andre nicht verfehlen auszurufen: „Wie seltsam! Der Sonnenaufgang findet an einem andern Punkte statt! Unsre alten Merkzeichen befinden sich dort, während die Sonne hier aufgeht.“ Es giebt also einen Sommer- und einen Winterostpunkt. — Dies, mein junger Lehrer, ist der vorgezeichnete Weg. Diese Beispiele mögen genügende Anleitung zum Unterrichte in der Himmelskunde geben und beweisen, daß die Welt als Welt, und die Sonne als Sonne zu betrachten ist.

Überhaupt ersetzt die Sache durch das Zeichen nur wenn es unmöglich ist, dieselbe dem Zöglinge selbst vorzuweisen. Das Zeichen nimmt die Aufmerksamkeit des Kindes gefangen und läßt den vor Augen geführten Gegenstand unbeachtet.

Das Planetarium oder die Armillarsphäre scheint ein schlecht ersonnenes und in ungenauen Verhältnissen ausgeführtes Lehrmittel zu sein. Die durcheinander laufenden Kreise mit ihren sonderbaren Figuren geben ihm etwas Verworrenes, das den kindlichen Geist verwirrt. Im Verhältnis zu der Größe und Anzahl der Kreise ist die Gestalt der Erde zu klein. Die Stärke der Pappe giebt ihnen den Schein des Körperlichen, so daß man sie für wirklich vorhandene kreisende Massen halten kann. Wird dem Kinde gesagt, daß diese Kreise nur gedacht sind, so bleibt ihm der angeschaute Gegenstand unverständlich, und es begreift nichts mehr davon.

Bei dem Studium der Wissenschaften streitet man über den Vorzug der analytischen und synthetischen Methode. Dennoch bedarf es nicht immer einer besondern Wahl. Beide Methoden lassen sich vereinigen. Man kann bei den nämlichen Untersuchungen zergliedern und entwickeln und das Kind durch das entwickelnde Verfahren leiten, während es meint, zu zergliedern. Die gleichzeitige *Anwendung* beider Methoden möchte wechselseitig als Probe dienen.

Wenn man z. B. von zwei Punkten gleichzeitig ausginge, ohne daß s sich dessen bewußt wäre, daß es das gleiche Ziel verfolgte, so würde das schließliche Zusammentreffen eine angenehme Überraschung verursachen. Beispielsweise würde ich in dem geographischen Unterichte von diesen beiden Endpunkten ausgehen, und mit dem Studium der Umdrehung der Erdkugel die Lehre von den Verhältnissen ihrer einzelnen Teile verbinden. Der Wohnort würde den Anfang machen. Während das Kind in die Himmelskunde eingeführt wird und sich gleichsam auf diese Weise in den Himmel versetzt, muß ihm zugleich die Einteilung der Erde und zunächst sein Wohnort bekannt werden. Seine beiden ersten geographischen Merkzeichen werden die Stadt, in er es wohnt und das väterliche Landhaus sein. Hieran reihen sich ie zwischen beiden liegenden Orte, die benachbarten Flüsse. Endlich er Stand der Sonne und die Art sich zurecht zu finden. Dies ist er Vereinigungspunkt. Dem Zögling selbst liegt es ob, eine einache Karte zu entwerfen, welche zunächst nur jene beiden Ausgangsunkte enthält. Die übrigen schließen sich später an, je nachdem : ihre Lage erfährt oder selbst abschätzt. Man begreift, welcher Vorteil sich für ihn durch die frühzeitige Bemühung ergiebt, sein Augenmaß auszubilden. Ohne Zweifel bedarf der Knabe dennoch einer geringen, aber unmerklichen Anleitung. Irrt er sich, so übersehe man lieber seine Fehler, ohne sie gleich zu verbessern. Erwartet illschweigend, daß er seinen Irrtum erkennt und ihn selbst berichtigt. Belegentlich nur schlagt das Verfahren ein, ihn auf die Unrichtigeiten aufmerksam zu machen. Übrigens handelt es sich weniger um ine genaue Ortskunde des Landes, als um die Mittel, sich über dasselbe zu unterrichten. Besitzt er eine deutliche Vorstellung von der Bedeutung der Karten und der Kunst, sie selbst zu entwerfen, so ist es unwesentlich, wenn er sie auch nicht im Kopfe hat. Dies ist auch der Unterschied zwischen dem Wissen eures Zöglings und der Unwissenheit Emils. Jene kennen die Karten; dieser entwirft sie, ein neuer Schmuck für unser Zimmer.

Man vergesse nicht, daß das Wesen meines Unterrichts nicht in der Anhäufung vieler Kenntnisse besteht, sondern daß es sich darum handelt, Emil klare und deutliche Begriffe bilden zu lassen.

Die Unwiſſenheit Emils verurſacht mir keine Sorge. Unrichtige Vorſtellungen dürfen aber nicht in ſeine Seele eindringen. Um ihn vor dieſen um ſo ſicherer zu bewahren, mache ich ihn mit der Wahrheit bekannt. Die Entwicklung der Vernunft und der Urteilskraft vollzieht ſich ebenſo langſam, wie ſich die Vorurteile ſchnell anſammeln. Vor ihnen kann er nicht genug gehütet werden. Die Wiſſenſchafft gleicht an und für ſich einem unbegrenzten unergründlichen Meere voller Klippen, aus dem jeder Rückzug abgeſchnitten iſt. Wenn ich einen Mann ſehe, der in voller Hingebung und Begeiſterung ſich in den Zauber der Wiſſenſchaft vertieft, und raſtlos ein Wiſſensgebiet nach dem andern durchforſcht, ſo glaube ich ein Kind zu erblicken, das am Strande Muſcheln ſammelt. Anfangs hebt es alle auf, die es findet. Dann wirft es dieſelben fort, da der Anblick andrer es reizt. Bald rafft es wiederum andre auf, bis es von der Menge ermüdet und unfähig noch neue aufzuleſen, alle fortwirft und leer heimkehrt.

Während des erſten Lebensalters verſtrich die Zeit langſam. In der Furcht, ſie übel anzuwenden, hieß unſre Loſung: Zeitverſchwendung. Jetzt tritt im Gegenteil oft ein Mangel ein, um das Nützliche zur Genüge zu leiſten. Das friedliche Alter der geiſtigen Entwicklung iſt von kurzer Dauer. Es verfliegt ſehr ſchnell. Notwendigerweiſe bedarf es einer andern Verwendung. Es wäre ein thörichtes Verlangen, ein Kind in dieſer Zeit zum Gelehrten heranbilden zu wollen. Es handelt ſich nicht darum, ihm Wiſſen einzuimpfen, ſondern ihm die Liebe zur Wiſſenſchaft einzuflößen und ihm das Verfahren zu zeigen, wie es ſich dieſelbe aneignen kann, ſobald ſich eine vorherrſchende Neigung bei ihm für dieſelbe ausſpricht. Darin beſteht der weſentlichſte Grundſatz jeder guten Erziehung.

Mit dieſem Zeitpunkte beginnt für den Knaben die Notwendigkeit, ſich zu gewöhnen, ſeine Aufmerkſamkeit ein und demſelben Gegenſtande fortgeſetzt zuzuwenden. Niemals darf jedoch ein Zwang, ſondern immer nur Freude und innerer Drang die Aufmerkſamkeit hervorrufen. Man hat ſorgfältig darauf zu achten, daß er nicht übermüdet wird oder gar Langeweile empfindet. Auch hier ſeid immer auf der Hut. Lieber geht von dem begonnenen Gegenſtand

), ehe der Zögling sich langweilt und mit Widerwillen lernt. Seine ragen dürfen nur soweit beantwortet werden als erforderlich, um ine Wißbegierde zu wecken, nicht aber, um sie zu befriedigen. Be- erkt ihr dagegen, daß er den Lehrer nur mit thörichten Fragen läſtigt, anstatt sich ernstlich zu unterrichten, so beobachtet sofort die ößte Zurückhaltung, denn es handelt sich keineswegs mehr um die ache, sondern darum, durch sein Geschwätz einen Zwang auszuüben.

Es giebt eine Kette allgemeiner Wahrheiten, welche die gemein- me Grundlage aller Wissenschaften bildet. Aus dieser entwickeln sich stufenmäßig. Diese Kette bildet den Ausgangspunkt für as philosophische Denken. Ein andres Verfahren weist den Zu- mmenhang der Dinge nach, indem es von dem vorhergehenden egenstande auf den nachfolgenden schließt. Diesem Gesetze folgen e meisten Menschen. Es regt durch einen fortgesetzten Reiz die ufmerksamkeit an, welche der Gegenstand erfordert, und ist daher sonders für Kinder geeignet.

Um uns bei dem Entwurfe unsrer Karten zurecht zu finden, ußten die Meridiane oder Mittagslinien bezeichnet werden, wie ir oben gesehen haben. Ebenso war uns seit langer Zeit bekannt, aß Bernstein, Glas, Siegellack und verschiedene andre Körper, so- ald sie gerieben werden, Strohalme anziehen. Zufällig wurde noch in andrer Körper entdeckt, der noch die besondere Kraft besitzt, isenfeilspäne und andre Eisenteile anzuziehen, ja diese Kraft noch n einiger Entfernung ausübt.

Eine fernere Entdeckung lehrt, daß sie sich dem Eisen selbst mit- eilt, wenn es in bestimmter Richtung mit dem Magnet bestrichen ird. Fast gleichzeitig sehen wir auf einem Jahrmarkt einen Taschen- ieler, der eine auf Wasser schwimmende Ente von Wachs mit inem Stückchen Brot anzieht.

Ohne uns über Wirkungen, deren Ursachen uns unbekannt sind, n verwundern, ja ohne ein voreiliges Urteil zu fällen, kehren wir enso unwissend zurück und versuchen das Kunststück zu Hause nach- ahmen. Eine magnetisierte Nadel mit weißem Wachs umhüllt, elche die Gestalt einer Ente nach Möglichkeit wiedergiebt, wird uf Wasser gesetzt. In einiger Entfernung von dem Schnabel wird

ein Schlüsselring gehalten und vergnügt bemerken wir, daß die Ente demselben ebenso folgt, wie auf dem Jahrmarkt dem Stückchen Brot.

Am nämlichen Abend noch kehren wir mit einem Stückchen wohl präparierten Brotes zu dem Taschenspieler zurück. Mein kleiner Gelehrter erklärt ihm, daß er das Kunststück mit gleichem Erfolge ausführen kann. Er wird beim Wort genommen. Sofort nähert er sich mit dem im Brote verborgenen Eisen dem Tische und hält es der Ente hin, welche dem Knaben gleich willig, wie dem Meister folgt. Rauschender Beifall wird ihm zu teil. Der Kopf schwindelt ihm, so daß ich ihn besorgt hinwegführe.

Am andern Tage soll er seine Geschicklichkeit von neuem zeigen. Kaum kann der Knabe seine Ungeduld zügeln. Endlich kommt er an die Reihe. Etwas verlegen zwar zieht Emil sein Brot hervor. Doch welcher Wechsel! Die gestern so folgsame Ente ist heute völlig wild geworden. Anstatt des Schnabels dreht sie dem Brote den Schwanz zu und entflieht. Nach vielen vergeblichen Versuchen fordert der Knabe den Taschenspieler auf, die Ente zu locken. Dieser hält derselben ein Stück Brot hin, uud das gestrige Schauspiel wiederholt sich mit gleichem Erfolg.

Am nächsten Morgen erscheint der Taschenspieler an unserer Thür und beschwert sich über unser Benehmen, das seine Kunststücke herabsetzen und ihn um seinen Broterwerb zu bringen droht. Trotzdem erklärt er sich, bei unserm Interesse, bereit uns mit den Geheimnissen der Ente bekannt zu machen, und wir nehmen zu unserer Überraschung wahr, daß sie nur durch einen starken, gut armierten Magnet geleitet wurde, den ein Kind, unter dem Tische verborgen, bewegte.

Die einzelnen Umstände dieses Beispiels sind viel bedeutungsvoller, als man anzunehmen geneigt ist, denn die ganze Unterweisung schließt eine Menge von Lehren in sich. Welche demütigenden Folgen zieht beispielsweise nicht die erste Regung der Eitelkeit nach sich. Sorge dafür, junger Lehrer, daß diese Regung sich deiner Beobachtung nicht entzieht. Kannst du es veranlassen, daß für deinen Zögling sich als notwendige Folge daraus auch Widerwärtig-

keiten und Unannehmlichkeiten ergeben, so sei versichert, daß eine Wiederholung sicher ausbleiben wird.

Nachdem wir erfahren haben, daß der Magnet durch andre Körper hindurchwirkt, fertigen wir eiligst eine ähnliche Maschine an, welche der uns bekannten entspricht: einen ausgeschnittenen Tisch, ein in die Rundung passendes Becken, das einige Linien hoch mit Wasser gefüllt wird, und eine etwas sorgfältiger gearbeitete Ente. Nachdem die Bewegungen derselben aufmerksam beachtet wurden, bemerken wir, daß die Ente, sobald sie in Ruhe ist, immer nach der nämlichen Richtung schaut, machen uns diese Erfahrung zu nutze und gehen der Richtung nach. Es ergiebt sich, daß sie von Norden nach Süden geht. Mehr bedarf es nicht. Der Kompaß ist gefunden, oder doch so gut wie gefunden, und der Weg zur Physik liegt offen vor uns.

Man unterscheidet auf der Erde verschiedene Himmelsstriche und verschiedene Temperaturen. Je näher man den Polen ist, je auffälliger wird der Wechsel der Jahreszeiten. Alle Körper ziehen sich in der Kälte zusammen und dehnen sich in der Wärme aus. Diese Wirkung zeigt sich am schnellsten bei Flüssigkeiten und am auffallendsten bei Spirituosen. Jene Erscheinung hat auch die Erfindung des Thermometers bewirkt. — Der Wind trifft das Gesicht: die Luft ist folglich eine den Körper durchdringende Kraft. Man empfindet sie, ohne ein geeignetes Mittel zu besitzen, sie auch gleichzeitig zu sehen. — Alle Gesetze aus der Lehre vom Gleichgewichte und der Wasserstandslehre lassen sich aus alltäglichen Erfahrungen gewinnen. Der Besuch von Sammlungen physikalischer Instrumente ist daher unnötig. Dieser ganze Apparat von Maschinen und Instrumenten mißfällt mir überhaupt. Der wissenschaftliche Schein hebt die eigentliche Wissenschaft auf.

Alle Maschinen müssen von uns selbst angefertigt werden, aber die Anfertigung des Instrumentes wird erst beginnen, nachdem wir genügende Erfahrung erworben haben. Sobald zufällig eine neue Erfahrung gewonnen ist, werden wir auch das Instrument erfinden, welches uns die Wahrheit bestätigen soll. Unsre Instrumente mögen immerhin unvollkommen und ungenau sein, wenn sie uns nur eine

klare Vorstellung von ihrer eigentlichen Bestimmung und von den Wirkungen geben, die sie erzeugen sollen. In dem Anfangsunterricht über die Lehre vom Gleichgewichte bediene ich mich keiner Wage; dagegen lege ich einen Stock über eine Stuhllehne. Sobald sich der Stock im Gleichgewicht befindet, werden die beiden Arme desselben gemessen und abwechselnd gleiche und ungleiche Gewichte an dieselben befestigt. Nachdem der Stock in verschiedene Lagen gebracht ist, ergiebt sich der Schluß: das Gleichgewicht wird hergestellt durch das wechselseitige Verhältnis zwischen der Länge des Hebels und der Last.

Unstreitig sind solche selbständig erworbenen Begriffe deutlicher und zuverlässiger, als wenn man dieselben durch den Unterricht andrer erhält. Abgesehen davon, daß man sich gewöhnt, sein Denken nicht dienstwillig einer Autorität unterzuordnen, gewinnt man durch dies Verfahren an Scharfsinn. Man findet ähnliche und verwandte Beziehungen auf. Man verknüpft Vorstellungen und erfindet neue Hilfsmittel.

Nimmt man dagegen alles hin, so wie es uns dargeboten wird, so versinkt der Geist in Trägheit. Ein bemerkenswerter Vorteil dieser langsamen und mühseligen Untersuchungen besteht darin, daß man neben den theoretischen Studien den Körper in Thätigkeit und die Glieder geschmeidig erhält. Auch müssen die Hände unablässig zur Arbeit und zu einem dem Menschen nützlichen Gebrauche ausgebildet werden. Viele Instrumente sind erfunden worden, um uns bei unsern praktischen Versuchen zu leiten und unsre Sinne zu ergänzen. Aber die Übung der Sinne wird dadurch vernachlässigt.

Der Winkelmesser überhebt uns der Mühe, die Größe des Winkels abzuschätzen. Das Auge würde genau Entfernungen bestimmen können, aber es verläßt sich auf die Kette, die sie statt seiner mißt. Die Schnellwage erspart es, die Schwere, welche man durch sie kennen lernt, mittelst der Hand zu beurteilen. Je sinnreicher unsre Werkzeuge werden, desto verbildeter und ungeschickter werden unsre Organe. Mit der Vereinigung vieler Maschinen gehen die eignen Hilfskräfte verloren.

Indessen werden wir unsre Geschicklichkeit, die bisher als Ersatz der Maschinen diente, nicht einbüßen, wenn wir sie zur Anfertigung

derselben verwenden. Unser Scharfsinn machte jene mechanischen Hilfsmittel gleichzeitig entbehrlich. Sobald wir denselben zu ihrer Herstellung anwenden, verbinden sich Kunst und Natur. An Stelle eines Verlustes tritt ein Gewinn. Wir werden erfinderischer, ohne unsre Geschicklichkeit einzubüßen. Wird ein Kind, anstatt mit Büchern, in einer Werkstätte beschäftigt, so arbeiten seine Hände zum Vorteile seines Geistes. Es wird zum Philosophen, trotzdem es meint, ein Handwerker zu sein. Schließlich besitzt diese Art der Arbeit noch einen Nutzen, der später zu erörtern ist. Man wird erfahren, wie ein Knabe sich von philosophischen Spielereien zur wahren Thätigkeit eines Mannes erheben kann. Es ist bereits gesagt worden, daß dies Studium der reinen Geisteswissenschaften für Knaben ungeeignet ist, selbst wenn sie an der Grenze des Jünglingsalters stehen. Ohne sie indessen mit den Gesetzen der Naturkunde bekannt zu machen, müssen alle praktischen Versuche untereinander verknüpft werden. Mit Hilfe der Deduktion vermag der Zögling die erworbenen Begriffe in seinem Geiste zu verbinden, um sie je nach Bedürfnis sich zurückzurufen.

Denn es ist sehr schwer, vereinzelte Thatsachen wie Schlußfolgerungen lange im Gedächtnis zu behalten, wenn die Möglichkeit fehlt, sie wieder wach zu rufen.

Bei Erforschung der Naturgesetze beginnt man mit den gewöhnlichsten und sinnlich leicht wahrnehmbaren Erscheinungen. Gleichzeitig muß sich der Zögling gewöhnen, die Erscheinung nicht als Ursache, sondern als Wirkung zu betrachten. Ich nehme einen Stein, den ich scheinbar in die Luft lege. Dann öffne ich die Hand und der Stein fällt. Bei diesem Vorgange beobachte ich Emil aufmerksam und frage: „Warum ist dieser Stein herabgefallen?“

Welches Kind würde die Antwort schuldig bleiben? Keins, selbst Emil nicht, wenn ich nicht Vorsorge getroffen hätte, daß er nicht antworten kann. Alle werden sagen: der Stein fällt, weil er schwer ist. Was aber ist schwer? Das, was fällt. Der Stein fällt also, weil er fällt? Hier bleibt mein kleiner Philosoph gründlich stecken. Soweit seine erste Lektion in der systematischen Physik. Mag er nun einen für dieses Fach bezüglichen Nutzen daraus ziehen oder nicht, so wird es immer ein verständiger Unterricht sein.

Je mehr die geistige Entwicklung vorwärts schreitet, um so mehr ist es nach reiflicher Überlegung geboten, eine größere Abwechselung in den Beschäftigungen des Knaben eintreten zu lassen. Denn er wird sicher den Unterschied zwischen Arbeit und Vergnügen herausfühlen, sobald er soweit ist, daß er einsieht, worin sein Wohlbefinden besteht. Vermag er ferner erst die Verhältnisse in größerem Umfang zu erfassen und beurteilen, was ihm selbst ersprießlich ist, oder was nicht, so wird er das Vergnügen nur als Erholung betrachten. Gegenstände, deren wirklicher Nutzen erkannt ist, müssen in den Kreis der Studien hineingezogen werden.

Damit tritt die Verpflichtung ein, denselben einen beharrlicheren Fleiß zu widmen, als den bisherigen Vergnügungen. Das Gesetz der Notwendigkeit macht sich von neuem geltend. Es lehrt den Menschen zu rechter Zeit auch das zu thun, was ihm mißfällt, um dadurch unliebsamern Übeln vorzubeugen. Das ist der Nutzen der Voraussicht.

Aus dieser gut oder schlecht geregelten Voraussicht entspringt alle menschliche Weisheit, alles menschliche Elend. Jeder Mensch strebt danach glücklich zu werden. Um dieses Ziel erreichen zu können, muß er sich bewußt werden, was Glück ist. Das Glück des Naturmenschen ist so einfach wie sein Leben. Es besteht in Gesundheit, Freiheit, im Besitz der notwendigen Lebensgüter, mit einem Worte, in Befreiung vom Leiden. Anders das Glück des Kulturmenschen. Dieses kommt hier indes nicht in Betracht. Es kann nicht oft genug betont werden, daß nur sinnliche und natürliche Gegenstände die Kinder fesseln, namentlich solche, deren Eitelkeit nicht geweckt ist, und die nicht durch das Gift des Vorurteils verdorben sind.

Die geistige Entwicklung der Kinder hat einen großen Fortschritt gemacht, wenn sie ihre Bedürfnisse im voraus wissen, ohne grade ein deutliches Bewußtsein von denselben zu besitzen. Sie beginnen alsdann, den Wert der Zeit zu erkennen. Es ist jetzt wesentlich eine Sache der Gewöhnung, dieselbe auf nützliche Gegenstände zu verwenden und zwar auf Dinge, deren Nutzen auch für sie ersichtlich ist und innerhalb ihres Verständnisses liegt. Alles, was auf das

Sittengesetz und das gesellschaftliche Herkommen Bezug hat, muß ihnen fern gehalten werden, da es außerhalb ihres Begriffsvermögens liegt.

Ein erwachsener Mensch bedarf vieler Kenntnisse, deren Nutzen ein Kind nicht einsieht. Muß und darf aber ein Kind alles lernen, was ein Erwachsener wissen muß? Die Zeit des Kindes ist schon übermäßig ausgefüllt, wenn man nur versucht, ihm beizubringen, was seinem Alter angemessen und nützlich ist.

Weshalb wollt ihr es zum offenbaren Nachteil der Studien, die sich grade gegenwärtig für dasselbe eignen, zu denjenigen eines späteren Alters zwingen, von dem es so wenig sicher ist, ob es dasselbe erreichen wird. Aber, werdet ihr sagen, wird es dann noch Zeit sein, das, was man wissen muß, zu lernen, wenn der Augenblick gekommen ist, wo alles auf die Anwendung desselben ankommt. Das weiß ich freilich nicht; aber soviel weiß ich wenigstens, daß es unmöglich ist, es früher zu lernen; denn unsre wahren und eigentlichen Lehrmeister sind die Erfahrung und das Gefühl, und der Mensch sieht deshalb auch nur in Bezug auf die Verhältnisse, in denen er sich schon befunden hat, richtig ein, was ihm dienlich und ersprießlich ist. Ein Kind weiß, daß es bestimmt ist ein erwachsener Mensch zu werden; alle Begriffe, die es von dem Stande eines Erwachsenen haben kann, geben für dasselbe Gelegenheit zum Unterricht. Über diejenigen Begriffe dieses Standes, die über seine Fassungskraft hinausgehen, muß es in völliger Unwissenheit bleiben. Mein ganzes Buch ist nichts als ein fortlaufender Beweis dieses Erziehungsgrundsatzes.

Sobald wir es erreicht haben, den Begriff von dem Worte „Nützlich“ in dem Zögling zu wecken, so haben wir ein neues und unschätzbares Mittel für seine Erziehung gewonnen. Dies Wort ist von unberechenbarer Wirkung, wenn der Knabe eine seinem Alter angemessene Vorstellung damit verbindet, und er klar die Beziehung desselben zu seinem gegenwärtigen Wohlbefinden erkennt.

Auf eure Zöglinge wird der Eindruck desselben Wortes gering sein. Ihr habt euch nie bemüht, ihnen einen ihrer Fassungskraft entsprechenden Begriff des Wortes zu geben. Andre übernehmen stets die Verantwortung für das Nützliche zu sorgen. Sie verstehen

deshalb nicht, was eigentlich etwas wirklich Nützliches ist, weil sie nicht selbst dafür zu denken haben.

„Wozu nützt das?“ so lautet fortan das heilige Wort, welches zwischen Emil und mir bei allen Handlungen unsres Lebens allein entscheidet. Das ist die Frage, welche meinerseits seinen Fragen unfehlbar entgegen gestellt wird. Sie schränkt seine thörichten und lästigen Fragen ein; denn Kinder ermüden damit ihre Umgebung unaufhörlich und zwecklos, mehr, um eine Art Herrschaft auszuüben, als um eines wirklichen Nutzens willen. Derjenige, dem die wichtige Lehre eingepflanzt ist, nur Nützliches wissen zu wollen, fragt wie Sokrates. Er stellt keine Frage, ohne sich vorher über den Grund seiner Frage Rechenschaft abzulegen. Er weiß, daß ehe seine Antwort erfolgt, man ihn danach fragen wird.

Welcher mächtige Hebel liegt in diesem Worte, um auf den Zögling zu wirken. Er ist mit dem Grunde aller Dinge unbekannt, und wenn es euch beliebt, fast zum Schweigen verurteilt. Welche Überlegenheit gewähren euch dagegen Kenntnisse und Erfahrung, um ihm den Nutzen dessen, was ihr ihm vorzeigt, nachzuweisen. Täuscht euch in dieser Hinsicht nicht.

Jede Frage, welche der Lehrer stellt, heißt den Zögling lehren, auch seinerseits zu fragen. Mit Sicherheit kann man darauf rechnen, daß er bei allen Dingen, auf welche der Lehrer ihn aufmerksam macht, fragt: „Wozu nützt das?“

Diese Klippe ist vielleicht am schwierigsten zu vermeiden. Wenn ihr euch nur aus der Sache ziehen wollt und auf die Frage des Kindes ihm auch nur einen Grund angebt, den es nicht verstehen kann, so wird es eure Erklärungen nicht für sein Alter, sondern für das eurige angemessen halten. Es bemerkt, daß euer Urteil nicht seinem Verständnis angepaßt ist, sondern dem eurigen. Es verläßt sich nicht mehr auf euch, und alles ist verloren. Wo aber findet man einen Lehrer, der hier innehalten und seinem Zögling einräumen würde, einen Fehler gemacht zu haben? Jeder macht es sich vielmehr zum Gesetz, selbst sichtbare Fehler abzuleugnen. Selbst wenn ich im Rechte wäre, würde ich dagegen lieber einen Irrtum zugestehen, wenn es mir dadurch gelänge, ihm die Gründe meiner

Handlungsweise verständlich zu machen. Nie würde die Lauterkeit meines Verhaltens ihm verdächtig werden, und ich würde weniger meine Glaubwürdigkeit einbüßen, wenn er bei mir Fehler voraussetzt, als solche, die ihre Fehler verheimlichen. Es ist zu bedenken, daß es selten die Aufgabe des Lehrers ist, dem Zöglinge vorzuschlagen, welche Kenntnisse er erwerben muß. Der Zögling selbst muß sie erwerben. Er muß den Stoff suchen und finden. Euer Bemühen darf nur darauf gerichtet sein, sein Streben auf geschickte Art zu fördern. Ihr habt ihm die Mittel zu gewähren, seinen Wissensdrang zu befriedigen und den Lehrstoff seinem Verständnis entsprechend näher zu bringen. Daraus folgt, daß eure Fragen selten gestellt, aber gut gewählt sein müssen. Da nun übrigens der Zögling häufiger in der Lage ist zu fragen, als der Lehrer, so bedarf er größerer Vorsicht und ist oft in der Lage, die Gegenfrage zu stellen: „Was nützt es dir, grade das zu wissen, wonach du fragst?“

Ebenso wenig kommt es auf eine Vielheit des Wissens an. Wenn der Zögling das Erlernte wirklich begriffen hat und es anzuwenden versteht, so vermeidet, ihm eine Erklärung darüber zu geben, sobald ihr ihm nicht eine erschöpfende Erklärung geben könnt. Gesteht offen: ich vermag keine ausreichende Antwort zu geben. Ich hatte unrecht. Wir sprechen nicht weiter davon. Eine übel angebrachte Belehrung ganz und gar fallen zu lassen, ist unschädlich. Wenn sich im Verlaufe der Zeit das Gegenteil zeigt, so bietet sich die Gelegenheit dar, auf jene zurück zu kommen und den Zögling über ihren Nutzen aufzuklären.

Erläuterungen in Form von Vorträgen widersprechen meinen Grundsätzen. Die Jugend schenkt ihnen nur geringe Aufmerksamkeit und behält daher selten das Wertvolle. In dem Unterrichte kommt es immer nur auf Thatsachen an! Niemals kann es eindringlich genug wiederholt werden, daß den bloßen Worten ein zu großer Einfluß beigemessen wird. Eine Erziehung durch Reden erzeugt nur Schwätzer.

Setzen wir den Fall, daß ich mit meinem Zögling die Bahn der Sonne und die Kunst, sich zu orientieren durchnehme. Plötzlich unterbricht er mich mit der Frage nach dem Zwecke dieses Studiums. Welche herrliche Gelegenheit zu einer schönen Rede! Ich kann über den

Nutzen des Reisens, die Vorteile des Handels, die jedem Himmelsstriche eigentümlichen Produkte reden. Politik, Naturgeschichte, Astronomie, sogar Moral und Völkerrecht ließen sich in meine Rede verweben!

Alles in allem wäre mein Vortrag aber nur die Schaustellung eines echten Pedanten, und der Inhalt desselben dem Zögling völlig unverständlich geblieben. Emil wird niemals einen solchen Vortrag hören. Seine Erziehung ist kunstlos und seine Fassungskraft ist mit vieler Mühe zurückgehalten worden. Bei dem ersten ihm unverständlichen Worte würde er fortlaufen, im Zimmer umherspringen und meine Rede für mich allein halten lassen. Es handelt sich daher, eine allgemeinere Lösung zu finden. Mein gelehrtes Gepräge paßt nicht für ihn.

Gelegentlich unsrer Untersuchung der Lage des Waldes nördlich von Montmorency unterbrach mich mein Zögling durch die ungelegene Frage: „Wozu dient das?“ „Du hast recht,“ entgegnete ich; diese Arbeit mag ruhen, bis wir über ihren Vorteil im klaren sind.“

Am folgenden Morgen schlage ich noch vor dem Frühstück einen Spaziergang vor. Vergnügt willigt Emil ein. Wir steigen zum Walde hinauf, verirren uns schließlich gänzlich, so daß der Weg zur Heimkehr verschlossen scheint. Die Zeit verstreicht. Die Sonne glüht heiß. Hunger und Durst stellen sich ein. Abgemattet und ausgehungert verirren wir uns bei dem planlosen Suchen noch mehr.

Endlich setzen wir uns, um zu ruhen. Emil weiß nicht, daß das Thor von Montmorency ganz in unsrer Nähe, und nur durch niedriges Gebüsch verborgen ist. Da ein Kind seiner Größe in einem Gebüsche schon wie begraben ist, so erscheint ihm dieses bereits wie ein Wald.

Die jetzige Pause benutze ich, um an unser gestriges Gespräch anzuknüpfen. Emil erinnert sich, daß Montmorency im Süden des Waldes gelegen hat, und daß, um den Ort zu finden, er nur der Richtung des Schattens nachzugehen braucht. Bald wird, auf Grund dieser Beobachtung, ein Fußpfad nach Montmorency gefunden, wo uns Frühstück und Mittagessen erwartet.

Wenn er über die neue Erkenntnis sich auch nicht ausspricht, so ist anzunehmen, daß ihm die Lektion dieses Tages lebenslang unvergeßlich bleiben wird. Wenn ich ihm dagegen auf seinem

Zimmer einen Vortrag gehalten hätte, so hätte er denselben am nächsten Tage schon vergessen. Soviel wie möglich muß man nur durch Thaten reden und nur sprechen, wo man nicht handeln kann.

Es hieße das Verständnis des Lesers unterschätzen, wenn jeder Unterrichtszweig durch ein eignes Beispiel erläutert werden müßte. Dennoch kann die Ermahnung nicht häufig genug wiederholt werden, daß der Lehrer seine Belege stets der Fassungskraft des Zöglings anpassen soll.

So wenig wir die innere Verknüpfung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung begreifen (Kausalitätsverhältnisse), ebenso wenig sind die Güter und Übel, von denen wir uns keine Vorstellung machen können, für uns vorhanden, und solche Bedürfnisse, die wir nie empfunden haben. Wir können daher durch sie unmöglich bewogen werden, etwas zu thun, was sich auf sie bezieht. Mit fünfzehn Jahren betrachtet man das Glück eines Weisen in demselben Lichte, wie ein Mensch von dreißig Jahren die Herrlichkeit des Paradieses. Fehlt das Verständnis dafür, so wird man weder nach dem einen noch nach dem andern streben. Selbst wenn eine richtige Vorstellung davon vorhanden wäre, darf man nichts thun, keine Anstrengung machen, wenn sich nicht ein entschiedenes Verlangen danach äußert. Es ist in dieser Beziehung nicht schwer, einem Kinde den Nutzen des Lernens glaubhaft zu machen. Was aber nützt es, ihm diese Erkenntnis einzuprägen, wenn man es nicht bestimmen kann, wirklich zu lernen? Vergebens nötigt die kühle Vernunft uns Beifall oder Tadel ab. Erst die Leidenschaft treibt uns zum Handeln. Wie aber soll man sich für Vorteile begeistern, die man nicht kennt? Niemals sollte man ein Kind auf solche Dinge aufmerksam machen, die es nicht wirklich fassen kann.

Solange diesem der Begriff: Menschheit etwas Fremdes ist, solange kann man ihn nicht auf den Standpunkt eines Erwachsenen erheben, und dieser muß zu dem Standpunkte des Kindes herabsteigen. Aus diesem Grunde redet nur von Dingen, deren Nutzen der Zögling augenblicklich erkennen kann, wenn man auch das, was ihm in spätern Jahren nützlich sein könnte, nicht aus den Augen lassen darf. Sobald das Kind selbständig zu denken beginnt, ver-

meide man jeden Vergleich mit andern Kindern. Man dulde nie Mitbewerber und steure jedem Wetteifer, selbst beim Laufen. Sobald Eifer und Ehrgeiz sich ins Spiel mischen, möchte ich jedes Lernen verhindern. Dagegen beachte ich die alljährlich wachsenden Fortschritte und vergleiche sie mit denen des folgenden Jahres. Dann sage ich ihm: „Du bist so und so viel Linien gewachsen: Diesen Graben konntest du überspringen, jene Last tragen ꝛc. Zeige was du jetzt zu leisten vermagst.“ Solche Vergleiche regen sein Streben an, ohne die Eifersucht anzustacheln. Bald wünscht er sich selbst zu übertreffen und soll es auch; denn mit sich selbst zu wetteifern ist kein Nachteil.

Ich hasse die Bücher. Sie lehren uns nur über Dinge reden, die man nicht versteht. Sollte es denn aber kein Mittel geben, die in so vielen Büchern verstreuten Unterrichtsgegenstände zusammen zu stellen? Könnte man sie nicht unter einem allgemeinen und leicht erkennbaren Gesichtspunkte vereinigen, der interessant genug und weiter zu entwickeln wäre und auch selbst diesem Alter eine angemessene Anregung böte?

Und diese Anregung ist durch Verhältnisse gefunden, welche wahrheitsgetreu und einfach geschildert sind. Bedürfen wir einmal Bücher, so giebt es eins, welches meines Erachtens die vorzüglichste Abhandlung über naturgemäße Erziehung enthält. Dieses Buch bildet die erste Lektüre meines Emil, ja lange Zeit hindurch seine einzige Bibliothek. Es wird das Thema, welchem unsere Gespräche über Naturwissenschaft als Erläuterung dienen. Es wird bei unsern Fortschritten der Prüfstein unsrer Urteilskraft sein.

Solange unser Geschmack noch unverdorben ist, wird seine Lektüre uns beständige Unterhaltung gewähren. Wie heißt nun dieses Wunder von Buch, fragt man? Ist es Aristoteles oder Plinius oder Büffon? Nein, es ist Robinson Krusoe.

Robinson Krusoe, der auf seiner Insel allein, ohne seine Mitmenschen, aller künstlichen Werkzeuge und Hilfsmittel beraubt, für seinen Unterhalt und seine Erhaltung sorgt, ja, sich sogar eine Art Wohlbehagen schafft, ist sicher ein Stoff, der jedem Alter Interesse einflößt. Durch unzählige Mittel kann man ihn den Kindern anziehend machen. Sein Zustand ist zwar nicht der des gesellschaft-

lichen Menschen; doch wird derselbe für Emil passen; denn er soll ihm nur als Maßstab dienen, um die übrigen richtig abzuschätzen. So wird dieser Roman, von allen nebensächlichen Zuthaten befreit, meinem Zögling während dieses ganzen Zeitabschnittes Belehrung und Unterhaltung verschaffen. Er soll über die Maßregeln ernstlich nachdenken, die einem Mangel abhelfen können. Er muß das Verhalten seines Helden prüfen und untersuchen, selbst dessen Fehler genau bemerken, um im gleichen Falle daraus Nutzen zu ziehen.

Welche unerschöpfliche Fundgrube ist diese Erzählung für einen geschickten Mann, der sie nur ausgesonnen hat, um sie zu verwerten. Um Vorräte für seine Insel zu sammeln, wird der Knabe in seinem Lerneifer dem Lehrer im Unterrichten voraneilen. Er möchte nur nützliche Kenntnisse, aber auch nur solche erwerben. Anstatt ihn anzuleiten, muß er jetzt zurückgehalten werden. Übrigens laßt uns eilen, ihn auf dieser Insel zu fesseln, solange sein Glück sich noch auf dieselbe beschränkt, denn der Tag naht, wo er nicht einsam leben mag, wenn er überhaupt dort noch leben will.

Die Ausübung der natürlichen Handfertigkeiten, zu welchen ein einzelner Mensch genügt, führt zur Erforschung der Werke des Gewerbfleißes. Sie gehen aus dem Zusammenwirken vieler Hände hervor. Die erstern können durch Einsiedler und auch durch Wilde betrieben werden.

Die Industrie verdankt ihre Entstehung der Gesellschaft; sie macht dieselbe notwendig. Jeder Mensch kann sich selbst genügen, solange es nur die Befriedigung physischer Bedürfnisse gilt. Sobald aber das Bedürfnis nach Überflüssigem sich einstellt, wird Arbeitsteilung und Verteilung unentbehrlich. Wenn ein einzelner Arbeiter durch seine Arbeit nur für den Unterhalt eines einzelnen Menschen genügen kann, so wird die gemeinschaftliche Arbeit von hundert Menschen den Unterhalt von zweihundert Personen gewinnen können. Sobald ein Teil der Menschen ruht, muß die Unthätigkeit der Müßiggänger durch die Vereinigung der arbeitenden Kräfte ausgeglichen werden.

Alle dem Fassungsvermögen des Zöglings nicht angemessenen Begriffe über gesellschaftliche Verhältnisse müssen seinem Geiste fern

gehalten werden. Wenn jedoch die Verknüpfung des Lehrstoffes zwingt, ihn auf die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen hinzuweisen, so zeige man ihm nicht die sittliche Seite derselben. Dagegen lenkt seine Aufmerksamkeit auf den Nutzen der Industrie und der mechanischen Künste.

Auf seiner Wanderung von Werkstatt zu Werkstatt darf er die Arbeit nicht nur betrachten, sondern er muß selbst Hand ans Werk legen. Niemals laßt ihn von diesen gesegneten Stätten scheiden, ohne die nötigen Erläuterungen über die daselbst ausgeführten Arbeiten zu erfahren, oder über seine Beobachtungen Rechenschaft zu geben. Gebt ihm auch hier ein Vorbild und arbeitet selbst. Werdet Lehrling, damit euer Schüler Meister wird. Bedenkt, daß eine einzige Stunde praktischer Arbeit größern Vorteil schafft, als tagelange Erläuterungen.

Im allgemeinen steht der Wert, welcher den verschiedenen Kunstfertigkeiten beigemessen wird, in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem wahren Nutzen. Dieser Wert hängt häufig sogar von ihrer Nutzlosigkeit ab. Die nützlichsten Kunstfertigkeiten erzielen den geringsten Gewinn, denn die Zahl der Arbeiter ist von den Bedürfnissen der Menschen abhängig. Die notwendig zu leistende Arbeit kann daher nur einen Preis beanspruchen, der auch von dem Armen zu erschwingen ist. Umgekehrt bestimmen jene wichtigen Leute, Künstler genannt, die nur für Müßiggänger und Reiche arbeiten, einen ganz willkürlichen Preis für ihre Spielereien.

Was soll aber aus euren Zöglingen werden, wenn man ihnen gestattet, solchen thörichten Vorurteilen nachzugeben, ja wenn sie sehen, wie der Laden eines Goldschmieds im Vergleich mit der Werkstatt eines Schlossers bevorzugt wird?

Welchen Begriff werden sie sich über das wahre Verdienst der Künste und den wirklichen Wert der Dinge bilden, daß der Preis, den die Voreingenommenheit festsetzt, in Widerspruch zu demjenigen tritt, der dem wirklichen Nutzen entspricht? Wenn dadurch die Vorstellung in ihnen geweckt wird, daß ein Gegenstand um so kostbarer ist, je weniger derselbe wert ist? In dem Augenblicke, wo solche Gedanken sich in ihrem Kopfe festsetzen, könnt ihr eure fernere Er-

ziehung aufgeben. Wider euren Willen werden sie doch nur wie alle übrigen erzogen, und vierzehn Jahre eurer Arbeit sind verloren. Emil dagegen wird die Dinge auf eine andre Weise betrachten.

Bisher habe ich mit meinem Zögling noch nicht über die Menschen geredet. Er besitzt zu viel gesunde Vernunft, um mich verstehen zu können. Seine Beziehungen zur Gattung sind ihm noch nicht wahrnehmbar genug, um fähig zu sein, andre nach sich selbst zu beurteilen. Außer sich selbst kennt er noch kein menschliches Wesen. Er ist sogar noch weit davon entfernt, sich selbst zu kennen. Wenn er seine Person auch nur wenig beurteilen kann, so sind seine Urteile über dieselbe fast immer richtig. Welche Stellung andre einnehmen, versteht er nicht; seine eigne kennt er jedoch und behauptet sie auch. Die Gesellschaftslehre kennt er noch nicht; wir haben ihn deshalb nicht durch diese eingeschränkt, sondern durch die Fesseln der Notwendigkeit. Bis jetzt ist er fast nur noch ein Wesen der Natur. Wir wollen fortfahren, ihn als ein solches zu behandeln.

Alle Naturkörper, sowie alle Arbeiten der Menschen soll er nur nach ihrem augenscheinlichen Verhältnis zu seinem eigenen Nutzen, zu seiner Erhaltung und zu seinem Wohlbefinden beurteilen. Der Wert des Eisens muß daher in seinen Augen höher als derjenige des Goldes sein, das Glas den Diamant an Wert übertreffen. Auch Schuhmacher und Maurer sind höher zu schätzen, als alle Juweliere Europas. Ein Kuchenbäcker dagegen erscheint ihm als eine so wichtige Persönlichkeit, daß er die ganze Akademie der Wissenschaften für den geringsten Zuckerbäcker der Lombardstraße hingeben würde. Graveure, Goldarbeiter, Vergolder und Sticker sind seiner Meinung nach nur Müßiggänger. Unnütze Spielereien bilden ihren Zeitvertreib. Auch die Uhrmacherkunst scheint ihm wertlos. Er genießt sein Leben ohne sklavische Abhängigkeit von der Zeit. Ihr Wert ist ihm unbekannt, denn er verwendet seine Zeit nützlich. Sie nimmt noch einen gleichmäßigen Verlauf. Die Ruhe der Leidenschaften ebnet noch das Dahinfließen der Zeit und ersetzt ein Kunstwerk, durch welches er sie gegebenen Falls messen kann.

Natürlicher, ja noch vernünftiger ist die Stufenfolge der Künste und Kunstfertigkeiten, nach welcher ihre höhere oder geringere Be-

Benennung zum Verhältnis der Notwendigkeit abhängig gemacht wird, welches sie untereinander annimmt. Diese Beurteilung gründet wahrige Anschauungen über die in der menschlichen Gesellschaft herrschende Ordnung. Sie übersieht der wenigen, aber sie wird in der Schätzung der Menschen ehemals umgekehrt, denn die Verarbeitung der Rohstoffe liegt in den Händen wenig angesehener Handwerker. Für Gewinn ist nur wenig. Tagegen erzielt diejenige Handarbeit im so größeren Gewinn, je mehr Hände sich darum beteiligt haben. Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob der Kunstfleiß bei den feineren Künsten mehr Geschicklichkeit voraussetzt und höheren Lohn verdient, weil er in die Stufe die letzte Stelle anlegt, als die erste Bedürfnisse befriedigt, welche sie zum allgemeinen Gebrauche herrichtet. Wohl aber verdient meines Erachtens die Kunstfertigkeit eine höhere Schätzung, deren Erzeugnisse allgemein verbreitet und unentbehrlich sind.

Unter allen Verrichtungen nimmt der Ackerbau die erste und vornehmste Stelle ein. Der Schmiedekunst würde ich den zweiten, dem Zimmerhandwerke den dritten Rang zuerkennen. Sicherlich würde ein jedes Kind, das noch von allgemeinen Vorurteilen unbeeinflußt ist, ebenso urteilen. Welche richtigen Erwägungen wird daher der Robinson in unserm Buch erwecken? Was wird er denken, wenn er sieht, daß die Handwerker sich erst dann vervollkommnen, wenn Unterabteilungen entstehen und ihre Werkzeuge sich ins Unendliche vervielfachen? Muß er doch annehmen, daß die Leute so viele Handwerkszeuge nur erfinden, aus Furcht, ihre Arme und Hände möchten nicht ausreichen? Um eine einzige Kunst zu üben, sind sie auf tausend andre angewiesen. Jeder Arbeiter bedarf einer Stadt für sich. Mein junger Freund und ich dagegen werden mit unserm Erfindungsgeist auch Geschick verbinden. Unsre Werkzeuge fertigen wir selbst an. Sie können überall mitgenommen werden. — Der Leser möge sich hier nicht mit Betrachtungen über körperliche Übungen oder die Handfertigkeit des Zöglings beschäftigen. Er überlege vielmehr, welche Richtung seiner kindlichen Wißbegierde zu geben sei.

Er berücksichtige seinen Verstand, seine Erfindungsgabe, seine
orausſicht und überlege, was für ein Mensch Emil werden soll.
le Dinge, die Emil sieht und ausführt, verlangt er gründlich zu
nen und ihren innern Zusammenhang zu verstehen. Von Werk-
ug zu Werkzeug geht er bis auf deren ursprüngliche Form zurück.
loße Voraussetzungen läßt er nicht zu. Er würde sich sogar
igern, Dinge zu lernen, welche bestimmte Vorkenntnisse voraus-
zten. Sieht er die Anfertigung einer Sprungfeder, so forscht er
ch der Art der Eisengewinnung in den Bergwerken. Bei der Zu-
mmensetzung einzelner Kistenteile fragt er, wie ein Baum gefällt
ird. Auch wenn er selbständig arbeitet, wird er bei jedem Werkzeug,
ssen er sich bedient, sich fragen: „Wenn ich dieses Werkzeug nicht
itte, wie müßte ich es anfangen, ein ähnliches anzufertigen, oder
asselbe zu entbehren?“

Übrigens verfällt ein Lehrer leicht in einen schwer zu ver-
eidenden Irrtum: er setzt die Vorliebe für seine eignen Be-
häftigungen auch bei dem Zögling voraus. Hütet euch, daß der-
lbe sich langweilt und es nicht einzugestehen wagt, während euch
e Freude an der Arbeit fortreißt.

Das Kind soll ganz bei der Sache sein. Ihr aber müßte ganz
und mit dem Kinde leben. Ihr müßt es unabläſſig und unmerklich
obachten, belauschen, seine Gefühle im voraus ahnen und von
lchen, die noch unangemessen sind, es ablenken. Kurz, ihr müßt
ne Beschäftigung dergestalt regeln, daß es sich nicht nur zu der
rbeit für tauglich hält, sondern daran Gefallen findet, weil es den
weck derselben einsieht.

Der gemeinschaftliche Verkehr der Handwerke besteht im Aus-
usch gewerblicher Erzeugnisse, der Handelsverkehr im Umsatz von
aren, der Verkehr der Banken in Auswechselung von Geld und
oten. Das sind feststehende Begriffe. Die Grundanschauung ist
mit gewonnen. Der Anfang ist dazu schon in früher Kindheit
id mit Hilfe des Gärtners Robert gelegt. Es erübrigt nur, diese
egriffe zu verallgemeinern und durch neue Beispiele zu erweitern,
n dem Knaben das Wesen des Handels verständlich zu machen.
urch Einzeldarstellungen aus der Naturgeschichte werden dieselben

noch anschaulicher. Diese letztern werden sich auf die eigenartigen Erzeugnisse jedes Landes beziehen. Genaue Schilderungen geben Rechenschaft über die Schiffahrt und die mit derselben verbundenen mechanischen Künste und Wissenschaften. Ebenso müssen die größern oder geringern Schwierigkeiten des Transports hervorgehoben werden, welche infolge örtlicher Entfernungen, der Lage der Länder, Meere, Flüsse ꝛc. entstehen.

Die auf Übereinkunft beruhende Gleichheit der Menschen ist von der natürlichen Gleichheit wesentlich verschieden. Die auf Übereinkunft beruhende Gleichheit zwischen den Dingen veranlaßte die Erfindung des Geldes. Geld bildet nur den Maßstab, um den Wert verschieden gearteter Dinge zu vergleichen. In diesem Sinne bildet das Geld das wirkliche Bindeglied der Gesellschaft. Jedes Ding aber kann die Münze ersetzen. Bei einigen Völkern bilden noch heute Muscheln den Wertmesser. Den Spartanern galt das Eisen, den Schweden das Kupfer am höchsten. Die Gegenwart legt Gold und Silber zu Grunde. Die Wahl der Metalle als Tauschmittel wurde überall durch die Möglichkeit veranlaßt, sie leicht von einem Orte zum andern zu tragen. Sie wurden in Münzen verwandelt, um das jedesmalige Messen und Abwiegen beim Tauschhandel zu sparen. Der Wert-Stempel des Geldes ist nur die Bestätigung, daß das in dieser Form gezeichnete Stück ein bestimmtes Gewicht enthält.

Auch ein beschränkter Mensch wird nach dieser Erklärung den Nutzen jener Erfindung einsehen. Es ist zu schwierig, einen sofortigen Vergleich zwischen ungleichartigen Dingen zu ziehen, beispielsweise Tuch und Getreide. Nachdem aber das gemeinsame Grundmaß, das Geld, gefunden ist, wird es dem Fabrikanten und Landmann leicht, den Wert der auszutauschenden Gegenstände auf dasselbe zurückzuführen. Daraus folgt, daß mittelst des Geldes die verschiedenartigsten Güter abgeschätzt und miteinander verglichen werden können. Auf diese Punkte allein beschränkt eure Erklärung. Sie darf nicht auf die moralischen Wirkungen dieser Einrichtung eingehen.

Die Wißbegierde eines Knaben läßt sich unschwer auf eine Fülle *anziehender* und anregender Gegenstände lenken, ohne jemals von

den thatsächlichen und materiellen Verhältnissen, die ihm verständlich sind, abzuweichen, oder zu dulden, daß in seiner Seele ein einziger unklarer Gedanke entsteht. Die echte Lehrkunst verlangt von dem Erzieher, daß er seine Betrachtungen niemals auf unwesentliche Kleinigkeiten richtet. Er muß versuchen seinem Zögling die großen Lebensverhältnisse nahe zu bringen.

Er muß dieselben um so genauer kennen, als er eines Tages sich ein richtiges Urteil über die guten wie üblen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft bilden muß. Dabei ist zu bedenken, daß der Lehrer auch die der Unterhaltung gewidmeten Gespräche der Geistesrichtung des Zöglings anzupassen hat. Solche Fragen, welche andre kaum oberflächlich beachten, würden Emil ein halbes Jahr beunruhigen.

Man hatte uns zu einem Mittagessen in ein vornehmes Haus eingeladen. Die Vorbereitungen zu dem Feste wirken fast berauschend und benehmen dem nicht daran Gewöhnten die Gedanken. Da ich den Eindruck auf meinen Zögling voraussehe, flüstere ich ihm während der endlosen Mahlzeit zu: „Durch wieviel Hände müssen wohl alle Dinge auf dieser Tafel erst gegangen sein, ehe dieselben hierher gelangten?“ Welche Fülle von Vorstellungen und Gedanken wecken diese Worte! Er sinnt, denkt nach, er berechnet mit sichtbarer Aufregung. Dann stellt er einige Fragen. Ich beantworte sie nicht und verweise ihn auf spätere Zeit. Welche Gegenstände für seine Wißbegierde, welcher Stoff für seine Belehrung. Was wird er bei seinem bisher unverdorbenen Urteil beispielsweise von jenem Überfluß denken, wenn er wahrnimmt, daß alle Weltgegenden ihren Anteil lieferten, um den Glanz und die Pracht eines einzigen Mittagessens herzustellen. Spürt sorgfältig den verborgenen Schlußfolgerungen nach, welche Emil aus allen seinen Beobachtungen für sich zieht. Bei geringerer Vorsicht, als ich voraussetze, möchten seine Gedanken eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. Solchen Folgerungen läßt sich aber entgegenwirken. Ihre Spur ist leicht zu tilgen durch den Vergleich zwischen einem einfachen ländlichen Mahle, dessen Genuß durch körperliche Anstrengungen vorbereitet wird, dessen Würze in Hunger, Freiheit und Frohsinn besteht und

seinem üppigen übertriebenen Festmahle. Sein Magen wird daher mit gleicher Befriedigung von dem Tische des Landmanns, wie von der Tafel des Reichen scheiden.

Mancher Erzieher möchte vielleicht in wohlgesetzten Worten die Gegensätze zwischen den bezeichneten Genüssen weiter ausführen. Seine Rede mag sehr schön sein; mein Emil aber versteht sie nicht, denn die Art seines Denkens bindet sich nicht an Vorschriften. Mit ihm muß man einfach reden. Nach jenen erprobten Tafelrunden frage ich ihn eines Tages: „Wo werden wir unser heutiges Mittagessen einnehmen?“ Vor jenem Silberberge, welcher dreiviertel der Tafel einnimmt und den papiernen Blumenbeeten, die man zum Nachtisch auf Krystalltellern anbietet, oder in jenem zwei Meilen entfernten Dorfe, wo gute Leute uns freundlich aufnehmen und uns mit süßem Rahm bewirten? Emils Wahl ist nicht zweifelhaft. Er ist weder eitel noch schwatzhaft: Dagegen ist er stets zu einem Ausfluge auf das Land bereit. Er ist ein Freund schöner Früchte und Gemüse wie guter Sachen und braver Leute. Sicher wird er durch Überlegung auf diesem Wege auch zu dem Ergebnis kommen, daß die vielen Leute, welche für diese glänzenden Gastmähler arbeiten, große Mühe verschwenden, ohne Wesentliches zum Vergnügen beizutragen.

Die hier angeführten Beispiele sind vielleicht eine gute Anwendung in einem Fall. Bei vielen andern wirken sie vielleicht schädlich. Wenn man sie aber ihrem innern Werte nach nimmt, so wird man sie je nach Bedürfnis den verschiedenen Eigentümlichkeiten des Zöglings anpassen. Die Wahl hängt von eingehender Kenntnis seiner Eigenart ab. Dieses Studium hat nur Erfolg, wenn es Gelegenheit zu freier Äußerung bietet.

Man darf nicht glauben, daß ein Zeitraum von drei bis vier Jahren, die dieser Lebensabschnitt erfordert, genügt, um auch dem begabtesten Kinde nur eine schwache Vorstellung von allen Verrichtungen und Naturwissenschaften zu geben, um es zu befähigen, sich dereinst die nötigen Kenntnisse darin selbst zu verschaffen. Indem wir jedoch alle für sein Wissen notwendigen Gegenstände vor *seinem innern* Auge vorüberführen, befähigen wir es, seine Ge-

schmacksrichtung und sein Talent zu entwickeln. Es lernt den Gegenstand, für welchen es eine besondere Vorliebe äußert, erkennen und weist uns dadurch den Weg, den wir ihm erschließen müssen, um die Natur zu unterstützen.

Ein fernerer Vorteil dieser Verknüpfung richtiger, wenn auch begrenzter Kenntnisse ist, dem Kinde ihren innern Zusammenhang, wie ihre Wechselbeziehungen nachzuweisen, so daß jeder Zweig desselben in seiner Wertschätzung den gleichen Rang einnimmt. Auf diese Weise werden die Vorurteile vermieden, welche die meisten Menschen zu Gunsten der von ihnen vorzugsweise gepflegten Talente im Gegensatze zu den von ihnen vernachlässigten besitzen. Wer die Ordnung des Ganzen überschaut, kennt auch die jedem einzelnen Teile zugewiesene Stelle. Derjenige, welcher eine gründliche Kenntnis eines besondern Teiles besitzt, mag zwar für einen Gelehrten gelten: jener aber ist ein Mann von gesundem Urteil, und man wird sich erinnern, daß unsre Bestrebungen weniger auf Wissen, als auf Bildung der Urteilskraft hinausgingen.

Im Ganzen genommen ist jedoch meine Methode von den angeführten Beispielen unabhängig. Sie gründet sich auf die dem Menschen während der verschiedenen Altersstufen zugemessenen Fähigkeiten und auf die Wahl der Beschäftigungen, welche seinen Fähigkeiten angemessen sind. Mit Beginn des zweiten Lebensabschnittes benutzten wir den Überschuß an Kräften, welcher unsre Bedürfnisse überstieg, um uns über unser eignes Ich hinaus zu versetzen. Wir haben uns zum Himmel aufgeschwungen; die Erde wurde gemessen, der Natur die sie bewegenden Gesetze abgelauscht; kurz, wir haben unsre ganze Insel durchstreift. Jetzt kommen wir wieder auf uns selbst zurück. Unmerklich nähern wir uns dem Ausgangspunkte, unsrer Wohnung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man mit einer andern Methode scheinbar größere Resultate erzielen würde. Sobald sie aber weniger der Eigenart dem Alter und Geschlecht angepaßt ist, so würde sie schwerlich einen gleichen Erfolg aufweisen.

Was bleibt uns nach der sorgfältigen Beobachtung unsrer ganzen Umgebung nun noch zu thun übrig? Daß wir alles, was wir uns aneignen können, richtig anwenden lernen, und zum Besten unsres

Wohlseins Vorteil aus unsrer Wißbegierde zu ziehen. Bisher haben wir uns mit Werkzeugen jeglicher Art versehen, ohne eigentlich zu wissen, welche wir nötig haben. Obgleich die unsrigen vielleicht für uns selbst unnütz sind, können doch andre sie vorteilhaft verwenden. Umgekehrt können wir vielleicht die ihrigen gebrauchen. Wir würden deshalb bei einem Tausche alle unsre Rechnung finden. Um indes auf einen solchen einzugehen, müssen wir unsre gegenseitigen Bedürfnisse kennen. Jeder muß wissen, wieviel Brauchbares andre für ihn besitzen, und was er ihnen seinerseits dafür zu bieten imstande ist. Stellen wir uns zehn Menschen mit verschiednen Bedürfnissen vor. Um sich nun das Nötige zu verschaffen, muß jeder von ihnen zehn verschiedne Arbeiten verstehen. In Anbetracht ihrer verschiednen Anlagen wird aber bei dem einen diese, bei dem andern jene Arbeit unvollkommen ausfallen. Nun laßt uns aus diesen zehn Menschen eine Gesellschaft bilden. Jeder treibe, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die neun übrigen, diejenige Beschäftigung, für die er die meiste Befähigung zeigt. Auf diese Weise wird jeder von den Talenten der andern denselben Vorteil haben, als ob er sie alle selbst besäße. Jeder wird außerdem das seinige durch die unausgesetzte Übung vervollkommnen, so daß die zehn Personen, nachdem sie vollständig mit allem versehen sind, noch einen Überschuß für andre erlangen.

Auf diesem Grundsatze beruhen augenscheinlich alle unsre gesellschaftlichen Einrichtungen.

Ein Mensch aber, der sich nur als Einzelwesen betrachten, sich nirgends anzuschließen und nur sich selbst zu genügen begehrte, würde ein elendes Wesen sein. Ja, es wäre ihm unmöglich sein Leben zu erhalten. Wo sollte er seinen Unterhalt finden, da die ganze Erde schon verteilt ist und er, seinen Körper ausgenommen, nichts sein eigen nennen könnte? Sobald wir aus dem Naturzustande heraustreten, sind auch unsere Nebenmenschen gezwungen, denselben aufzugeben. Gegen den Willen der andern vermag niemand denselben aufrecht zu erhalten. Allein die Unmöglichkeit, das Leben im Naturzustande zu erhalten, würde das Verlangen, in demselben zu bleiben, aufheben und käme dem thatsächlichen Verlassen desselben

gleich. Denn das oberste Naturgesetz ist Sorge für die Selbsterhaltung.

So entwickeln sich schon in dem Geiste des Kindes allmählich die Vorstellungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse, ehe es noch wirklich ein thätiges Glied der Gesellschaft ist. Emil sieht ein, daß, um Werkzeuge zum eignen Gebrauch zu erhalten, er auch solche für den Bedarf andrer besitzen muß. Der Austausch derselben ermöglicht es, die ihm notwendigen Dinge aus ihrem Besitze zu erlangen. Es ist ihm die Notwendigkeit solches Tausches und den daraus zu erzielenden Vorteil deutlich zu machen. Jeder Mensch muß leben. Dieser Grundsatz, welcher je nach der Stärke der Nächstenliebe, von jedem mit größeren oder geringeren Nachdruck betont wird, scheint mir für jeden, der ihn auf sich selbst anwendet, unwiderleglich. Die stärkste Art des Widerwillens, welchen die Natur uns eingeflößt hat, prägt sich deutlich in der Scheu vor dem Tode aus. Daraus folgt, daß sie demjenigen, welchem kein weiteres Mittel zum Leben bleibt, alles erlaubt.

Sobald Emil versteht, was Leben heißt, würde ich ihn auf die Erhaltung desselben hinlenken. Bis jetzt ist noch kein Unterschied zwischen Stand, Glücksgütern, Rangstufen gemacht worden. Derselbe soll ihm noch fremd bleiben, weil der Mensch in jedem Stande doch Mensch bleibt und ist. Der Reiche hat keinen größern Magen als der Arme, der Herr keinen längern und stärkern Arm als der Knecht. Ein Hochgestellter überragt in nichts den Mann aus dem Volke. Überall sind die natürlichen Bedürfnisse die gleichen, darum müssen ihnen auch die Mittel zu ihrer Befriedigung entsprechen. Die Erziehung des Menschen soll daher mit dem übereinstimmen, was der Mensch wirklich ist, nicht mit demjenigen, was er nicht ist.

Ist es denn unverständlich, daß, sobald seine Ausbildung nur auf einen besondern Beruf berechnet wird, er für jeden andern unbrauchbar wird? daß sobald das Glück ihm den Rücken wendet, ihr nur zu seinem Unglück gearbeitet habt? Giebt es etwas Lächerlicheres als jene verarmten vornehmen Leute, die auch im Elende noch nicht die Vorurteile ihrer Geburt ablegen können? Ihr stützt euch auf die gegenwärtige gesellschaftliche Ordnung, ohne Rücksicht darauf,

gehalten werden. Wenn jedoch die Verknüpfung des Lehrstoffes zwingt, ihn auf die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen hinzuweisen, so zeige man ihm nicht die sittliche Seite derselben. Dagegen lenkt seine Aufmerksamkeit auf den Nutzen der Industrie und der mechanischen Künste.

Auf seiner Wanderung von Werkstatt zu Werkstatt darf er die Arbeit nicht nur betrachten, sondern er muß selbst Hand ans Werk legen. Niemals laßt ihn von diesen gesegneten Stätten scheiden, ohne die nötigen Erläuterungen über die daselbst ausgeführten Arbeiten zu erfahren, oder über seine Beobachtungen Rechenschaft zu geben. Gebt ihm auch hier ein Vorbild und arbeitet selbst. Werdet Lehrling, damit euer Schüler Meister wird. Bedenkt, daß eine einzige Stunde praktischer Arbeit größern Vorteil schafft, als tagelange Erläuterungen.

Im allgemeinen steht der Wert, welcher den verschiedenen Kunstfertigkeiten beigemessen wird, in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem wahren Nutzen. Dieser Wert hängt häufig sogar von ihrer Nutzlosigkeit ab. Die nützlichsten Kunstfertigkeiten erzielen den geringsten Gewinn, denn die Zahl der Arbeiter ist von den Bedürfnissen der Menschen abhängig. Die notwendig zu leistende Arbeit kann daher nur einen Preis beanspruchen, der auch von dem Armen zu erschwingen ist. Umgekehrt bestimmen jene wichtigen Leute, Künstler genannt, die nur für Müßiggänger und Reiche arbeiten, einen ganz willkürlichen Preis für ihre Spielereien.

Was soll aber aus euren Zöglingen werden, wenn man ihnen gestattet, solchen thörichten Vorurteilen nachzugeben, ja wenn sie sehen, wie der Laden eines Goldschmieds im Vergleich mit der Werkstatt eines Schlossers bevorzugt wird?

Welchen Begriff werden sie sich über das wahre Verdienst der Künste und den wirklichen Wert der Dinge bilden, daß der Preis, den die Voreingenommenheit festsetzt, in Widerspruch zu demjenigen tritt, der dem wirklichen Nutzen entspricht? Wenn dadurch die Vorstellung in ihnen geweckt wird, daß ein Gegenstand um so kostbarer ist, je weniger derselbe wert ist? In dem Augenblicke, wo solche Gedanken sich in ihrem Kopfe festsetzen, könnt ihr eure fernere Er-

ziehung aufgeben. Wider euren Willen werden sie doch nur wie alle übrigen erzogen, und vierzehn Jahre eurer Arbeit sind verloren. Emil dagegen wird die Dinge auf eine andre Weise betrachten.

Bisher habe ich mit meinem Zögling noch nicht über die Menschen geredet. Er besitzt zu viel gesunde Vernunft, um mich verstehen zu können. Seine Beziehungen zur Gattung sind ihm noch nicht wahrnehmbar genug, um fähig zu sein, andre nach sich selbst zu beurteilen. Außer sich selbst kennt er noch kein menschliches Wesen. Er ist sogar noch weit davon entfernt, sich selbst zu kennen. Wenn er seine Person auch nur wenig beurteilen kann, so sind seine Urteile über dieselbe fast immer richtig. Welche Stellung andre einnehmen, versteht er nicht; seine eigne kennt er jedoch und behauptet sie auch. Die Gesellschaftslehre kennt er noch nicht; wir haben ihn deshalb nicht durch diese eingeschränkt, sondern durch die Fesseln der Notwendigkeit. Bis jetzt ist er fast nur noch ein Wesen der Natur. Wir wollen fortfahren, ihn als ein solches zu behandeln.

Alle Naturkörper, sowie alle Arbeiten der Menschen soll er nur nach ihrem augenscheinlichen Verhältnis zu seinem eigenen Nutzen, zu seiner Erhaltung und zu seinem Wohlbefinden beurteilen. Der Wert des Eisens muß daher in seinen Augen höher als derjenige des Goldes sein, das Glas den Diamant an Wert übertreffen. Auch Schuhmacher und Maurer sind höher zu schätzen, als alle Juweliere Europas. Ein Kuchenbäcker dagegen erscheint ihm als eine so wichtige Persönlichkeit, daß er die ganze Akademie der Wissenschaften für den geringsten Zuckerbäcker der Lombardstraße hingeben würde. Graveure, Goldarbeiter, Vergolder und Sticker sind seiner Meinung nach nur Müßiggänger. Unnütze Spielereien bilden ihren Zeitvertreib. Auch die Uhrmacherkunst scheint ihm wertlos. Er genießt sein Leben ohne sklavische Abhängigkeit von der Zeit. Ihr Wert ist ihm unbekannt, denn er verwendet seine Zeit nützlich. Sie nimmt noch einen gleichmäßigen Verlauf. Die Ruhe der Leidenschaften ebnet noch das Dahinfließen der Zeit und ersetzt ein Kunstwerk, durch welches er sie gegebenen Falls messen kann.

Natürlicher, ja noch vernünftiger ist die Stufenfolge der Künste und Kunstfertigkeiten, nach welcher ihre höhere oder geringere Be-

deutung von dem Verhältnis der Notwendigkeit abhängig gemacht wird, welches sie untereinander verknüpft. Diese Beurteilung gewährt wichtige Aufschlüsse über die in der menschlichen Gesellschaft herrschende Ordnung. Sie ähnelt der vorigen, aber sie wird in der Schätzung der Menschen ebenfalls umgekehrt, denn die Verarbeitung der Rohstoffe liegt in den Händen wenig angesehener Handwerker. Ihr Gewinn ist nur gering. Dagegen erzielt diejenige Handarbeit um so größeren Gewinn, je mehr Hände sich daran beteiligt haben. Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob der Kunstfleiß bei den feinern Künsten mehr Geschicklichkeit voraussetzt und höhern Lohn verdient, weil er an die Stoffe die letzte Feile anlegt, als die erste Bearbeitung derselben, welche sie zum allgemeinen Gebrauche herrichtet. Wohl aber verdient meines Erachtens die Kunstfertigkeit eine höhere Schätzung, deren Erzeugnisse allgemein verbreitet und unentbehrlich sind.

Unter allen Verrichtungen nimmt der Ackerbau die erste und vornehmste Stelle ein. Der Schmiedekunst würde ich den zweiten, dem Zimmerhandwerke den dritten Rang zuerkennen. Sicherlich würde ihn jedes Kind, das noch von allgemeinen Vorurteilen unbeeinflußt ist, ebenso urteilen. Welche wichtigen Erwägungen wird dagegen der Robinson in unserm Emil erwecken? Was wird er denken, wenn er sieht, daß die Handwerker sich erst dann vervollkommnen, wenn Unterabteilungen entstehen und ihre Werkzeuge sich ins Unendliche vervielfachen? Muß er doch annehmen, daß die Leute so viele Handwerkszeuge nur erfinden, aus Furcht, ihre Arme und Hände möchten nicht ausreichen? Um eine einzige Kunst zu üben, sind sie auf tausend andre angewiesen. Jeder Arbeiter bedarf einer Stadt für sich. Mein junger Freund und ich dagegen werden mit unserm Erfindungsgeist auch Geschick verbinden. Unsre Werkzeuge fertigen wir selbst an. Sie können überall mitgenommen werden. — Der Leser möge sich hier nicht mit Betrachtungen über körperliche Übungen oder die Handfertigkeit des Zöglings beschäftigen. Er überlege vielmehr, welche Richtung seiner kindlichen Wißbegierde zu geben sei.

Er berücksichtige seinen Verstand, seine Erfindungsgabe, seine Voraussicht und überlege, was für ein Mensch Emil werden soll. Alle Dinge, die Emil sieht und ausführt, verlangt er gründlich zu kennen und ihren innern Zusammenhang zu verstehen. Von Werkzeug zu Werkzeug geht er bis auf deren ursprüngliche Form zurück. Bloße Voraussetzungen läßt er nicht zu. Er würde sich sogar weigern, Dinge zu lernen, welche bestimmte Vorkenntnisse voraussetzten. Sieht er die Anfertigung einer Sprungfeder, so forscht er nach der Art der Eisengewinnung in den Bergwerken. Bei der Zusammensetzung einzelner Kistenteile fragt er, wie ein Baum gefällt wird. Auch wenn er selbständig arbeitet, wird er bei jedem Werkzeug, dessen er sich bedient, sich fragen: „Wenn ich dieses Werkzeug nicht hätte, wie müßte ich es anfangen, ein ähnliches anzufertigen, oder dasselbe zu entbehren?“

Übrigens verfällt ein Lehrer leicht in einen schwer zu vermeidenden Irrtum: er setzt die Vorliebe für seine eignen Beschäftigungen auch bei dem Zögling voraus. Hütet euch, daß derselbe sich langweilt und es nicht einzugestehen wagt, während euch die Freude an der Arbeit fortreißt.

Das Kind soll ganz bei der Sache sein. Ihr aber müßte ganz mit und mit dem Kinde leben. Ihr müßt es unablässig und unmerklich beobachten, belauschen, seine Gefühle im voraus ahnen und von solchen, die noch unangemessen sind, es ablenken. Kurz, ihr müßt eine Beschäftigung dergestalt regeln, daß es sich nicht nur zu der Arbeit für tauglich hält, sondern daran Gefallen findet, weil es den Zweck derselben einsieht.

Der gemeinschaftliche Verkehr der Handwerke besteht im Austausch gewerblicher Erzeugnisse, der Handelsverkehr im Umsatz von Waren, der Verkehr der Banken in Auswechselung von Geld und Noten. Das sind feststehende Begriffe. Die Grundanschauung ist damit gewonnen. Der Anfang ist dazu schon in früher Kindheit und mit Hilfe des Gärtners Robert gelegt. Es erübrigt nur, diese Begriffe zu verallgemeinern und durch neue Beispiele zu erweitern, um dem Knaben das Wesen des Handels verständlich zu machen. Durch Einzeldarstellungen aus der Naturgeschichte werden dieselben

noch anschaulicher. Diese letztern werden sich auf die eigenartigen Erzeugnisse jedes Landes beziehen. Genaue Schilderungen geben Rechenschaft über die Schiffahrt und die mit derselben verbundenen mechanischen Künste und Wissenschaften. Ebenso müssen die größern oder geringern Schwierigkeiten des Transports hervorgehoben werden, welche infolge örtlicher Entfernungen, der Lage der Länder, Meere, Flüsse ꝛc. entstehen.

Die auf Übereinkunft beruhende Gleichheit der Menschen ist von der natürlichen Gleichheit wesentlich verschieden. Die auf Übereinkunft beruhende Gleichheit zwischen den Dingen veranlaßte die Erfindung des Geldes. Geld bildet nur den Maßstab, um den Wert verschieden gearteter Dinge zu vergleichen. In diesem Sinne bildet das Geld das wirkliche Bindeglied der Gesellschaft. Jedes Ding aber kann die Münze ersetzen. Bei einigen Völkern bilden noch heute Muscheln den Wertmesser. Den Spartanern galt das Eisen, den Schweden das Kupfer am höchsten. Die Gegenwart legt Gold und Silber zu Grunde. Die Wahl der Metalle als Tauschmittel wurde überall durch die Möglichkeit veranlaßt, sie leicht von einem Orte zum andern zu tragen. Sie wurden in Münzen verwandelt, um das jedesmalige Messen und Abwiegen beim Tauschhandel zu sparen. Der Wert-Stempel des Geldes ist nur die Bestätigung, daß das in dieser Form gezeichnete Stück ein bestimmtes Gewicht enthält.

Auch ein beschränkter Mensch wird nach dieser Erklärung den Nutzen jener Erfindung einsehen. Es ist zu schwierig, einen sofortigen Vergleich zwischen ungleichartigen Dingen zu ziehen, beispielsweise Tuch und Getreide. Nachdem aber das gemeinsame Grundmaß, das Geld, gefunden ist, wird es dem Fabrikanten und Landmann leicht, den Wert der auszutauschenden Gegenstände auf dasselbe zurückzuführen. Daraus folgt, daß mittelst des Geldes die verschiedenartigsten Güter abgeschätzt und miteinander verglichen werden können. Auf diese Punkte allein beschränkt eure Erklärung. Sie darf nicht auf die moralischen Wirkungen dieser Einrichtung eingehen.

Die Wißbegierde eines Knaben läßt sich unschwer auf eine Fülle anziehender und anregender Gegenstände lenken, ohne jemals von

den thatsächlichen und materiellen Verhältnissen, die ihm verständlich sind, abzuweichen, oder zu dulden, daß in seiner Seele ein einziger unklarer Gedanke entsteht. Die echte Lehrkunst verlangt von dem Erzieher, daß er seine Betrachtungen niemals auf unwesentliche Kleinigkeiten richtet. Er muß versuchen seinem Zögling die großen Lebensverhältnisse nahe zu bringen.

Er muß dieselben um so genauer kennen, als er eines Tages sich ein richtiges Urteil über die guten wie üblen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft bilden muß. Dabei ist zu bedenken, daß der Lehrer auch die der Unterhaltung gewidmeten Gespräche der Geistesrichtung des Zöglings anzupassen hat. Solche Fragen, welche andre kaum oberflächlich beachten, würden Emil ein halbes Jahr beunruhigen.

Man hatte uns zu einem Mittagessen in ein vornehmes Haus eingeladen. Die Vorbereitungen zu dem Feste wirken fast berauschend und benehmen dem nicht daran Gewöhnten die Gedanken. Da ich den Eindruck auf meinen Zögling voraussehe, flüstere ich ihm während der endlosen Mahlzeit zu: „Durch wieviel Hände müssen wohl alle Dinge auf dieser Tafel erst gegangen sein, ehe dieselben hierher gelangten?“ Welche Fülle von Vorstellungen und Gedanken wecken diese Worte! Er sinnt, denkt nach, er berechnet mit sichtbarer Aufregung. Dann stellt er einige Fragen. Ich beantworte sie nicht und verweise ihn auf spätere Zeit. Welche Gegenstände für seine Wißbegierde, welcher Stoff für seine Belehrung. Was wird er bei seinem bisher unverdorbenen Urteil beispielsweise von jenem Überfluß denken, wenn er wahrnimmt, daß alle Weltgegenden ihren Anteil lieferten, um den Glanz und die Pracht eines einzigen Mittagessens herzustellen. Spürt sorgfältig den verborgenen Schlußfolgerungen nach, welche Emil aus allen seinen Beobachtungen für sich zieht. Bei geringerer Vorsicht, als ich voraussetze, möchten seine Gedanken eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. Solchen Folgerungen läßt sich aber entgegenwirken. Ihre Spur ist leicht zu tilgen durch den Vergleich zwischen einem einfachen ländlichen Mahle, dessen Genuß durch körperliche Anstrengungen vorbereitet wird, dessen Würze in Hunger, Freiheit und Frohsinn besteht und

seinem üppigen übertriebenen Festmahle. Sein Magen wird daher mit gleicher Befriedigung von dem Tische des Landmanns, wie von der Tafel des Reichen scheiden."

Mancher Erzieher möchte vielleicht in wohlgesetzten Worten die Gegensätze zwischen den bezeichneten Genüssen weiter ausführen. Seine Rede mag sehr schön sein; mein Emil aber versteht sie nicht, denn die Art seines Denkens bindet sich nicht an Vorschriften. Mit ihm muß man einfach reden. Nach jenen erprobten Tafelrunden frage ich ihn eines Tages: „Wo werden wir unser heutiges Mittagessen einnehmen?" Vor jenem Silberberge, welcher dreiviertel der Tafel einnimmt und den papiernen Blumenbeeten, die man zum Nachtisch auf Krystalltellern anbietet, oder in jenem zwei Meilen entfernten Dorfe, wo gute Leute uns freundlich aufnehmen und uns mit süßem Rahm bewirten? Emils Wahl ist nicht zweifelhaft. Er ist weder eitel noch schwatzhaft: Dagegen ist er stets zu einem Ausfluge auf das Land bereit. Er ist ein Freund schöner Früchte und Gemüse wie guter Sachen und braver Leute. Sicher wird er durch Überlegung auf diesem Wege auch zu dem Ergebnis kommen, daß die vielen Leute, welche für diese glänzenden Gastmähler arbeiten, große Mühe verschwenden, ohne Wesentliches zum Vergnügen beizutragen.

Die hier angeführten Beispiele sind vielleicht eine gute Anwendung in einem Fall. Bei vielen andern wirken sie vielleicht schädlich. Wenn man sie aber ihrem innern Werte nach nimmt, so wird man sie je nach Bedürfnis den verschiedenen Eigentümlichkeiten des Zöglings anpassen. Die Wahl hängt von eingehender Kenntnis seiner Eigenart ab. Dieses Studium hat nur Erfolg, wenn es Gelegenheit zu freier Äußerung bietet.

Man darf nicht glauben, daß ein Zeitraum von drei bis vier Jahren, die dieser Lebensabschnitt erfordert, genügt, um auch dem begabtesten Kinde nur eine schwache Vorstellung von allen Verrichtungen und Naturwissenschaften zu geben, um es zu befähigen, sich dereinst die nötigen Kenntnisse darin selbst zu verschaffen. Indem wir jedoch alle für sein Wissen notwendigen Gegenstände vor *seinem innern* Auge vorüberführen, befähigen wir es, seine Ge-

schmacksrichtung und sein Talent zu entwickeln. Es lernt den Gegenstand, für welchen es eine besondere Vorliebe äußert, erkennen und weist uns dadurch den Weg, den wir ihm erschließen müssen, um die Natur zu unterstützen.

Ein fernerer Vorteil dieser Verknüpfung richtiger, wenn auch begrenzter Kenntnisse ist, dem Kinde ihren innern Zusammenhang, wie ihre Wechselbeziehungen nachzuweisen, so daß jeder Zweig desselben in seiner Wertschätzung den gleichen Rang einnimmt. Auf diese Weise werden die Vorurteile vermieden, welche die meisten Menschen zu Gunsten der von ihnen vorzugsweise gepflegten Talente im Gegensatze zu den von ihnen vernachlässigten besitzen. Wer die Ordnung des Ganzen überschaut, kennt auch die jedem einzelnen Teile zugewiesene Stelle. Derjenige, welcher eine gründliche Kenntnis eines besondern Teiles besitzt, mag zwar für einen Gelehrten gelten: jener aber ist ein Mann von gesundem Urteil, und man wird sich erinnern, daß unsre Bestrebungen weniger auf Wissen, als auf Bildung der Urteilskraft hinausgingen.

Im Ganzen genommen ist jedoch meine Methode von den angeführten Beispielen unabhängig. Sie gründet sich auf die dem Menschen während der verschiedenen Altersstufen zugemessenen Fähigkeiten und auf die Wahl der Beschäftigungen, welche seinen Fähigkeiten angemessen sind. Mit Beginn des zweiten Lebensabschnittes benutzten wir den Überschuß an Kräften, welcher unsre Bedürfnisse überstieg, um uns über unser eignes Ich hinaus zu versetzen. Wir haben uns zum Himmel aufgeschwungen; die Erde wurde gemessen, der Natur die sie bewegenden Gesetze abgelauscht; kurz, wir haben unsre ganze Insel durchstreift. Jetzt kommen wir wieder auf uns selbst zurück. Unmerklich nähern wir uns dem Ausgangspunkte, unsrer Wohnung. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man mit einer andern Methode scheinbar größere Resultate erzielen würde. Sobald sie aber weniger der Eigenart dem Alter und Geschlecht angepaßt ist, so würde sie schwerlich einen gleichen Erfolg aufweisen.

Was bleibt uns nach der sorgfältigen Beobachtung unsrer ganzen Umgebung nun noch zu thun übrig? Daß wir alles, was wir uns aneignen können, richtig anwenden lernen, und zum Besten unsres

Wohlseins Vorteil aus unsrer Wißbegierde zu ziehen. Bisher haben wir uns mit Werkzeugen jeglicher Art versehen, ohne eigentlich zu wissen, welche wir nötig haben. Obgleich die unsrigen vielleicht für uns selbst unnütz sind, können doch andre sie vorteilhaft verwenden. Umgekehrt können wir vielleicht die ihrigen gebrauchen. Wir würden deshalb bei einem Tausche alle unsre Rechnung finden. Um indes auf einen solchen einzugehen, müssen wir unsre gegenseitigen Bedürfnisse kennen. Jeder muß wissen, wieviel Brauchbares andre für ihn besitzen, und was er ihnen seinerseits dafür zu bieten imstande ist. Stellen wir uns zehn Menschen mit verschiednen Bedürfnissen vor. Um sich nun das Nötige zu verschaffen, muß jeder von ihnen zehn verschiedne Arbeiten verstehen. In Anbetracht ihrer verschiednen Anlagen wird aber bei dem einen diese, bei dem andern jene Arbeit unvollkommen ausfallen. Nun laßt uns aus diesen zehn Menschen eine Gesellschaft bilden. Jeder treibe, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die neun übrigen, diejenige Beschäftigung, für die er die meiste Befähigung zeigt. Auf diese Weise wird jeder von den Talenten der andern denselben Vorteil haben, als ob er sie alle selbst besäße. Jeder wird außerdem das seinige durch die unausgesetzte Übung vervollkommnen, so daß die zehn Personen, nachdem sie vollständig mit allem versehen sind, noch einen Überschuß für andre erlangen.

Auf diesem Grundsatze beruhen augenscheinlich alle unsre gesellschaftlichen Einrichtungen.

Ein Mensch aber, der sich nur als Einzelwesen betrachten, sich nirgends anzuschließen und nur sich selbst zu genügen begehrte, würde ein elendes Wesen sein. Ja, es wäre ihm unmöglich, sein Leben zu erhalten. Wo sollte er seinen Unterhalt finden, da die ganze Erde schon verteilt ist und er, seinen Körper ausgenommen, nichts sein eigen nennen könnte? Sobald wir aus dem Naturzustande heraustreten, sind auch unsere Nebenmenschen gezwungen, denselben aufzugeben. Gegen den Willen der andern vermag niemand denselben aufrecht zu erhalten. Allein die Unmöglichkeit, das Leben im Naturzustande zu erhalten, würde das Verlangen, in demselben zu bleiben, aufheben und käme dem thatsächlichen Verlassen desselben

leich. Denn das oberste Naturgesetz ist Sorge für die Selbsterhaltung.

So entwickeln sich schon in dem Geiste des Kindes allmählich ie Vorstellungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse, ehe es noch irklich ein thätiges Glied der Gesellschaft ist. Emil sieht ein, daß, m Werkzeuge zum eignen Gebrauch zu erhalten, er auch solche für en Bedarf andrer besitzen muß. Der Austausch derselben ermöglicht s, die ihm notwendigen Dinge aus ihrem Besitze zu erlangen. Es st ihm die Notwendigkeit solches Tausches und den daraus zu erielenden Vorteil deutlich zu machen. Jeder Mensch muß leben. Dieser Grundsatz, welcher je nach der Stärke der Nächstenliebe, von dem mit größeren oder geringeren Nachdruck betont wird, scheint ir für jeden, der ihn auf sich selbst anwendet, unwiderleglich. Die ärkste Art des Widerwillens, welchen die Natur uns eingeflößt hat, ägt sich deutlich in der Scheu vor dem Tode aus. Daraus folgt, ß sie demjenigen, welchem kein weiteres Mittel zum Leben bleibt, les erlaubt.

Sobald Emil versteht, was Leben heißt, würde ich ihn auf die rhaltung desselben hinlenken. Bis jetzt ist noch kein Unterschied ischen Stand, Glücksgütern, Rangstufen gemacht worden. Derlbe soll ihm noch fremd bleiben, weil der Mensch in jedem Stande ch Mensch bleibt und ist. Der Reiche hat keinen größern Magen s der Arme, der Herr keinen längern und stärkern Arm als der necht. Ein Hochgestellter überragt in nichts den Mann aus dem olke. Überall sind die natürlichen Bedürfnisse die gleichen, darum üssen ihnen auch die Mittel zu ihrer Befriedigung entsprechen. ie Erziehung des Menschen soll daher mit dem übereinstimmen, as der Mensch wirklich ist, nicht mit demjenigen, was er nicht ist.

Ist es denn unverständlich, daß, sobald seine Ausbildung nur uf einen besondern Beruf berechnet wird, er für jeden andern unrauchbar wird? daß sobald das Glück ihm den Rücken wendet, ihr ur zu seinem Unglück gearbeitet habt? Giebt es etwas Lächerlicheres ls jene verarmten vornehmen Leute, die auch im Elende noch icht die Vorurteile ihrer Geburt ablegen können? Ihr stützt euch uf die gegenwärtige gesellschaftliche Ordnung, ohne Rücksicht darauf,

daß sie unvermeidlichen Umwälzungen unterworfen ist und es unmöglich ist, den Umsturz, welchem eure Kinder ausgesetzt sind, vorherzusehen oder zu verhindern.

Wer bürgt euch noch dafür, was euer Los sein wird? Menschenwerk kann durch Menschenhand zerstört werden. Die Natur giebt allerdings ihren Geschöpfen ein bleibendes Gepräge, aber sie schafft weder Fürsten noch Reiche oder vornehme Leute.

Welchem Stande der Mensch und Bürger auch angehört, so kann er der Gesellschaft kein besseres Gut, als sich selbst darbringen. Die Pflicht erfordert von jeder Persönlichkeit sich in den Dienst der Gesellschaft zu stellen. Der außerhalb der Gesellschaft stehende Einzelmensch ist niemandem verpflichtet. Er ist berechtigt seinem eignen Ermessen gemäß zu leben. Innerhalb der Gesellschaft lebt man auf Kosten andrer. Man schuldet ihr Ersatz durch Arbeit für den gewährten Unterhalt. Arbeit ist folglich eine unerläßliche Pflicht jedes Menschen, der in der Gesellschaft lebt. Ob reich oder arm, ob mächtig oder machtlos, — jeder Müßiggänger ist ein Dieb.

Unter allen Beschäftigungen, welche zum Erwerbe des Unterhaltes beitragen, nähert sich die Handarbeit am meisten dem Naturzustande. Der Stand des Handwerkers ist von allen Berufszweigen am unabhängigsten von Menschengunst und Glückswechsel. Der Handwerker hängt nur von seiner Arbeit ab. Er ist in demselben Grade frei, wie der Landmann Sklave ist. Der letztere ist auf sein Feld angewiesen. Seine Ernte ist der Willkür andrer anheimgegeben.

Trotzdem ist der Ackerbau für den Menschen die vornehmste Arbeit. Sie ist ehrenhaft und nützlich und folglich die edelste von allen. Emil braucht zum Erlernen des Ackerbaues nicht erst aufgefordert zu werden. Er kennt ihn. Alle ländlichen Verrichtungen sind ihm vertraut. Stets kehrt er zu seiner Erstlingsbeschäftigung zurück. Ich ermahne ihn nur: „Bebaue das Erbe deiner Väter.“ Wie aber, wenn dies Erbe verloren geht, oder du besitzlos bist? So lerne ein Handwerk.

Es handelt sich hier weniger darum ein Handwerk um seiner praktischen Ausübung willen zu lernen, als vielmehr darum, die

Vorurteile zu besiegen, welche zu einer Geringschätzung desselben führen. Vielleicht wird niemals die Notwendigkeit eintreten, zu arbeiten nur um zu leben. Arbeite also nicht aus Not, arbeite um der Ehre willen. Steige zum Berufe des Handwerkers herab, um über deinen Stand erhaben zu sein. Willst du dir das Glück und die Verhältnisse dienstbar machen, so beginne damit von ihnen unabhängig zu werden. Lerne, dich über Vorurteile hinwegzusetzen, wenn du durch sie herrschen willst.

Man erinuert sich, daß ich keine besondere Fähigkeiten voraussetze. Es handelt sich nur um das Handwerk, das echte Handwerk, um eine rein mechanische Kunstfertigkeit, welche mehr die Thätigkeit der Hände, als die des Kopfes beansprucht. Man erwirbt keinen Reichtum durch dasselbe. Er ist aber auch zu entbehren.

Gebt dem Manne ein Handwerk, welches seinem Geschlechte geziemt, dem Jünglinge ein solches, welches seinem Alter ansteht. Jede sitzende, an das Zimmer fesselnde Berufsthätigkeit, die dem Körper verweichlicht und entkräftet, spricht ihn nicht an, ist ihm nicht dienlich. Nie wird ein Knabe aus eignem Antriebe das Geschäft eines Schneiders ergreifen. Man muß alle Kunst aufbieten, um das Geschlecht, welches die Natur nicht zu dieser Frauenarbeit*) bestimmt hat, zur Wahl derselben zu bewegen. Nadel und Degen sollten nicht von denselben Händen geführt werden dürfen. Jeder schwächliche, verweichlichte, zaghafte Mann ist zu einer sitzenden Lebensweise verurteilt, und dazu geschaffen, mit Frauen nach Frauenart zu leben. Doch ist nichts einzuwenden, wenn jeder das Handwerk treibt, für welches er am meisten geeignet ist.

Meinem Zöglinge sind wohl ungesunde, aber keineswegs beschwerliche selbst nicht gefährliche Hantierungen untersagt. Sie stählen gleichzeitig seine Kraft und seinen Mut und sind vorzugsweise für Männer geeignet. Frauen machen keinen Anspruch darauf. Warum schämen sich die Männer nicht, Übergriffe in Gebiete zu thun, die Frauen angehören?

---

*) Bei den Alten gab es keine Schneider, die Kleider der Männer wurden im Hause von den Frauen angefertigt.

Alle Schwierigkeiten werden umgangen, alle Treibereien vermieden werden, wenn du um deines Lebensunterhaltes willen vorziehst, der Geschicklichkeit deiner Hände und dem Ertrage deiner Arbeit zu vertrauen. Denn die Aufgabe jener erhabenen Geisteswissenschaft ist, die Seele, aber nicht den Körper zu nähren. Jene Hilfsquelle ist unversiegbar. Rechtschaffenheit und Ehre sind kein Hindernis mehr für das Fortkommen.

Ungehindert darfst du in der Verborgenheit als rechtschaffener Mann leben und dein sicheres Brot genießen. Die erste beste Werkstätte für das von dir erlernte Handwerk öffnet sich dir, wenn du mit der Bitte eintrittst: „Meister, ich gebrauche Arbeit." „Setzt euch, Geselle, und arbeitet." Ehe die Mittagszeit herangerückt ist, hast du deine Mahlzeit verdient. Mit Fleiß und Mäßigkeit wirst du im Verlauf von acht Tagen deinen Lebensunterhalt für fernere acht Tage erworben haben. Dein Leben war arbeitsvoll, aber in Freiheit, Gesundheit, Wahrhaftigkeit vergangen: Das heißt nicht Zeit verlieren, sondern sie nützen.

Auch Emil muß ein Handwerk lernen. Aber doch ein ehrbares, wird man einwenden? Was bedeutet dieses Wort? Ist nicht jedes Handwerk, das der Gesamtheit nützt, ehrbar? Er soll nicht wie Lockes Gentleman, Sticker, Vergolder oder Lackierer werden, noch sich der Musik, Schauspielkunst oder Schriftstellerei zuwenden.

Ausgenommen diese und ähnliche Gewerbe, steht ihm alles frei. Nichts wird ihn hemmen. Möchte er lieber Schuhmacher als Dichter, lieber Straßenpflasterer werden, als Porzellanblumen anfertigen. Ein nützliches Handwerk an sich genügt indessen noch nicht. Es versteht sich, daß diese Thätigkeit von den Menschen, welche sie ausüben, keine mit der Menschlichkeit unvereinbaren und hassenswerten seelischen Eigenschaften verlangt. Wählen wir also, um bei dem ersten Ausdruck zu bleiben, ein ehrbares Handwerk, ohne dabei zu vergessen, daß Nützlichkeit von der Ehrbarkeit unzertrennlich ist.

Das sind die Gesichtspunkte, welche hinsichtlich der Wahl eines Handwerks für Emil maßgebend werden. Die Wahl selbst steht allerdings nur ihm allein zu. Infolge der ihm anerzogenen Grundsätze, hat sich eine natürliche Abneigung gegen alles Unnütze, die

ihm eingewurzelt. Nie wird er seine Zeit an wert- oder nutzlose Dinge verschwenden. Seine Wertschätzung der Dinge ist an ihren Nutzen gebunden. Aus diesem Grunde kann seine Wahl auch nur auf ein solches Handwerk treffen, das Robinson auf seiner Insel hätte Nutzen bringen können.

Wenn der Lehrer die Erzeugnisse der Natur und der Kunst dem Kinde durch die Anschauung vorführt, so wird seine Wißbegier angeregt. Beobachtet man die Richtung derselben, so ergiebt sich der Vorteil, daß man seinen Geschmack, seine Neigungen und seinen Hang erforschen kann. Man sieht den ersten Funken des erwachenden Verstandes aufleuchten, sobald eine entschiedene Äußerung desselben sich bemerkbar macht. Indessen sollte der nicht ungewöhnliche Fehler vermieden werden, zufällig hervorgerufene Leistungen einer besonders glänzenden Begabung zuzuschreiben. Auch der Nachahmungstrieb, welchen der Mensch gleich dem Affen besitzt, ist nicht als eine ausgesprochene Neigung zu dieser oder jener Kunst zu betrachten. Er giebt häufig nur den Antrieb zu einer maschinenmäßigen Hantierung, ohne ein deutliches Bewußtsein von dem Nutzen derselben zu besitzen.

Zahllose Handwerker und Künstler bevölkern die Welt, denen zur Ausübung ihres Berufes jede natürliche Anlage fehlt. Trotzdem hat man sie von Jugend auf zu dem erwählten Berufe angehalten, obgleich ihnen jeder andre, den sie ausüben sahen, gleich nahe gelegen hätte. Augenscheinlicher Eifer, der sie vielleicht auf andre Kunstgebiete geführt hatte, mochte darüber täuschen, oder andre Gründe dafür entscheiden.

So hört mancher einen Tambour und sieht sich schon als zukünftigen General; ein andrer einen Baumeister und möchte bauen. Jeder fühlt sich zu dem Handwerk hingezogen, das er ausüben sieht, sobald er dasselbe für ehrbar hält. Ich habe einen Diener gekannt, der sich in den Kopf setzte Zeichner und Maler zu werden, nachdem er seinen Herrn hatte zeichnen sehen. Ohne Unterricht und Kenntnis der ersten Regeln zeichnete er drei Jahre alles, was ihm unter die Augen kam, namentlich beschäftigte er sich, einen vor ihm stehenden Globus immer wieder zu zeichnen, bis ihm die Kugel im [illegible] zu seiner Zufriedenheit gelungen war. Bis zu einer ge-

wissen Grenze ist Ausdauer imstande das Talent zu ersetzen. Diese Grenze hat er erreicht, aber er wird schwerlich etwas andres als Verzierungen malen.

Um sich von den wirklichen Anlagen und Neigungen eines Kindes zu überzeugen, das häufiger Wünsche als Talente zeigt, muß man schärfer beobachten, als gewöhnlich angenommen wird. Leider schließt man meist auf Grund der erstern, weil man die letztern nicht zu ergründen versteht. Möchte ein verständiger Mann eine Abhandlung schreiben über die Kunst, Kinder zu beobachten.

Es ist eine Kunst, deren Verständnis von höchster Wichtigkeit ist. Leider kennen weder Lehrer noch Väter ihre Anfangsgründe.

Vielleicht wird der Wahl eines Handwerks zu große Wichtigkeit beigelegt. Für Emil ist sie jedoch unbedenklich. Es kommt nur eine Handarbeit in Frage; seine Lehrzeit ist deshalb infolge der bisher ausgeübten Beschäftigungen bereits zur Hälfte vollendet. Welche Arbeit verlangt ihr? Er ist zu allem geschickt. Spaten und Hacke versteht er zu handhaben. Er kann sich der Drehbank, de Hammers und der Feile bedienen. Alle Handwerkszeuge sind ih vertraut. Es handelt sich nur darum, noch einige Übung in i Handhabung zu erlangen, um mit einem tüchtigen Arbeiter an wandtheit wetteifern zu können. Sein gewandter Körper, seine schmeidigkeit, ohne Mühe jede Stellung anzunehmen, ohne strengung und lange Zeit jede Bewegung aushalten zu kön geben ihm dem Arbeiter gegenüber eine besondere Überlegen Auch seine Organe sind scharf und ausgebildet; das Triebwerk Handwerke ist ihm bekannt. Zur Meisterschaft gebricht es ihm an Fertigkeit, diese ist lediglich eine Sache der Zeit.

Auf welches der Handwerke, unter welchen uns noch die Wah freisteht, wird er nun so viel Zeit verwenden, daß er sich darin die nötige Geschicklichkeit erwirbt? Das ist die einzige Frage, um die es sich noch handelt.

Von allen Arbeiten sind die Metallarbeiten vielleicht am nütz-lichsten. Gleichwohl denke ich aus meinem Zögling weder einen Huf- noch Grobschmied zu machen. Ebenso wenig möchte ich ihn als Maurer oder Schuhmacher sehen. Wem die Wahl freisteht,

sollte auf Sauberkeit Rücksicht nehmen. Meinen Wünschen würde es am meisten entsprechen, wenn mein Zögling Gefallen am Tischlerhandwerk fände. Es ist sauber und nützlich, es läßt sich im Hause betreiben und hält den Körper in hinreichender Bewegung. Auch fordert es von dem Arbeiter Geschicklichkeit und Kunstsinn, und obgleich die Form der Gegenstände von dem künftigen Gebrauch derselben abhängt, so sind doch Zierlichkeit und Geschmack nicht ausgeschlossen.

Wenn Emil sein Handwerk lernt, so werde ich es mit ihm zusammen lernen. Ich bin überzeugt, daß er nur das, was wir gemeinschaftlich betreiben, gründlich lernen wird. Beide werden wir in die Lehre treten und werden als Lehrlinge gelten, die es nicht um des Zeitvertreibes wegen sind. Unglücklicherweise können wir nicht unsre ganze Zeit allein an der Hobelbank zubringen. Wir sind nicht nur Handwerkslehrlinge, sondern Lehrlinge als Menschen. Dieser letztere Beruf erfordert eine schwierigere und zeitraubendere Lehrzeit als der erstere. Welcher Weg wird uns am schnellsten zum Ziele führen? Sollen wir täglich eine Stunde Unterricht im Hobeln nehmen, ungefähr wie man eine Tanzstunde nimmt? Nein, dann würden wir Schüler, aber nicht Lehrlinge sein. Unser Ehrgeiz strebt weniger danach, das Tischlerhandwerk zu erlernen, als uns um Stande eines Tischlers zu erheben. Meiner Ansicht nach müßten ein oder zwei Tage jeder Woche von früh an bei dem Meister zugebracht werden. Wir müßten seine Mahlzeiten teilen und unter seiner Anleitung arbeiten. Hätten wir dann die Ehre gehabt, mit seiner Familie zu Abend zu speisen, so können wir nach Belieben die Ruhe auf unserm harten Lager aufsuchen. Auf diese Weise lernt man mehrere Handwerke zugleich. Man erwirbt Übung in Handfertigkeiten, ohne die andre Lehrlingsschaft zu vernachlässigen.

Man berichtet, daß nach alter ottomanischer Sitte der Großherr verpflichtet sei, Handarbeiten zu machen. Als Werke kaiserlicher Hand gelten sie natürlich als Meisterwerke. Bei unserm Emil darf der Wert seiner Arbeit nicht nach der Person seines Anfertigers, sondern nur nach der Güte des Werkes beurteilt werden. Auch

erste Lust, die Planeten kennen
beobachten.

Der Sonnenaufgang ist von
Er wird um Weihnachten oder
tage wiederholt betrachtet werden
Beobachtung ist wieder gewählt
Geschick vorbereitet, so wird
auszurufen: „Wie seltsam! De
andern Punkte statt! Unsre al
während die Sonne hier aufgeht
und einen Winteroststpunkt.
vorgezeichnete Weg. Diese Beispi
Unterrichte in der Himmelskund
als Welt, und die Sonne als

Überhaupt ersetzt die Sache
möglich ist, dieselbe dem Zögli
nimmt die Aufmerksamkeit des
Augen geführten Gegenstand

Das Planetarium oder die
ersonnenes und in ungenauen
zu sein. Die durcheinander lau
Figuren geben ihm etwas Ver
verwirrt. Im Verhältnis zu d
die Gestalt der Erde zu klein.
den Schein des Körperlichen, so
kreisende Massen halten kann.
Kreise nur gedacht sind, so bl
unverständlich, und es begreift

Bei dem Studium der Wis
zug der analytischen und synt
es nicht immer einer besonder
vereinigen. Man kann bei den
und entwickeln und das Kind
leiten, während es meint, zu
wendung beider Methoden m

leide ich nicht, daß sie anders als durch den Vergleich mit denen andrer Meister geschätzt wird. Nicht um des Anfertigers, sondern um ihrer selbst willen soll man die Arbeit schätzen. Ist diese gut gemacht, so bekennt offen: „Das ist gut.“ Fragt aber nicht, wer sie angefertigt hat. Äußert er selbst mit stolzer selbstzufriedener Miene: „Ich habe dieses Werk verfertigt“ so entgegnet kalt: „[illegible] du oder ein andrer ist unwesentlich, es bleibt doch ein tüchtiges Werk.“

Im allgemeinen erwirbt man sich in der Kunst einen Namen auf dieselbe Weise, wie in der gelehrten Welt. Ebenso, wenn sich einmal die Überzeugung Bahn bräche, es wäre gut, ein Handwerk zu verstehen, so würden eure Kinder bald es betreiben, ohne es jemals gelernt zu haben. Sie würden die Meisterschaft erlangen, wie man es in Zürich zum Ratsherrn bringt. Diese äußern Formen darf Emil nicht kennen lernen! Keinen äußern Schein, sondern nur Wirklichkeit und Thatsachen. Nicht durch den Titel, sondern durch die Arbeit muß er zeigen, daß er ein Arbeiter ist.

Wenn ich bis hierher verständlich gewesen bin, so wird man einsehen, wie ich neben der Gewöhnung an körperliche Übung und Handarbeit in meinem Zögling unmerklich den Sinn für Überlegung und Nachdenken wecke. Er soll lernen, wie ein Bauer zu denken und wie ein Philosoph zu arbeiten. Das große Geheimnis der Erziehung beruht darauf; es so einzurichten, daß die körperlichen und geistigen Übungen sich stets zur Erholung dienen. So wird Emil nicht lange Handwerker sein, ohne daß ihm die Ungleichheit der Stände aufgefallen wäre. Bald wird er auch meine Ansichten prüfen wollen. In seiner Lage findet er eine Ähnlichkeit mit derjenigen der Armen, von der sich die meinige wesentlich unterscheidet, so daß er eine verfängliche Frage an mich richtet. „Sie sind reich. Sie haben es mir selbst gesagt. Ein Reicher schuldet aber der Gesellschaft seine Arbeit. Was aber thun Sie denn für die Gesellschaft?“ Aus dieser Verlegenheit zieht mich die Werkstätte. „Ei, lieber Emil, das ist eine vortreffliche Frage, sage ich. Ich verspreche dir zu antworten, sobald du selbst dir eine genügende Antwort gefunden hast. Inzwischen denke ich dir und den Armen

alles, was ich zu viel habe, zu geben, und wöchentlich werde ich einen Tisch oder eine neue Bank machen, um für das Ganze nicht nutzlos zu sein.

Auf diese Weise sind wir wieder zu uns selbst zurückgekommen. Auch unser Kind ist, in dem Augenblicke, wo die Kindheit aufhört, auf sich selbst, als Einzelwesen zurückgeführt. Mehr als je fühlt es den Zwang, welcher es an die Dinge fesselt. Nachdem anfangs sein Körper und seine Sinne geübt worden sind, ist sein Geist und sein Urteil gebildet. Schließlich haben wir den Gebrauch seiner Glieder mit der Anwendung seiner geistigen Fähigkeiten verbunden. Er ist ein denkendes und handelndes Wesen geworden. Um ihn als Menschen zu vollenden, ziemt es sich, ihn zu einem fühlenden und liebenden Wesen auszugestalten, d. h. die Vernunft durch das Gefühl zu vervollkommnen. Bevor wir dieser neuen Lebensordnung uns zuwenden, müssen wir einen Rückblick auf unsern Ausgangspunkt werfen, um mit möglichster Genauigkeit festzustellen, wie weit wir bisher gekommen sind.

Anfangs war unser Zögling nur auf sinnliche Wahrnehmungen beschränkt, jetzt hat er Vorstellungen. Anfangs fühlte er nur: jetzt urteilt er. Denn aus dem Vergleich mehrerer aufeinanderfolgender oder gleichzeitiger Wahrnehmungen mit dem sich daraus ergebenden Urteile, entsteht eine Art gemischter Vorstellung, die ich vielleicht mit Begriff bezeichnen dürfte.

Erst die Art und Weise, Begriffe zu bilden, bestimmt die Eigenart des menschlichen Geistes. Derjenige, welcher seine Begriffe aus thatsächlichen Verhältnissen ableitet, ist ein gründlicher Geist. Wer sich begnügt, sie aus scheinbaren Beziehungen herzuleiten, ist oberflächlichen Geistes. Wer die Verhältnisse nach ihrem thatsächlichen Vorhandensein betrachtet und auffaßt, beweist scharfen Verstand, wer sie falsch versteht, ist ein verschrobener Kopf. Wer nur eingebildete Verhältnisse, ohne jede Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit ersinnt, ist ein Thor, wer nie Vergleiche anstellt, ein Schwachkopf. Dem größern oder geringern Geschick, die Begriffe untereinander zu vergleichen oder verschieden geartete Beziehungen aufzufinden, liegt die größere oder geringere Ausbildung der menschlichen Vernunft.

Einfache Begriffe ergeben sich erst aus dem Vergleich der Wahrnehmungen untereinander. Urteile lassen sich sowohl aus einfachen, wie zusammengesetzten Wahrnehmungen ableiten; letztere möchte ich unter dem Ausdruck „einfache Begriffe“ zusammenfassen. Bei der Wahrnehmung verhält sich das Urteil leidend. Es bestätigt einfach, daß man das, was man empfindet, auch wahrnimmt. Bei der Anschauung oder der Vorstellung ist das Urteil bereits selbstthätig. Er stellt die Aussagen derselben nebeneinander, er vergleicht und unterscheidet sie, während die Sinne keine Entscheidung treffen können. Darin besteht der wesentliche, allerdings große Unterschied. Die Natur täuscht nie, nur wir täuschen uns.

In meiner Gegenwart setzte man einem achtjährigen Kinde Eistorte vor; ohne zu wissen, was es ist, führte es den Löffel zum Munde. Unangenehm von der Kälte berührt, ruft es aus: „O, ich habe mich verbrannt.“ Es hat eine sehr lebhafte Empfindung, glaubt aber, da ihm nur die Hitze des Feuers bekannt ist, diese wahrzunehmen. Es täuscht sich indes, denn der Frostschauer erschreckt es wohl, aber verbrennt es nicht. Beide Empfindungen sind durchaus ungleich, und eine Verwechselung wird bei demjenigen, der beide wahrgenommen hat, schwerlich stattfinden. Es ist also nicht die Empfindung, sondern die daraus abgeleitete Schlußfolgerung, welche täuschte.

Ähnliche Erfahrungen wird derjenige machen, der zum ersten Male in einen Spiegel oder einen optischen Apparat blickt, der mitten im Winter oder im Sommer einen tiefen Keller betritt, oder eine sehr kalte oder sehr heiße Hand in laues Wasser taucht. Begnügt er sich, nur die eigentliche Empfindung, die eigentliche Wahrnehmung zum Ausdruck zu bringen, so ist eine Täuschung unmöglich, da sein Urteil sich leidend verhält. Sobald er jedoch den Gegenstand nur dem äußern Anscheine nach beurteilt, so wird sein Urteil thätig. Er vergleicht und stellt durch Schlußfolgerungen von besondern zum allgemeinen Beziehungen fest, die er nicht wahrgenommen hat. In diesem Falle täuscht man oder kann sich wenigstens täuschen. Erst die Erfahrung verbessert oder hebt solche Irrtümer auf.

Zeigt ihr des Nachts eurem Zögling Wolken, die zwischen ihm und dem Monde vorüberziehn, so wird er sich dem Wahn hingeben, daß sich der Mond nach der den Wolken entgegengesetzten Seite bewege, während ihm diese still zu stehen scheinen. Diese Annahme bildet sich in ihm durch einen voreiligen Schluß. Er weiß aus Erfahrung, daß die kleineren Körper gewöhnlich eine stärkere Bewegung als die großen haben, weil ihm die Wolken größer als der Mond vorkommen, dessen Entfernung er nicht richtig zu schätzen vermag. Betrachtet er dagegen von einem auf den Wellen dahintreibenden Boote aus das entfernte Ufer, so verfällt er in den entgegengesetzten Irrtum. Er glaubt eine Bewegung des Landes wahrzunehmen, weil er seine eigne Bewegung nicht merkt. Er hält folglich das Boot, das Meer oder den Fluß und die ganze Gegend, soweit er sie zu überschauen imstande ist, für ein unbewegliches Ganzes, von dem ihm das Ufer, das er an sich vorüberziehen sieht, nur ein Teil zu sein scheint.

Erblickt ein Kind zum ersten Male einen bis zur Hälfte ins Wasser getauchten Stock, so zeigt sich dieser seinem Auge als zerbrochen. Die Wahrnehmung ist und bleibt richtig, selbst wenn die Ursache dieser Erscheinung unerklärlich wäre. Auf die Frage, was es sieht, wird sicher die Antwort lauten: einen zerbrochenen Stock. Es ist die Wahrheit, da es den Eindruck von einem zerbrochenen Stocke erhalten hat. Wenn es jedoch, durch sein Urteil irre geleitet, eine erste Behauptung dadurch erweitert, daß es den Stock für wirklich zerbrochen hält, so ist seine Aussage falsch. Und weshalb? Weil das Urteil selbstthätig wird, und das Kind nicht mehr nach dem Augenscheine, sondern auf eine Schlußfolgerung gestützt, urteilt. Es behauptet etwas, was es nicht wahrnimmt: nämlich, daß das Urteil, welches es durch *einen* Sinn empfangen hat, durch einen *andern* bestätigt würde.

Das beste Verfahren richtig urteilen zu lernen, besteht darin, unsre Erfahrungen zu vereinfachen, ja dieselben entbehrlich zu machen, ohne uns einem Irrtume auszusetzen. Daraus folgt, daß, nachdem lange Zeit hindurch die Aussagen des *einen* Sinnes durch einen andern berichtigt sind, man lernen muß, die Aussagen jedes einzelnen

Sinnes durch dieſen ſelbſt beſtätigen zu laſſen, ohne die Hilfe eines andern in Anſpruch zu nehmen. Auf dieſe Weiſe wird jede Wahrnehmung zu einer Vorſtellung, und dieſe Vorſtellung wird immer mit der Wirklichkeit übereinſtimmen. Das iſt die Art, der die Kenntniſſe angehören, welche ich verſuchte, der dritten Altersſtufe des menſchlichen Lebens einzuprägen.

Ein ſolches Verfahren erfordert allerdings eine Umſicht und Geduld, welche wenige Lehrer beſitzen. Ohne dieſelben wird das Urteil des Zöglings nie gebildet werden. Wenn ihr euch beiſpielsweiſe beeilt, ihn über ſeinen Irrtum hinſichtlich des zerbrochenen Stockes aufzuklären und denſelben aus dem Waſſer zieht, ſo wird der Schüler wohl enttäuſcht, aber nicht belehrt. Das iſt keine richtige Methode. Er ſoll weniger von der Wahrheit überzeugt, als angeleitet werden, wie er die Wahrheit immer auffindet. Eine gründliche Belehrung darf ihm nicht ſofort ſeinen Irrtum benehmen. Dafür bieten Emil und ich genügende Beiſpiele. Um ihm die Täuſchung in Bezug auf den zerbrochenen Stock zu nehmen, beobachte ich folgendes Verfahren.

Der zur Hälfte ins Waſſer getauchte Stock hat eine ſenkrechte Richtung. Ehe wir ihn aus dem Waſſer ziehen oder nur mit der Hand berühren, beobachten wir, daß der Bruch jeder unſerer Stellungen folgt. Dieſe Veränderung liegt alſo ausſchließlich in unſerm Auge. Darauf blicken wir in ſenkrechter Richtung auf das Ende des Stockes herab, welches aus dem Waſſer hervorragt. Das unſerm Auge zunächſt liegende Ende deckt das untere genau. Der Stock iſt nicht mehr gekrümmt. Hat unſer Auge etwa den Stock wieder grade gerichtet? Dann bringen wir die Oberfläche des Waſſers in Bewegung und nehmen wahr, daß der Stock ſich biegt und im Zickzack den Wellenlinien des Waſſers folgt. Reicht ſchon die Bewegung des Waſſers aus, den Stock zu zerbrechen oder zu erweichen? Endlich laſſen wir das Waſſer abfließen. In dem Maße als ſein Spiegel ſinkt, beobachten wir, wie der Stock ſich grade richtet. Braucht man noch mehr, um die Thatſache feſtzuſtellen und daraus die Lehre von der Brechung des Lichts abzuleiten? Es iſt *alſo nicht* wahr, daß das Geſicht uns täuſcht. Wir brauchen uns

ur auf das Auge zu verlassen, um die Irrtümer zu berichtigen, ie wir demselben zuschreiben.

Gesetzt nun, das Kind wäre zu beschränkt, um das Ergebnis ieser Versuche selbst zu finden, so muß der Tastsinn zur Unterützung des Gesichts herbeigezogen werden. Anstatt den Stock aus em Wasser zu ziehen, muß man ihn in seiner gegenwärtigen Lage assen. Das Kind gleitet mit der Hand von einem Ende zum andern erab. Dann wird es keine Winkel mehr wahrnehmen. Folglich st der Stock auch nicht gebrochen.

Man wird einwenden, daß dieser Vorgang nicht mehr Urteile, ondern Schlußfolgerungen erzeugt. Es ist richtig! Ist es denn ber nicht klar, daß jedes Urteil eine Schlußfolgerung ist, sobald ie Vernunft einmal zur Begriffsbildung vorgeschritten ist? Das Bewußtwerden jeder Wahrnehmung ist ein in einem Satze ausedrücktes Urteil, eine Behauptung. Durch Vergleich zweier Wahrehmungen entsteht eine Schlußfolgerung. Daher ist die Kunst zu rteilen gleichbedeutend mit der Kunst zu schließen.

In diesen Grundsätzen spricht sich der Geist meiner Erziehung r dieses Lebensalter aus. Läßt das Kind zwischen zwei gekreuzten ingern eine kleine Kugel rollen und glaubt bei dieser Bewegung ei Kugeln wahrzunehmen, so werde ich ihm nicht eher gestatten, h von dem Augenscheine zu überzeugen, als bis es sich versichert t, daß nur eine vorhanden ist.

Die hier gegebenen Erklärungen werden, denke ich, genügen, n die Entwicklung zu bezeichnen, welche der Geist meines Zöglings nommen hat und den Weg angeben, auf welchem dies Ziel erricht wurde. Vielleicht erweckt die Menge des ihm zugeführten Bissensstoffes die Besorgnis, daß der Geist unter dieser Anhäufung on Kenntnissen erliegt. Im Gegenteil! Ich lehre ihn mehr dieelben zu entbehren, als sie zu besitzen. Ich zeige ihm, daß der Weg on der Wissenschaft zur Wahrheit zwar bequem, aber unermeßlich ang ist und daher nur langsam zurückgelegt werden kann. Ich sse ihn nur die ersten Schritte thun, damit er weiß, wie er es nzufangen hat, erlaube aber ihm nicht weiter zu gehen.

Dazu tritt noch das Urteil, daß man nur nach Maßgabe seiner Kräfte fortschreitet. Wie der Körper, hält auch der Geist nur soviel aus, als er auszuhalten vermag. Eignet sich der Verstand die Dinge an, bevor sie Eigentum des Gedächtnisses werden, so gehört ihm auch alles, was er daraus herleitet. Überladet man sich dagegen das Gedächtnis mit unverstandenem Wissen, so setzt man sich der Gefahr aus, nie daraus eine Frucht zu gewinnen, die unser bleibendes Eigentum werden könnte.

Da Emil gezwungen ist, sich seine Kenntnisse selbst zu erwerben, so gebraucht er nur seinen eignen Verstand und stützt sich auf niemand anders. Diese fortgesetzte Übung hat eine Geistesstärke zur Folge, ähnlich derjenigen, welche der Körper durch Arbeit und Anstrengung erwirbt.

Emil besitzt wenig Kenntnisse. Da er nichts halb weiß, so sind sie sein wirkliches Eigentum. Bei diesem geringen, doch gründlichen Wissen ist die wesentlichste Erkenntnis, daß es vieles giebt, was ihm unbekannt ist. Er kann es aber später sich aneignen. Auch ist er sich bewußt, daß andre Leute einen Wissensreichtum besitzen, der ihm lebenslänglich fremd bleiben wird. Ebenso weiß er, daß dem menschlichen Wissen Grenzen gesteckt sind. Emil besitzt einen allumfassenden Geist, nicht etwa seiner Einsicht wegen, sondern bezüglich seiner Fähigkeit, diese zu erlangen. Er hat einen offenen, bildungsfähigen Kopf, der, wenn er, nach Montaigne, auch noch nicht unterrichtet ist, doch unterrichtsfähig ist. Es genügt, daß alle seine Handlungen durch die Frage: „Wozu nützt es?“ und alles, was er für richtig hält durch ein: „Warum?“ bestimmt werden. Der Zweck meiner Erziehung, ich wiederhole es, ist nicht, ihm vieles Wissen beizubringen, sondern die Kunst, sich dasselbe je nach Bedarf anzueignen. Er soll die Kenntnisse nach ihrem Werte beurteilen, und die Wahrheit über alles lieben. Der Fortschritt ist zwar bei dieser Methode langsam.

Man thut aber nie vergebliche Schritte und auch keine Rückschritte.

Emil besitzt nur natürliche, auf die Sinnenwelt und die Natur gegründete Kenntnisse. Geschichte ist ihm, selbst dem Namen nach, *unbekannt*. Von Metaphysik und Sittenlehre weiß er nichts. Er

kennt die wesentlichsten Beziehungen zwischen Menschen und Dingen. Die sittlichen Beziehungen der Menschen untereinander sind ihm fremd. Von einer Verallgemeinerung und Abstraktion der Begriffe versteht er wenig. Er nimmt die gewissen Körpern gemeinsamen Eigenschaften wahr, ohne besondere Schlüsse aus dieser Beobachtung zu ziehen. Er kennt vermittelst der geometrischen Figuren den abstrakten Raum und vermittelst der algebraischen Zeichen die abstrakte Größe. Diese Figuren und diese Zeichen sind die Träger seiner Abstraktionen; auf ihnen fußen seine Sinne.

Emil ist arbeitsam, mäßig, geduldig, standhaft und mutig. Seine Einbildungskraft beeifert sich noch nicht, Gefahren zu vergrößern. Schmerzen gegenüber ist er wenig empfindlich und weiß sie standhaft zu erdulden, weil er nicht gelernt hat, sich gegen das Geschick aufzulehnen.

Bezüglich des Todes ist er noch zu keiner Klarheit gelangt. Er ist daran gewöhnt, sich widerstandslos dem Gesetze der Notwendigkeit zu beugen. Wenn er sterben soll, wird er auch dem Tode ohne Klagen und Sträuben entgegengehen. Mehr gestattet die Natur in diesem gefürchteten Augenblicke nicht: Frei leben und wenig an menschlichem Besitz hängen ist das beste Mittel, sterben zu lernen.

Emil besitzt mit einem Worte von Tugenden alles, soweit diese auf ihn selbst Anwendung finden. Um gesellschaftliche Vorzüge zu erlangen, fehlt ihm einzig die Kenntnis jener Verhältnisse, welche dieselben erfordern. Es fehlt ihm noch das Verständnis, aber sein Geist ist vollkommen vorbereitet, sich dasselbe anzueignen.

Er betrachtet sich ohne Rücksicht auf andre, aber beansprucht auch nicht, daß andre sich um ihn kümmern sollen. Er stellt an niemand Ansprüche, hält sich aber auch niemandem verpflichtet. Alleinstehend, inmitten der menschlichen Gesellschaft, verläßt er sich nur auf sich selbst. Mehr als jeder andre ist er dazu berechtigt, denn er ist alles, was man in seinem Alter zu sein vermag. Er besitzt keine, oder doch nur unvermeidliche Irrtümer.

Er ist ohne Fehler, oder nur mit solchen behaftet, vor denen kein Mensch bewahrt bleiben kann. Mit einem gesunden Körper und geschmeidigen Gliedern verbindet er geraden, vorurteilsfreien

wissen Grenze ist Ausdauer imstande das Talent zu ersetzen. Diese Grenze hat er erreicht, aber er wird schwerlich etwas andres als Verzierungen malen.

Um sich von den wirklichen Anlagen und Neigungen eines Kindes zu überzeugen, das häufiger Wünsche als Talente zeigt, muß man schärfer beobachten, als gewöhnlich angenommen wird. Leider schließt man meist auf Grund der erstern, weil man die letztern nicht zu ergründen versteht. Möchte ein verständiger Mann eine Abhandlung schreiben über die Kunst, Kinder zu beobachten.

Es ist eine Kunst, deren Verständnis von höchster Wichtigkeit ist. Leider kennen weder Lehrer noch Väter ihre Anfangsgründe.

Vielleicht wird der Wahl eines Handwerks zu große Wichtigkeit beigelegt. Für Emil ist sie jedoch unbedenklich. Es kommt nur eine Handarbeit in Frage; seine Lehrzeit ist deshalb infolge der bisher ausgeübten Beschäftigungen bereits zur Hälfte vollendet. Welche Arbeit verlangt ihr? Er ist zu allem geschickt. Spaten und Hacke versteht er zu handhaben. Er kann sich der Drehbank, des Hammers und der Feile bedienen. Alle Handwerkszeuge sind ihm vertraut. Es handelt sich nur darum, noch einige Übung in ihrer Handhabung zu erlangen, um mit einem tüchtigen Arbeiter an Gewandtheit wetteifern zu können. Sein gewandter Körper, seine Geschmeidigkeit, ohne Mühe jede Stellung anzunehmen, ohne Anstrengung und lange Zeit jede Bewegung aushalten zu können, geben ihm dem Arbeiter gegenüber eine besondere Überlegenheit. Auch seine Organe sind scharf und ausgebildet; das Triebwerk der Handwerke ist ihm bekannt. Zur Meisterschaft gebricht es ihm nur an Fertigkeit, diese ist lediglich eine Sache der Zeit.

Auf welches der Handwerke, unter welchen uns noch die Wahl freisteht, wird er nun so viel Zeit verwenden, daß er sich darin die nötige Geschicklichkeit erwirbt? Das ist die einzige Frage, um die es sich noch handelt.

Von allen Arbeiten sind die Metallarbeiten vielleicht am nützlichsten. Gleichwohl denke ich aus meinem Zögling weder einen Huf- noch Grobschmied zu machen. Ebenso wenig möchte ich ihn als Maurer oder Schuhmacher sehen. Wem die Wahl freisteht,

sollte auf Sauberkeit Rücksicht nehmen. Meinen Wünschen würde es am meisten entsprechen, wenn mein Zögling Gefallen am Tischlerhandwerk fände. Es ist sauber und nützlich, es läßt sich im Hause betreiben und hält den Körper in hinreichender Bewegung. Auch fordert es von dem Arbeiter Geschicklichkeit und Kunstsinn, und obgleich die Form der Gegenstände von dem künftigen Gebrauch derselben abhängt, so sind doch Zierlichkeit und Geschmack nicht ausgeschlossen.

Wenn Emil sein Handwerk lernt, so werde ich es mit ihm zusammen lernen. Ich bin überzeugt, daß er nur das, was wir gemeinschaftlich betreiben, gründlich lernen wird. Beide werden wir in die Lehre treten und werden als Lehrlinge gelten, die es nicht um des Zeitvertreibes wegen sind. Unglücklicherweise können wir nicht unsre ganze Zeit allein an der Hobelbank zubringen. Wir sind nicht nur Handwerkslehrlinge, sondern Lehrlinge als Menschen. Dieser letztere Beruf erfordert eine schwierigere und zeitraubendere Lehrzeit als der erstere. Welcher Weg wird uns am schnellsten zum Ziele führen? Sollen wir täglich eine Stunde Unterricht im Hobeln nehmen, ungefähr wie man eine Tanzstunde nimmt? Nein, dann würden wir Schüler, aber nicht Lehrlinge sein. Unser Ehrgeiz strebt weniger danach, das Tischlerhandwerk zu erlernen, als uns zum Stande eines Tischlers zu erheben. Meiner Ansicht nach müßten ein oder zwei Tage jeder Woche von früh an bei dem Meister zugebracht werden. Wir müßten seine Mahlzeiten teilen und unter seiner Anleitung arbeiten. Hätten wir dann die Ehre gehabt, mit seiner Familie zu Abend zu speisen, so können wir nach Belieben die Ruhe auf unserm harten Lager aufsuchen. Auf diese Weise lernt man mehrere Handwerke zugleich. Man erwirbt Übung in Handfertigkeiten, ohne die andre Lehrlingsschaft zu vernachlässigen.

Man berichtet, daß nach alter ottomanischer Sitte der Großherr verpflichtet sei, Handarbeiten zu machen. Als Werke kaiserlicher Hand gelten sie natürlich als Meisterwerke. Bei unserm Emil darf der Wert seiner Arbeit nicht nach der Person seines Anfertigers, sondern nur nach der Güte des Werkes beurteilt werden. Auch

leide ich nicht, daß sie anders als durch den Vergleich mit denen andrer Meister geschätzt wird. Nicht um des Anfertigers, sondern um ihrer selbst willen soll man die Arbeit schätzen. Ist diese gut gemacht, so bekennt offen: „Das ist gut.“ Fragt aber nicht, wer sie angefertigt hat. Äußert er selbst mit stolzer selbstzufriedener Miene: „Ich habe dieses Werk verfertigt“ so entgegnet kalt: „Ob du oder ein andrer ist unwesentlich, es bleibt doch ein tüchtiges Werk.“

Im allgemeinen erwirbt man sich in der Kunst einen Namen auf dieselbe Weise, wie in der gelehrten Welt. Ebenso, wenn sich einmal die Überzeugung Bahn bräche, es wäre gut, ein Handwerk zu verstehen, so würden eure Kinder bald es betreiben, ohne es jemals gelernt zu haben. Sie würden die Meisterschaft erlangen, wie man es in Zürich zum Ratsherrn bringt. Diese äußern Formen darf Emil nicht kennen lernen! Keinen äußern Schein, sondern nur Wirklichkeit und Thatsachen. Nicht durch den Titel, sondern durch die Arbeit muß er zeigen, daß er ein Arbeiter ist.

Wenn ich bis hierher verständlich gewesen bin, so wird man einsehen, wie ich neben der Gewöhnung an körperliche Übung und Handarbeit in meinem Zögling unmerklich den Sinn für Überlegung und Nachdenken wecke. Er soll lernen, wie ein Bauer zu denken und wie ein Philosoph zu arbeiten. Das große Geheimnis der Erziehung beruht darauf; es so einzurichten, daß die körperlichen und geistigen Übungen sich stets zur Erholung dienen. So wird Emil nicht lange Handwerker sein, ohne daß ihm die Ungleichheit der Stände aufgefallen wäre. Bald wird er auch meine Ansichten prüfen wollen. In seiner Lage findet er eine Ähnlichkeit mit derjenigen der Armen, von der sich die meinige wesentlich unterscheidet, so daß er eine verfängliche Frage an mich richtet. „Sie sind reich. Sie haben es mir selbst gesagt. Ein Reicher schuldet aber der Gesellschaft seine Arbeit. Was aber thun Sie denn für die Gesellschaft?“ Aus dieser Verlegenheit zieht mich die Werkstätte. „Ei, lieber Emil, das ist eine vortreffliche Frage, sage ich. Ich verspreche dir zu antworten, sobald du selbst dir eine genügende Antwort gefunden hast. Inzwischen denke ich dir und den Armen

alles, was ich zu viel habe, zu geben, und wöchentlich werde ich einen Tisch oder eine neue Bank machen, um für das Ganze nicht nutzlos zu sein.

Auf diese Weise sind wir wieder zu uns selbst zurückgekommen. Auch unser Kind ist, in dem Augenblicke, wo die Kindheit aufhört, auf sich selbst, als Einzelwesen zurückgeführt. Mehr als je fühlt es den Zwang, welcher es an die Dinge fesselt. Nachdem anfangs sein Körper und seine Sinne geübt worden sind, ist sein Geist und sein Urteil gebildet. Schließlich haben wir den Gebrauch seiner Glieder mit der Anwendung seiner geistigen Fähigkeiten verbunden. Er ist ein denkendes und handelndes Wesen geworden. Um ihn als Menschen zu vollenden, ziemt es sich, ihn zu einem fühlenden und liebenden Wesen auszugestalten, d. h. die Vernunft durch das Gefühl zu vervollkommnen. Bevor wir dieser neuen Lebensordnung uns zuwenden, müssen wir einen Rückblick auf unsern Ausgangspunkt werfen, um mit möglichster Genauigkeit festzustellen, wie weit wir bisher gekommen sind.

Anfangs war unser Zögling nur auf sinnliche Wahrnehmungen beschränkt, jetzt hat er Vorstellungen. Anfangs fühlte er nur: jetzt urteilt er. Denn aus dem Vergleich mehrerer aufeinanderfolgender oder gleichzeitiger Wahrnehmungen mit dem sich daraus ergebenden Urteile, entsteht eine Art gemischter Vorstellung, die ich vielleicht mit Begriff bezeichnen dürfte.

Erst die Art und Weise, Begriffe zu bilden, bestimmt die Eigenart des menschlichen Geistes. Derjenige, welcher seine Begriffe aus thatsächlichen Verhältnissen ableitet, ist ein gründlicher Geist. Wer sich begnügt, sie aus scheinbaren Beziehungen herzuleiten, ist oberflächlichen Geistes. Wer die Verhältnisse nach ihrem thatsächlichen Vorhandensein betrachtet und auffaßt, beweist scharfen Verstand, wer sie falsch versteht, ist ein verschrobener Kopf. Wer nur eingebildete Verhältnisse, ohne jede Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit ersinnt, ist ein Thor, wer nie Vergleiche anstellt, ein Schwachkopf. Dem größern oder geringern Geschick, die Begriffe untereinander zu vergleichen oder verschieden geartete Beziehungen aufzufinden, liegt die größere oder geringere Ausbildung der menschlichen Vernunft.

Einfache Begriffe ergeben sich erst aus dem Vergleich der Wahrnehmungen untereinander. Urteile lassen sich sowohl aus einfachen, wie zusammengesetzten Wahrnehmungen ableiten; letztere möchte ich unter dem Ausdruck „einfache Begriffe“ zusammenfassen. Bei der Wahrnehmung verhält sich das Urteil leidend. Es bestätigt einfach, daß man das, was man empfindet, auch wahrnimmt. Bei der Anschauung oder der Vorstellung ist das Urteil bereits selbstthätig. Er stellt die Aussagen derselben nebeneinander, er vergleicht und unterscheidet sie, während die Sinne keine Entscheidung treffen können. Darin besteht der wesentliche, allerdings große Unterschied. Die Natur täuscht nie, nur wir täuschen uns.

In meiner Gegenwart setzte man einem achtjährigen Kinde Eistorte vor; ohne zu wissen, was es ist, führte es den Löffel zum Munde. Unangenehm von der Kälte berührt, ruft es aus: „O, ich habe mich verbrannt.“ Es hat eine sehr lebhafte Empfindung, glaubt aber, da ihm nur die Hitze des Feuers bekannt ist, diese wahrzunehmen. Es täuscht sich indes, denn der Frostschauer erschreckt es wohl, aber verbrennt es nicht. Beide Empfindungen sind durchaus ungleich, und eine Verwechselung wird bei demjenigen, der beide wahrgenommen hat, schwerlich stattfinden. Es ist also nicht die Empfindung, sondern die daraus abgeleitete Schlußfolgerung, welche täuschte.

Ähnliche Erfahrungen wird derjenige machen, der zum ersten Male in einen Spiegel oder einen optischen Apparat blickt, der mitten im Winter oder im Sommer einen tiefen Keller betritt, oder eine sehr kalte oder sehr heiße Hand in laues Wasser taucht. Begnügt er sich, nur die eigentliche Empfindung, die eigentliche Wahrnehmung zum Ausdruck zu bringen, so ist eine Täuschung unmöglich, da sein Urteil sich leidend verhält. Sobald er jedoch den Gegenstand nur dem äußern Anscheine nach beurteilt, so wird sein Urteil thätig. Er vergleicht und stellt durch Schlußfolgerungen von besondern zum allgemeinen Beziehungen fest, die er nicht wahrgenommen hat. In diesem Falle täuscht man oder kann sich wenigstens täuschen. Erst die Erfahrung verbessert oder hebt solche Irrtümer auf.

Zeigt ihr des Nachts eurem Zögling Wolken, die zwischen ihm und dem Monde vorüberziehn, so wird er sich dem Wahn hingeben, daß sich der Mond nach der den Wolken entgegengesetzten Seite bewege, während ihm diese still zu stehen scheinen. Diese Annahme bildet sich in ihm durch einen voreiligen Schluß. Er weiß aus Erfahrung, daß die kleineren Körper gewöhnlich eine stärkere Bewegung als die großen haben, weil ihm die Wolken größer als der Mond vorkommen, dessen Entfernung er nicht richtig zu schätzen vermag. Betrachtet er dagegen von einem auf den Wellen dahintreibenden Boote aus das entfernte Ufer, so verfällt er in den entgegengesetzten Irrtum. Er glaubt eine Bewegung des Landes wahrzunehmen, weil er seine eigne Bewegung nicht merkt. Er hält folglich das Boot, das Meer oder den Fluß und die ganze Gegend, soweit er sie zu überschauen imstande ist, für ein unbewegliches Ganzes, von dem ihm das Ufer, das er an sich vorüberziehen sieht, nur ein Teil zu sein scheint.

Erblickt ein Kind zum ersten Male einen bis zur Hälfte ins Wasser getauchten Stock, so zeigt sich dieser seinem Auge als zerbrochen. Die Wahrnehmung ist und bleibt richtig, selbst wenn die Ursache dieser Erscheinung unerklärlich wäre. Auf die Frage, was es sieht, wird sicher die Antwort lauten: einen zerbrochenen Stock. Es ist die Wahrheit, da es den Eindruck von einem zerbrochenen Stocke erhalten hat. Wenn es jedoch, durch sein Urteil irre geleitet, seine erste Behauptung dadurch erweitert, daß es den Stock für wirklich zerbrochen hält, so ist seine Aussage falsch. Und weshalb? Weil das Urteil selbstthätig wird, und das Kind nicht mehr nach dem Augenscheine, sondern auf eine Schlußfolgerung gestützt, urteilt. Es behauptet etwas, was es nicht wahrnimmt: nämlich, daß das Urteil, welches es durch einen Sinn empfangen hat, durch einen andern bestätigt würde.

Das beste Verfahren richtig urteilen zu lernen, besteht darin, unsre Erfahrungen zu vereinfachen, ja dieselben entbehrlich zu machen, ohne uns einem Irrtume auszusetzen. Daraus folgt, daß, nachdem lange Zeit hindurch die Aussagen des einen Sinnes durch einen andern berichtigt sind, man lernen muß, die Aussagen jedes einzelnen

Sinnes durch dieſen ſelbſt beſtätigen zu laſſen, ohne die Hilfe eines andern in Anſpruch zu nehmen. Auf dieſe Weiſe wird jede Wahrnehmung zu einer Vorſtellung, und dieſe Vorſtellung wird immer mit der Wirklichkeit übereinſtimmen. Das iſt die Art, der die Kenntniſſe angehören, welche ich verſuchte, der dritten Altersſtufe des menſchlichen Lebens einzuprägen.

Ein ſolches Verfahren erfordert allerdings eine Umſicht und Geduld, welche wenige Lehrer beſitzen. Ohne dieſelben wird das Urteil des Zöglings nie gebildet werden. Wenn ihr euch beiſpielsweiſe beeilt, ihn über ſeinen Irrtum hinſichtlich des zerbrochenen Stockes aufzuklären und denſelben aus dem Waſſer zieht, ſo wird der Schüler wohl enttäuſcht, aber nicht belehrt. Das iſt keine richtige Methode. Er ſoll weniger von der Wahrheit überzeugt, als angeleitet werden, wie er die Wahrheit immer auffindet. Eine gründliche Belehrung darf ihm nicht ſofort ſeinen Irrtum benehmen. Dafür bieten Emil und ich genügende Beiſpiele. Um ihm die Täuſchung in Bezug auf den zerbrochenen Stock zu nehmen, beobachte ich folgendes Verfahren.

Der zur Hälfte ins Waſſer getauchte Stock hat eine ſenkrechte Richtung. Ehe wir ihn aus dem Waſſer ziehen oder nur mit der Hand berühren, beobachten wir, daß der Bruch jeder unſrer Stellungen folgt. Dieſe Veränderung liegt alſo ausſchließlich in unſerm Auge. Darauf blicken wir in ſenkrechter Richtung auf das Ende des Stockes herab, welches aus dem Waſſer hervorragt. Das unſerm Auge zunächſt liegende Ende deckt das untere genau. Der Stock iſt nicht mehr gekrümmt. Hat unſer Auge etwa den Stock wieder grade gerichtet? Dann bringen wir die Oberfläche des Waſſers in Bewegung und nehmen wahr, daß der Stock ſich biegt und im Zickzack den Wellenlinien des Waſſers folgt. Reicht ſchon die Bewegung des Waſſers aus, den Stock zu zerbrechen oder zu erweichen? Endlich laſſen wir das Waſſer abfließen. In dem Maße als ſein Spiegel ſinkt, beobachten wir, wie der Stock ſich grade richtet. Braucht man noch mehr, um die Thatſache feſtzuſtellen und daraus die Lehre von der Brechung des Lichts abzuleiten? Es iſt *alſo nicht* wahr, daß das Geſicht uns täuſcht. Wir brauchen uns

nur auf das Auge zu verlassen, um die Irrtümer zu berichtigen, die wir demselben zuschreiben.

Gesetzt nun, das Kind wäre zu beschränkt, um das Ergebnis dieser Versuche selbst zu finden, so muß der Tastsinn zur Unterstützung des Gesichts herbeigezogen werden. Anstatt den Stock aus dem Wasser zu ziehen, muß man ihn in seiner gegenwärtigen Lage lassen. Das Kind gleitet mit der Hand von einem Ende zum andern herab. Dann wird es keine Winkel mehr wahrnehmen. Folglich ist der Stock auch nicht gebrochen.

Man wird einwenden, daß dieser Vorgang nicht mehr Urteile, sondern Schlußfolgerungen erzeugt. Es ist richtig! Ist es denn aber nicht klar, daß jedes Urteil eine Schlußfolgerung ist, sobald die Vernunft einmal zur Begriffsbildung vorgeschritten ist? Das Bewußtwerden jeder Wahrnehmung ist ein in einem Satze ausgedrücktes Urteil, eine Behauptung. Durch Vergleich zweier Wahrnehmungen entsteht eine Schlußfolgerung. Daher ist die Kunst zu urteilen gleichbedeutend mit der Kunst zu schließen.

In diesen Grundsätzen spricht sich der Geist meiner Erziehung für dieses Lebensalter aus. Läßt das Kind zwischen zwei gekreuzten Fingern eine kleine Kugel rollen und glaubt bei dieser Bewegung zwei Kugeln wahrzunehmen, so werde ich ihm nicht eher gestatten, sich von dem Augenscheine zu überzeugen, als bis es sich versichert hat, daß nur eine vorhanden ist.

Die hier gegebenen Erklärungen werden, denke ich, genügen, um die Entwicklung zu bezeichnen, welche der Geist meines Zöglings genommen hat und den Weg angeben, auf welchem dies Ziel erreicht wurde. Vielleicht erweckt die Menge des ihm zugeführten Wissensstoffes die Besorgnis, daß der Geist unter dieser Anhäufung von Kenntnissen erliegt. Im Gegenteil! Ich lehre ihn mehr dieselben zu entbehren, als sie zu besitzen. Ich zeige ihm, daß der Weg von der Wissenschaft zur Wahrheit zwar bequem, aber unermeßlich lang ist und daher nur langsam zurückgelegt werden kann. Ich lasse ihn nur die ersten Schritte thun, damit er weiß, wie er es anzufangen hat, erlaube aber ihm nicht weiter zu gehen.

Dazu tritt noch das Urteil, daß man nur nach Maßgabe seiner Kräfte fortschreitet. Wie der Körper, hält auch der Geist nur soviel aus, als er auszuhalten vermag. Eignet sich der Verstand die Dinge an, bevor sie Eigentum des Gedächtnisses werden, so gehört ihm auch alles, was er daraus herleitet. Überladet man sich dagegen das Gedächtnis mit unverstandenem Wissen, so setzt man sich der Gefahr aus, nie daraus eine Frucht zu gewinnen, die unser bleibendes Eigentum werden könnte.

Da Emil gezwungen ist, sich seine Kenntnisse selbst zu erwerben, so gebraucht er nur seinen eignen Verstand und stützt sich auf niemand anders. Diese fortgesetzte Übung hat eine Geistesstärke zur Folge, ähnlich derjenigen, welche der Körper durch Arbeit und Anstrengung erwirbt.

Emil besitzt wenig Kenntnisse. Da er nichts halb weiß, so sind sie sein wirkliches Eigentum. Bei diesem geringen, doch gründlichen Wissen ist die wesentlichste Erkenntnis, daß es vieles giebt, was ihm unbekannt ist. Er kann es aber später sich aneignen. Auch ist er sich bewußt, daß andre Leute einen Wissensreichtum besitzen, der ihm lebenslänglich fremd bleiben wird. Ebenso weiß er, daß dem menschlichen Wissen Grenzen gesteckt sind. Emil besitzt einen allumfassenden Geist, nicht etwa seiner Einsicht wegen, sondern bezüglich seiner Fähigkeit, diese zu erlangen. Er hat einen offenen, bildungsfähigen Kopf, der, wenn er, nach Montaigne, auch noch nicht unterrichtet ist, doch unterrichtsfähig ist. Es genügt, daß alle seine Handlungen durch die Frage: „Wozu nützt es?“ und alles, was er für richtig hält durch ein: „Warum?“ bestimmt werden. Der Zweck meiner Erziehung, ich wiederhole es, ist nicht, ihm vieles Wissen beizubringen, sondern die Kunst, sich dasselbe je nach Bedarf anzueignen. Er soll die Kenntnisse nach ihrem Werte beurteilen, und die Wahrheit über alles lieben. Der Fortschritt ist zwar bei dieser Methode langsam.

Man thut aber nie vergebliche Schritte und auch keine Rückschritte.

Emil besitzt nur natürliche, auf die Sinnenwelt und die Natur gegründete Kenntnisse. Geschichte ist ihm, selbst dem Namen nach, *unbekannt*. Von Metaphysik und Sittenlehre weiß er nichts. Er

kennt die wesentlichsten Beziehungen zwischen Menschen und Dingen. Die sittlichen Beziehungen der Menschen untereinander sind ihm fremd. Von einer Verallgemeinerung und Abstraktion der Begriffe versteht er wenig. Er nimmt die gewissen Körpern gemeinsamen Eigenschaften wahr, ohne besondere Schlüsse aus dieser Beobachtung zu ziehen. Er kennt vermittelst der geometrischen Figuren den abstrakten Raum und vermittelst der algebraischen Zeichen die abstrakte Größe. Diese Figuren und diese Zeichen sind die Träger seiner Abstraktionen; auf ihnen fußen seine Sinne.

Emil ist arbeitsam, mäßig, geduldig, standhaft und mutig. Seine Einbildungskraft beeifert sich noch nicht, Gefahren zu vergrößern. Schmerzen gegenüber ist er wenig empfindlich und weiß sie standhaft zu erdulden, weil er nicht gelernt hat, sich gegen das Geschick aufzulehnen.

Bezüglich des Todes ist er noch zu keiner Klarheit gelangt. Er ist daran gewöhnt, sich widerstandslos dem Gesetze der Notwendigkeit zu beugen. Wenn er sterben soll, wird er auch dem Tode ohne Klagen und Sträuben entgegengehen. Mehr gestattet die Natur in diesem gefürchteten Augenblicke nicht: Frei leben und wenig an menschlichem Besitz hängen ist das beste Mittel, sterben zu lernen.

Emil besitzt mit einem Worte von Tugenden alles, soweit diese auf ihn selbst Anwendung finden. Um gesellschaftliche Vorzüge zu erlangen, fehlt ihm einzig die Kenntnis jener Verhältnisse, welche dieselben erfordern. Es fehlt ihm noch das Verständnis, aber sein Geist ist vollkommen vorbereitet, sich dasselbe anzueignen.

Er betrachtet sich ohne Rücksicht auf andre, aber beansprucht auch nicht, daß andre sich um ihn kümmern sollen. Er stellt an niemand Ansprüche, hält sich aber auch niemandem verpflichtet. Alleinstehend, inmitten der menschlichen Gesellschaft, verläßt er sich nur auf sich selbst. Mehr als jeder andre ist er dazu berechtigt, denn er ist alles, was man in seinem Alter zu sein vermag. Er besitzt keine, oder doch nur unvermeidliche Irrtümer.

Er ist ohne Fehler, oder nur mit solchen behaftet, vor denen kein Mensch bewahrt bleiben kann. Mit einem gesunden Körper und geschmeidigen Gliedern verbindet er geraden, vorurteilsfreien

Verstand, ein edles, leidenschaftsloses Herz, in welchem die Eigenliebe, die erste und natürlichste aller Leidenschaften noch unberührt schlummert.

Soweit die Natur es zuließ, hat er ein zufriedenes, glückliches und freies Leben geführt, ohne die Ruhe andrer zu beeinträchtigen. Kann ein Kind, welches in seinem fünfzehnten Jahre solche Erfolge aufweist, die vorhergehenden Jahre verloren haben?

Viertes Buch.

Wie schnell ist unser Weg auf dieser Erde beendet. Das erste Viertel des Lebens ist verflossen, ehe man es zu benutzen versteht. Das letzte Viertel vergeht, nachdem die Lebensfreude bereits erloschen ist. Die Zwischenzeit, welche diese beiden unnützen Endpunkte scheidet, wird zu drei Vierteln von Schlaf und Arbeit, Schmerz, Zwang und mannigfachen Mühen verzehrt.

Gewissermaßen werden wir zweimal geboren: einmal zum Dasein, das andre Mal zur Erhaltung des Daseins. Das eine Mal um der Gattung, das andre Mal um dem Geschlecht zu genügen. Diejenigen, welche das Weib für einen unvollendeten Mann halten, sind sicher im Unrecht. Nur die äußerliche Bildung könnte dafür sprechen. Bis zum Beginn der Entwicklungszeit finden sich zwischen den Kindern beiderlei Geschlechts keine wesentlichen Unterschiede. Gesichtsausdruck und Gestalt, Hautfarbe und Stimme gleichen einander. Beide, Mädchen und Knaben, sind Kinder. Derselbe Name bezeichnet zwei einander so ähnliche Wesen. Männliche Personen, deren Fortentwicklung gehemmt wurde, behalten diese übereinstimmenden Merkmale lebenslang. Sie bleiben stets große Kinder. Frauen verlieren diese unveränderlichen Merkmale niemals. Sie scheinen in vieler Beziehung sich stets gleich zu bleiben.

Der Mann ist nicht veranlagt, im Zustande des Kindes zu bleiben. Er verläßt das Kindesalter in einer durch die Natur vorgeschriebenen Zeit. So kurz dieser entscheidende Augenblick ist, so *nachhaltig* bleibt sein Einfluß. Diese gewaltige Umbildung zeigt

sich durch leidenschaftliche Regungen an. Wechselnde Gemütsstimmungen, häufiges Aufbrausen, beständige geistige Reizbarkeit machen den Knaben fast unlenkbar. Zu diesen innerlichen Vorzeichen einer veränderten Gemütsverfassung gesellt sich eine merkliche Verwandlung der Gestalt. Die Gesichtszüge werden ausgebildeter und nehmen das Gepräge eines bestimmten Charakters an. Der zarte und weiche Flaum unterhalb seiner Wangen verdichtet und dunkelt sich. Die Stimme wechselt oder geht vielmehr ganz verloren. Alle diese Erscheinungen bereiten sich langsam vor und können dem Erzieher genügende Zeit gewähren.

Dies ist die Zeit der erwähnten zweiten Geburt, durch welche der Mensch in der That erst zum Leben erwacht. Grade dieser gegenwärtige Zeitabschnitt aber, in welchem die Erziehung meist als beendet angesehen wird, ist der eigentliche Beginn für uns. Zur Entwicklung unsers neuen Erziehungsplans muß auf frühere Zustände zurückgegriffen werden, die damit zusammenhängen.

Unsre Triebe sind hauptsächlich die Mittel der Selbsterhaltung. Es wäre ein ebenso vergebliches, wie lächerliches Unternehmen, dieselben zu unterdrücken. Es hieße die Natur meistern und das Werk Gottes bessern wollen. Unsre natürlichen Triebe sind sehr beschränkt. Sie dienen als Werkzeuge unsrer Freiheit. Quelle, Ausgangspunkt und Ursache aller Triebe ist die Selbstliebe. Sie entsteht zugleich mit dem Menschen und verläßt ihn nicht, solange er lebt. Die Selbstliebe ist die ursprünglichste Sucht. Sie geht allem andern voraus, denn sie ist angeboren. Alle andern Eigenschaften sind gewissermaßen nur Abarten derselben, wenn auch natürliche. Die Selbstliebe ist stets gut, denn sie entspricht dem Naturgesetz. Jedem Menschen ist die Pflicht der Selbsterhaltung auferlegt. Seine erste und wichtigste Sorge ist, unaufhörlich über sie zu wachen. Zu unsrer Erhaltung bedürfen wir also der Selbstliebe. Deshalb ist bereits jedes Kind seiner Amme zugethan. Die Selbstliebe ist seine erste Empfindung. Aus dieser entwickelt sich die Liebe zu denjenigen, welche ihm nahe stehen. Infolge seiner Schwäche lernt es andre Personen erst durch die ihm gewidmete Hilfe kennen. Es verlangt nach ihnen, weil es ihrer bedarf und sich bei ihnen wohlbefindet.

Man kann diese Empfindung daher mehr auf Bekanntschaft, als auf Zuneigung zurückführen. Erst später wird es einsehen, daß sie nicht nur nützlich sind, sondern sich bestreben, ihm zu nützen. Erst dann wird das Kind sie auch lieben lernen.

Freundlichkeit ist ein naturgemäßer Zug des Kindes. Sie geht aus der Wahrnehmung hervor, daß alle, die mit ihm in Berührung kommen, zu seiner Unterstützung bereit sind. Aus dieser Erfahrung gewöhnt es sich, auch freundliche Empfindungen gegen seinesgleichen zu hegen. In dem Maße, als sich seine Bedürfnisse, sowie seine aktive und passive Abhängigkeit erweitern, erwacht das Gefühl seines Zusammenhangs mit andern und ruft das Bewußtsein von Pflichten und Rechten hervor.

Die Kenntnis seiner wechselseitigen Beziehungen ist deshalb für den Menschen besonders zweckmäßig. So lange er sich nur seinem natürlichen Wesen nach kennt, muß er sich durch seine Beziehung zu den Dingen kennen lernen. Und das ist das Werk seiner Kindheit. Sobald er sich als geistiges und sittliches Wesen betrachten lernt, muß er sich durch die Wechselbeziehung der Menschen zu einander verstehen lernen. Von dem Zeitpunkte an, bei dem wir jetzt angelangt sind, ist dies das Werk seines Lebens.

Sobald der Mann das Bedürfnis nach einer Gefährtin empfindet, ist er kein Einzelwesen mehr. Sein Herz gehört nicht mehr ihm allein. Alle Beziehungen zu seiner Gattung, alle Zuneigungen seiner Seele entspringen aus jenem Bedürfnis. Die erste Leidenschaft versetzt alle übrigen in Gährung. Die natürliche Neigung ist unbestimmt. Ein Geschlecht fühlt sich zum andern hingezogen: das ist der Gang der Natur. Wenn der Beginn des Zeitpunktes, in welchem der Mensch zum Bewußtsein seines Geschlechts gelangt, ebenso von dem Einfluß seiner Erziehung, wie von der Natur abhängig ist, so ergiebt sich der Schluß, daß derselbe, je nach Art der Erziehung beschleunigt oder gehemmt werden kann. Gewinnt nun der Körper durch das letztere Verfahren an Festigkeit, so ist die weitere Folge, daß je mehr man den Eintritt der geschlechtlichen Entwicklung verzögert, um so größer der Gewinn an Stärke und Kraft sein wird. Indessen handelt es sich hierbei nur um physische

Einflüsse. Es wird sich aber bald erweisen, daß auch andre Gebiete berührt werden.

Aus diesen Erwägungen versuche ich die oft angeregte Frage zu lösen, ob es angemessen ist, Kinder frühzeitig über die Gegenstände ihrer Neugier aufzuklären, oder sie von ihren unschuldigen Irrtümern abzulenken. Meines Erachtens ist beides zu unterlassen. Die Neugierde wird erstens nicht ohne besondere Veranlassung geweckt. Ferner ist man nicht verpflichtet, jemanden zu täuschen, wenn man nicht gezwungen ist, Fragen zu beantworten. Besser ist es, dem Kinde Schweigen zu gebieten, als mit einer Lüge zu antworten. Hat man sich aber zu einer Antwort entschlossen, so muß sie ohne Geheimniskrämerei und verlegenes Lächeln gegeben werden. Eine Befriedigung der kindlichen Neugier zieht geringere Gefahr nach sich, als wenn man sie weckt. Eure Antworten müssen ernst, kurz, entschieden sein. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß sie wahr sein müssen. Eine einzige bewußte Lüge des Lehrers seinem Zögling gegenüber, würde mit einem Male alle Früchte der Erziehung zerstören.

Obgleich die Schamhaftigkeit dem Menschengeschlechte natürlich ist, besitzen Kinder sie nicht. Erst mit der Erkenntnis des Bösen erwacht die Scham. Wie sollen Kinder, denen das Böse unbekannt ist, ein Gefühl kennen, das erst die Folge jener Erkenntnis ist? Wenn man sie über den Begriff der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit unterweisen wollte, so hieße es nur sie lehren, daß es unkeusche und ehrlose Dinge giebt. Wer errötet, fühlt sich bereits schuldig; nur der echten und reinen Unschuld ist die Scham fremd. Es giebt deshalb nur ein erfolgreiches Mittel, um Kinder unschuldig zu erhalten: nämlich rücksichtsvolle Liebe ihrer Umgebung. Ohne dieselbe wird jede Zurückhaltung, welche man ihnen gegenüber beobachtet, sich früher oder später als falsch erweisen. Ein Lächeln oder Wink mit den Augen, eine unwillkürliche Gebärde oder Bewegung, verraten alles, was man ihnen verbergen will. Achtet man dagegen wirklich ihre Einfalt, so wird in jedem Gespräche auch der sachgemäße, ihnen verständliche Ausdruck getroffen werden. Es giebt eine gewisse ungezwungene und natürliche Ausdrucksweise der Sprache,

welche angenehm berührt und der Unschuld gefällt. Das ist der echte Ton, welcher ein Kind von der gefährlichen Neugier ablenkt.

Eure Kinder lesen. Sie eignen sich aus der Lektüre Kenntnisse an, welche ihnen ohne dieselben fremd bleiben würden. Sowohl das Lernen, wie die Einsamkeit reizen ihre Einbildungskraft. Wenn sie in der Gesellschaft leben, so vernehmen sie zweideutige Reden. Sie nehmen Vorgänge wahr, die sie empfindlich berühren. Allein ein seinem Alter angemessen erzogenes Kind ist auf sich selbst angewiesen. Es kennt keine andre Zuneigung, als diejenige, an welche man es gewöhnt hat. Es liebt seine Schwester ebenso, wie seine Uhr, seinen Freund oder seinen Hund. Es ist sich keines Geschlechts bewußt; die Begriffe Mann und Weib sind ihm beide fremd. Was sie reden oder thun, steht noch in keiner Beziehung zu ihm selbst. Das Kind achtet deshalb nicht darauf. Auf diese Weise wird der Knabe in natürlicher Unwissenheit erhalten, ohne daß man ihm künstlich Irrtümer einflößt. Die Zeit kommt, wo die Natur Vorkehrungen trifft, ihren Zögling aufzuklären. Sie hat ihn dann fähig gemacht, ohne Nachteil aus den ihm erteilten Lehren Nutzen zu ziehen.

Wollt ihr den erwachenden Trieben steuern, so verlängert die Zeit ihrer Entwicklung, damit sie ja nach ihrer Entstehung Zeit finden, sich zu beschwichtigen. Dann regelt die Natur dieselben, nicht aber der Mensch. Eure Aufgabe ist, die Natur ihr Werk ungestört vollenden zu lassen. Wenn euer Zögling nur auf sich angewiesen wäre, so bliebe euch nichts zu thun übrig. Alles was ihn umgiebt, reizt aber seine Einbildungskraft. Der Strom der Vorurteile reißt ihn fort; um ihn aufzuhalten, muß man eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. Das Gefühl muß die Einbildungskraft zügeln; die Vernunft die Vorurteile der Menschen zum Schweigen bringen.

So lange das Gefühlsleben sich nur auf seine eigne Person bezieht, fehlt seinen Handlungen die Sittlichkeit. Erst wenn das Gefühl beginnt, sich über sein eignes Ich hinaus zu erstrecken, wird er zunächst ein dunkles, instinktartiges Bewußtsein und dann eine deutliche Vorstellung erhalten über den Unterschied von Gut und Böse, der ihn in der That erst zum Menschen und zu einem wesentlichen Gliede seiner Gattung erhebt.

Die Natur schreitet auf ihrem Wege stets langsam aber folgerichtig fort. Mit Abschluß der Kindheit steigert sich die Blutwärme; die Lebensgeister erwachen. Das Temperament bildet sich aus. Der Meister und Leiter des Werkes trägt aber in seiner Weisheit Sorge, seine Werkzeuge vollkommen zu machen, ehe er sie in Thätigkeit setzt. Das erwachende Begehren bereitet sich lange durch große Unruhe vor. Man begehrt, ohne zu wissen, was man will. Eine überschäumende Lebenskraft sucht endlich Ableitung nach außen. Das Auge belebt sich und grüßt die übrigen Wesen. Man beginnt an den Personen seiner Umgebung Anteil zu nehmen und der Mensch fängt an zu fühlen, daß er nicht bestimmt ist, für sich zu leben. So öffnet sich das Herz menschlichen Gefühlen und wird für Zuneigung fähig.

Nicht die Liebe, sondern die Freundschaft ist deshalb das erste Gefühl, für welches ein sorgsam erzogener junger Mann empfänglich ist. Die ersten Anzeichen der erwachenden Einbildungskraft müssen ihn belehren, daß er seinesgleichen besitzt. Seine Neigung wendet sich nach der Gattung, nicht dem Geschlechte zu.

Die verlängerte Periode der Unschuld besitzt noch einen andern Vorteil: nämlich die erwachenden Gemütsbewegungen zu benutzen, um die ersten Keime allgemeiner Menschenliebe in das Herz des Jünglings zu pflanzen. Dieser Vorteil ist um so kostbarer, als dies die einzige Zeit des Lebens ist, wo diese Bemühungen noch einigermaßen Erfolg versprechen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß junge, frühzeitig verdorbene Leute grausam und unmenschlich würden. Ihr ungestümes Temperament machte sie ungeduldig, rachgierig, wütend. Ihre Einbildungskraft, welche sich nur einem einzigen Gegenstande zuwandte, wies alles andre zurück. Mitleid und Erbarmen kannten sie nicht.

Wie anders ein in glücklicher Unbefangenheit erzogener Jüngling? Die ersten Regungen der Natur wecken zarte Gefühle der Zuneigung. Sein Herz ist voll Teilnahme für die Leiden seines Nächsten erfüllt. Beim Wiedersehen eines Genossen erzittert seine Seele vor Freude. Läßt er sich durch aufwallende Hitze zum Zorn fortreißen, so zeigt der folgende Augenblick bereits seine Herzensgüte in überströmender

Reue und bei der Erkenntnis seines Fehlers demütigt sich sein Stolz. Das Jünglingsalter ist die Zeit der Milde, des Mitgefühls, der Großmut. Ohne eine Widerlegung zu fürchten, behaupte ich, daß ein Knabe, der nicht von Natur zum Bösen neigt und bis zum zwanzigsten Jahre seine Unschuld erhalten hat, in diesem Alter der beste und liebenswürdigste Mensch sein wird.

Erst die Schwäche erzieht den Menschen zur Geselligkeit; erst die gemeinsamen Leiden weisen das Herz auf die Menschlichkeit hin. Daraus folgt, daß weniger der Anteil an den Freuden, sondern vielmehr das Mitgefühl für das Leiden uns zu unserm Nächsten hinzieht. Mit sechzehn Jahren versteht ein Jüngling, was Leiden sind. Er selbst hat schon gelitten. Aber er weiß kaum, daß auch andre Wesen in gleicher Weise leiden. Das Leiden sehen, heißt noch nicht, dasselbe kennen. Man muß es erst selbst gefühlt haben. Ein Knabe kennt nur seine eignen Leiden, weil er sich nicht vorstellen kann, was andre fühlen. Erst mit der Entwicklung der Sinne erwacht das Feuer der Einbildungskraft. Die Teilnahme für seine Mitmenschen beginnt; ihre Klagen rühren ihn tief. Er leidet bei ihren Schmerzen. Dies ist der Augenblick, in welchem das traurige Bild menschlichen Elends in seinem Herzen die erste Rührung des Mitleids wecken soll.

Wem habt ihr es zuzuschreiben, wenn dieser Zeitpunkt bei euren Kindern schwer zu bemerken ist? So früh haben sie gelernt, mit Gefühlen zu spielen und sich der Ausdrucksweise derselben zu bedienen, daß sie immer in derselben Weise reden und es schwer zu unterscheiden ist, *wann* sie anfangen zu fühlen, was sie sagen, nachdem sie aufgehört haben, Gefühle zu heucheln. Betrachtet dagegen Emil in diesem Alter. Er hat bisher weder etwas gefühlt, noch hat er geheuchelt. Zu niemand hat er gesagt: ich habe dich lieb, denn er wußte nicht, was lieben heißt. Niemals hat er Vorschriften erhalten, wie er sich benehmen soll, wenn er in das Zimmer seines Vaters oder seiner Mutter oder auch seines kranken Erziehers tritt. Niemals hat man ihm die Kunst gelehrt, eine Betrübnis zu heucheln, die er nicht kennt. Niemals hat er über jemandes Tod geweint, *denn er* weiß nicht, was Sterben heißt. Ausgenommen gegen seine

eigne Person ist er, wie alle Kinder, gegen alles gleichgültig. An niemand nimmt er Anteil. Er unterscheidet sich von ihnen nur dadurch, daß er nicht falsch ist wie sie, und nicht einmal eine scheinbare Teilnahme zur Schau trägt.

Bis jetzt hat Emil wenig über fühlende Wesen nachgedacht. Erst später darf er erfahren, was Leiden und Sterben heißt. Trauern und Wehklagen werden dann sein Inneres bewegen. Der Anblick einer blutenden Wunde, die Todesqual eines Tieres erfüllen ihn mit Herzensangst, ohne daß er sich erklären kann, woher diese neue Erregung kommt.

So entsteht das Mitleid, das erste Gefühl, das sich auf andre erstreckt, und das nach dem Naturgesetz das menschliche Herz bewegt. Soll das Gefühl des Mitleids und der Barmherzigkeit in dem Knaben gepflegt werden, so muß er lernen, daß es Menschen giebt, die dasselbe leiden, was er gelitten hat, welche ähnliche Schmerzen, wie er, empfinden, ja, daß es noch andre giebt, von denen er sich wenigstens eine Vorstellung machen muß, denn sie könnten ihm noch selbst beschieden sein. — Aus diesem Grunde kann das Gefühlsleben in einem Kinde nicht eher erwachen, ehe nicht seine Einbildungskraft geweckt ist und es befähigt, sich in das Leiden andrer zu versenken.

Was können wir nun andres thun, um dieses erwachende Mitgefühl zu beleben und zu pflegen, ja dasselbe in seine naturgemäßen Wege zu leiten oder zu verfolgen, als den Blick des Jünglings auf solche Wesen zu lenken, die überall, auch außerhalb seines Ichs zu seiner Selbsterkenntnis beitragen? Oder müssen wir nicht, mit andern Worten, Güte, Menschenliebe, Wohlwollen und Wohlthätigkeit pflegen, alle jene sanften und einnehmenden Eigenschaften, die den Menschen naturgemäß anziehen? Müssen wir nicht jedes Emporkeimen des Neides, der Habsucht und aller andern abstoßenden und widrigen Leidenschaften bekämpfen, die das Gefühlsleben herabstimmen, die es in eine unbekannte Größe verwandeln und demjenigen, in dessen Innern sie hausen, nur Qual bereiten?

Die obigen allgemeinen Betrachtungen lassen sich in zwei oder drei leicht faßliche Grundregeln zusammenfassen:

Erste Grundregel: „Es liegt nicht in der Natur des menschlichen Herzens, sich an die Stelle glücklicher, sondern nur an diejenige beklagenswerter Menschen zu versetzen.“ — Ausnahmen von dieser Regel sind mehr scheinbar, als thatsächlich. So wird man sich schwerlich in die Lage eines Reichen oder Vornehmen versetzen, dem man zugethan ist; höchstens paßt man sich seinem Wohlbefinden an. Zeitweilig liebt man ihn im Unglück. So lange es ihm gut geht, besitzt er nur in demjenigen einen echten Freund, welcher sich nicht von dem Schein täuschen läßt, und der ihn, ungeachtet seines Glücks, mehr beklagt, als beneidet.

Zweite Grundregel: „Man bedauert bei andern nur diejenigen Übel, von denen man selbst nicht frei zu sein glaubt.“ —

Non ignara mali, miseris succurrere disco.
(Virgils Äneide I. 634.)

Ich kenne nichts Schöneres, Tieferes, Ergreifenderes, als diesen Vers. Gewöhnt deshalb euren Zögling nicht, die Mühsal der Unglücklichen nur von oben herab zu betrachten. Hofft nicht, daß er andre bemitleiden lernt, wenn er Leiden als etwas ihm Fremdes betrachtet. Macht ihm dagegen begreiflich, daß das Schicksal Unglücklicher auch ihm droht, und tausend unvorhergesehene Ereignisse ihn jeden Augenblick in dieselbe Lage versetzen können, lehrt ihn weder auf Geburt, noch auf Gesundheit oder Reichtum zu bauen: führt ihm die nur allzuhäufigen Beispiele vor Augen, nach denen Menschen, welche in glänzenderen Stellungen als er, oft noch tiefer als jene Unglücklichen gesunken sind. Ob durch eigne oder fremde Schuld, darauf kommt es hierbei nicht an.

Dritte Grundregel: Das Mitleid für die Leiden andrer richtet sich nicht nach der Größe derselben, sondern nach der Art des Gefühls, welches man den von Leiden Betroffenen zuschreibt. Die physische Empfindung unsrer Leiden ist beschränkter, als es den Anschein hat. Die Erinnerung allein läßt sie uns als fortbestehend empfinden, die Einbildungskraft verbittert uns durch den Gedanken an die Fortdauer dieser Qualen selbst die Zukunft. Sie sind schuld, daß wir uns wahrhaft bedauernswert vorkommen.

Das scheint mir eine der Ursachen zu sein, weshalb wir gegen die Leiden der Tiere gefühlloser sind, als gegen diejenigen der Menschen, obgleich das beiden gemeinsame Empfindungsvermögen jedes Leiden auch gleichbedeutend erscheinen lassen sollte. Ein Karrengaul, welcher in seinem Stalle sein Heu verzehrt, wird nicht für bedauernswert gehalten, weil man nicht annimmt, daß er sich noch an die erhaltenen Peitschenhiebe erinnert oder an die Anstrengungen denkt, die ihn erwarten. Im weiteren Sinne wird man auch hart gegen das Los der Menschen. Der Reiche beruhigt sich über das dem Armen zugefügte Unrecht, indem er annimmt, daß dieser zu stumpf sei, um etwas zu fühlen. Im allgemeinen schließe ich von dem Wert, welchen jeder dem Glücke seines Nächsten beilegt, auf die Achtung, die er seinen Nebenmenschen erweist.

Das Menschengeschlecht wird aus dem Volke gebildet. Der kleine Teil, welcher nicht zu dem Volke gehört, ist so gering, daß es nicht lohnt, ihn mitzurechnen. Der Mensch bleibt unter allen Verhältnissen Mensch. Im allgemeinen bemerkt man, daß alle Menschen am schnellsten und innerlichsten durch solche Leidensgegenstände ergriffen werden, welche die Sinne am meisten ansprechen, wie der Anblick blutender Wunden, Klagen und Seufzen Leidender, die Zurüstung zu schmerzlichen Operationen. Da die Vorstellung der Vernichtung bereits eine zusammengesetzte ist, so wirkt sie nicht so stark. Das Bild des Todes berührt uns erst später und weit schwächer, weil niemand die Erfahrung des Todes an sich selbst gemacht hat.

Allerdings giebt es auch einige weniger verbreitete und daher sich langsam entwickelnde Eindrücke. Diese sind mehr reizbaren Gemütern eigen. Es sind solche, aus denen Seelenleiden innerliche Schmerzen, Kummer, Gram oder Trauer hervorgehen. Es giebt Menschen, auf welche nur Thränen und Klagetöne einen Eindruck hervorbringen können. Das stille und verschwiegene Ächzen eines von Kummer zernagten Herzens hat ihnen nie einen Seufzer entlockt. Aber der Anblick eines von Sorgen Gebeugten, eines abgehärmten bleichen Antlitzes, eines erloschenen Auges, in dem die Thränen versiegen, hat sie nie zu Thränen gerührt. Seelenleiden kennen solche Charaktere nicht. Ihr Urteil ist fertig; ihr Gemüt bleibt

unberührt. Rechnet bei ihnen daher nur auf unbeugsame Strenge und Härte. Sie mögen unbescholten, ja gerecht sein, aber niemals wohlwollend oder edelmütig.

Solches Vorbild darf indes nicht übereilte Urteile über junge Leute hervorrufen, denen infolge einer richtigen, alle seelischen Beunruhigungen vermeidenden Erziehung, jene Ansichten unverständlich sind. Bezüglich Emils bin ich sicher, daß, wofern ihm als Kind Einfalt und richtiges Urteil eigen waren, es ihm als Jüngling nicht an Herz und Mitgefühl fehlen wird; denn die Aufrichtigkeit des Gefühls beruht im wesentlichen auf richtigen Vorstellungen.

Wozu aber noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen? Mehr als ein Leser wird ohne Zweifel den Vorwurf erheben, daß ich meinen Vorsätzen untreu geworden bin, die meinem Zöglinge dauerndes Glück versprachen. Was aber kümmern mich solche Urteile! Ich habe versprochen, ihn glücklich zu machen, nicht ihn glücklich scheinen zu lassen.

Nehmen wir an, daß zwei Jünglinge ihre erste Erziehung vollendet haben und durch zwei entgegengesetzte Pforten in die Welt eintreten. Der eine fliegt sofort zum Olymp empor. Er bewegt sich in der glänzendsten Gesellschaft. Man führt ihn bei Hofe und der Geld-Aristokratie ein. Jeder Tag bietet neue Zerstreuungen. Er eilt von einem Vergnügen zum andern und überläßt sich jedem mit solcher Vorliebe, daß ihr an ihm zu zweifeln beginnt. Ihr seht ihn aufmerksam, eifrig, begierig, sein erstes Staunen ist so auffallend, daß ihr ihn für vollkommen glücklich haltet. Doch prüft nur seinen seelischen Zustand. Ihr vermutet, daß er genießet? Nach meinem Dafürhalten leidet er.

Was nimmt er wahr, sobald er die Augen öffnet? Eine Menge von Scheingütern, die ihm bisher unbekannt waren und von denen die meisten nur einen Augenblick erreichbar sind und sich darzubieten scheinen, um ihm die Bitterkeit ihres Verlustes nur um so fühlbarer zu machen. Durchwandelt er einen Palast, so sagt euch seine unruhige Neugier, daß er sich fragt, warum sein väterliches Haus demselben nicht gleicht? Alle seine Fragen lassen erkennen, daß er sich mit dem Besitzer des Hauses vergleicht. Alle Kränkungen, welche sich in diesem

Vergleiche für ihn finden, steigern durch fortgesetzten Reiz seine Eitelkeit. Wenn er einem besser gekleideten jungen Manne begegnet, sehe ich ihn über den Geiz seiner Eltern murren. Ist er besser gekleidet, so schmerzt es ihn, wenn andre ihm durch Geist oder Geburt überlegen sind und seine glänzende Außenseite von einem schlichten Tuchgewande in Schatten gestellt wird. Ich erwähne nichts von den Hetzereien, den Verrätereien und Verleumdungen und der stets zehrenden Reue, welche von solchem Leben unzertrennlich ist. Man weiß, welchen Widerwillen die zunehmende Weltkenntnis hervorruft. Ich aber rede hier nur von dem Kummer, welchen die erste Täuschung erweckte.

Demgemäß bestehe ich auch auf meiner Methode und behaupte: führt in dem entscheidenden Alter jungen Leuten nur solche Gegenstände vor Augen, die geeignet sind, sie zu zügeln, nicht aber solche, welche sie aufregen. Entfernt sie aus den Städten, führt sie an die Stätten ihrer ersten Kindheit zurück, wo ländliche Einfachheit die Entwicklung der Leidenschaften hemmte. Sollte jedoch eine besondere Neigung zur Kunst sie an die Stadt fesseln, so benutzt die Kunst, um dem gefährlichen Müßiggange vorzubeugen. Seid vorsichtig in der Wahl ihres Umganges, wie ihrer Beschäftigungen und Vergnügungen. Zeigt ihnen nur Darstellungen rührender und sittsamer Vorgänge, die ihr Gefühl vertiefen, aber die Sinnlichkeit unberührt lassen.

Es ist ganz unwesentlich, wie man das Kindesalter benutzt. Die Fehler, welche sich etwa einschleichen, sind heilbar. Das Gute, welches sich entwickelt, vermag auch später noch zu reifen. Ganz anders ist jedoch der erste Abschnitt des Jünglingsalters, in welchem der Mensch erst wirklich zu leben anfängt. Diese Zeit reicht für den Gebrauch, den man davon machen soll, nicht aus. Sie ist so wichtig, daß sie ununterbrochen Aufmerksamkeit erfordert. Solange der Körper wächst, werden auch die Lebensgeister, deren Bestimmung es ist, dem Blute neue Säfte und den Sehnen neue Kraft zuzuführen, gebildet und entwickelt. Freilich hängen weder die geistigen Fähigkeiten, noch der Mut von der Größe und Kraft der Glieder ab. Ich begreife, daß Seelenstärke und Körperkraft nicht übereinstimmen, wenn die Organe, welche Leib und Seele vereinigen, ungenügend

beschaffen sind. So vortrefflich dieselben auch sein mögen, so werden ihre Verrichtungen doch stets mangelhaft sein, sobald ihr Hauptbestandteil nur ein schwaches wässeriges Blut ist, besonders, wenn demselben noch der Stoff mangelt, welcher die Triebfeder aller körperlichen Organe ist und denselben die notwendige Spannkraft verleiht.

Die Lehrer klagen häufig, daß die Lebhaftigkeit dieser Altersstufe den Zögling unlenksam macht. Dies jugendliche Feuer hindert indes nicht die Vollendung der Erziehung, sondern trägt dazu bei sie zu veredeln. Ja, es verleiht euch sogar eine Macht über das Herz des Jünglings, sobald es nicht so stark ist wie ihr. Auf diese Weise bilden sich die ersten Bande, die ihn mit seiner Gattung verknüpfen. Wähnt indessen nicht, daß sein erwachendes Gefühl sofort alle Menschen umfassen und der Ausdruck „Menschengeschlecht" irgend eine Bedeutung für ihn haben wird. Keineswegs! Diese Neigung wird sich anfangs nur auf seinesgleichen beschränken. Seinesgleichen sind für ihn aber nicht Unbekannte, sondern nur diejenigen, welche durch die Bande der Gewohnheit ihm lieb oder notwendig geworden sind. Es werden Personen sein, die seine Anschauungsweise oder Gefühle teilen, oder solche, die er ähnlichen Leiden und Freuden, wie sie ihm beschieden waren, ausgesetzt sieht, kurz, solche Menschen, bei denen eine ausgesprochene Übereinstimmung mit seiner Natur ihm die Fähigkeit, sie zu lieben gewährt.

Erst nach allseitiger Ausbildung seiner Naturanlagen, nach mannigfaltigen Betrachtungen über die eignen Gefühle und Beobachtungen über das Gemütsleben andrer, wird es ihm gelingen, seine individuellen Vorstellungen zu dem abstrakten Begriffe: „Menschheit" zu verallgemeinern und seine besondern Neigungen auf diejenigen Begriffe auszudehnen, die Person und Gattung als gleichbedeutend ausdrücken.

Sobald euer Zögling für das Gefühl der Anhänglichkeit fähig ist, wird er auch für die Zuneigung andrer empfänglich und folglich auf die Äußerungen derselben aufmerksam werden. Versteht ihr, welche neue Macht euch über euren Zögling verliehen wurde? *Welche Fesseln* habt ihr um sein Herz gelegt, ehe er es gewahr

wurde? Was muß er fühlen, wenn ihm die Augen über sich selbst aufgehen und er erkennt, was ihr für ihn gethan habt? Freilich, wenn er es wahrnehmen wird. Hütet euch, ihn darauf aufmerksam zu machen! Sobald er darauf hingewiesen wird, merkt er nichts mehr. Es ist ein natürliches Gefühl, den, der uns Wohlthaten erwiesen hat zu lieben. Daher ist auch Dankbarkeit ein natürliches Gefühl. Wenn ihr die Bethätigung derselben nicht durch euren eignen Fehler unterdrückt, so seid sicher, daß euer Zögling eure Sorgfalt zu schätzen weiß, sobald er den Wert derselben einzusehen beginnt. Sie wird euch in seinem Herzen eine unerschütterliche Überlegenheit sichern, namentlich, wenn eure sonstige Sorge nicht besonders hoch von euch angeschlagen wird. Ehe jedoch dieser Vorteil erlangt ist, hütet euch, denselben einzubüßen, indem ihr eure Verdienste eurem Zöglinge gegenüber in das rechte Licht zu setzen versucht. Eure Verdienste betonen, heißt sie ihm unerträglich machen. Sie vergessen aber bewirkt, sie ihm ins Gedächtnis zu rufen. Bis zu dem Zeitpunkte, wo er als Mann zu behandeln ist, darf nie die Rede davon sein, was er euch schuldig ist, sondern nur von dem, was er sich selbst schuldig ist. Um ihn zum Gehorsam zu erziehen, überlaßt ihn seiner Freiheit. Entzieht euch ihm, damit er euch sucht. Pflegt in seiner Seele das edle Gefühl der Dankbarkeit, indem ihr in euren Gesprächen stets nur seine eignen Interessen behandelt. In dem Eifer eurer Sorge erblickt er dann die Zuneigung eines Freundes. Keine Stimme redet aber eindringlicher zu dem menschlichen Herzen, als die Stimme der Freundschaft. Diese hat nur unser eignes Interesse im Auge. Man kann wohl annehmen, daß ein Freund sich selbst täuscht, niemals aber, daß er uns täuschen will. Man sträubt sich zuweilen wohl gegen seine Ratschläge, aber man verachtet sie nie.

Von nun an werden wir uns mit der sittlichen (Welt-) Ordnung beschäftigen. Damit ist der zweite Schritt des Mannes gethan. — Wenn der Ort es gestattete, so würde ich nachzuweisen versuchen, wie aus den ersten Regungen des Herzens die Stimme des Gewissens entsteht und aus den Gefühlen „Haß und Liebe" sofort die ersten Begriffe über Gut und Böse hervorgehen. Ich würde nachweisen, daß Gerechtigkeit und Güte nicht bloße Formen des Denkens

sind, nicht nur sittliche Gebilde, welche aus unsrer Urteilskraft hervorgegangen sind, sondern daß es wirkliche Eigenschaften einer von der Vernunft erleuchteten Seele und nur eine gesetzmäßige Fortbildung ursprünglicher Seelenzustände sind.

Bisher hat Emil nur sich selbst im Auge gehabt. Jetzt veranlaßt der erste Blick auf seine Nebenmenschen, sich mit ihnen zu vergleichen. Er möchte den ersten Platz unter ihnen einnehmen. Dies ist der Wendepunkt, an dem die Selbstliebe sich in Eigenliebe verwandelt. Alle Leidenschaften, welche in derselben wurzeln, beginnen sich zu bilden. Er muß sich aber auch darüber klar werden, welche Stellung ihm in der Gesellschaft angewiesen und welche Hindernisse er zu überwinden hat, um den Platz, den er erringen möchte, zu behaupten. Um ihn nun bei diesen Bemühungen richtig zu leiten, muß er die Menschen nach ihren Unterschieden kennen lernen, nachdem man ihm zuvor die gemeinsamen Eigenschaften der ganzen Gattung gezeigt hat. Hieraus folgt das Größenverhältnis der natürlichen wie bürgerlichen Ungleichheit unter den Menschen und das Bild der gesellschaftlichen Ordnung.

In dem Naturzustande findet sich thatsächlich eine wirkliche und unzerstörbare Gleichheit, weil der Unterschied zwischen Mensch und Mensch allein unmöglich so groß sein kann, um eine gegenseitige Abhängigkeit von Mensch zu Mensch zu schaffen. Auch in dem bürgerlichen Stande giebt es eine Rechtsgleichheit, die allerdings eingebildet und unbegründet ist, weil die Mittel, welche sie erhalten sollen, nur dazu dienen, sie zu vernichten. Hieraus entstehen alle folgenden Mißverhältnisse, welche man in der bürgerlichen Ordnung zwischen Schein und Wirklichkeit beobachtet.

Handelte es sich nur darum, einem Jünglinge den Menschen unter seiner angenommenen Gestalt zu zeigen, so wäre dies eitles Bemühen; er würde ihn zur Genüge sehen. Da indes eine Maske noch nicht der Mensch selbst ist, und ihr Firnis euren Zögling nicht beirren darf, so stellt ihm denselben in seinem wirklichen Wesen dar, wenn ihr ihm eine Vorstellung von dem Menschen geben wollt.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist es notwendig, ein andres als *das bisherige* Verfahren einzuschlagen: es heißt, den Jüngling nicht

mehr durch seine eignen Erfahrungen zu unterweisen, sondern ihn durch solche, die er an andern macht, zu belehren. Wenn die Menschen ihn täuschten, so wird er sie hassen. Wenn er merkt, daß sie sich gegenseitig täuschen, während sie ihm Achtung erweisen, so bemitleidet er sie.

Ich wünschte, daß man den geselligen Verkehr eines jungen Mannes dergestalt wählen dürfte, daß er von seinen Gefährten nur Gutes denkt. Gleichzeitig sollte er die Welt in solcher Weise kennen lernen, daß er von allem, was in derselben geschieht, nur eine üble Vorstellung erhält. Er soll sich bewußt werden, daß der Mensch von Natur gut ist, aber er soll auch seinen Nächsten kennen und von sich selbst auf ihn schließen. Er muß erfahren, daß die Gesellschaft zerrüttet und sittlich verkommen ist. In ihren Vorurteilen soll er die Quelle ihrer Fehler suchen. Unleugbar besitzt diese Methode große Schattenseiten und ist schwer durchzuführen. Denn sobald der Jüngling zu früh beginnt, die Handlungen seiner Nächsten aufmerksam zu belauschen und zu beobachten, wird in ihm die Neigung zum Spott und zur Satire entwickelt, und er eignet sich ein absprechendes und vorschnelles Wesen an. Er wird eine häßliche Freude an üblen Mißdeutungen finden und selbst das wirklich Gute nicht als gut anerkennen. Binnen kurzem wird ihm die allgemeine Verderbnis weniger zur Lehre, als zur Entschuldigung dienen.

Um das menschliche Herz, wie es seiner Fassungskraft entspricht, kennen zu lernen, ohne die Gefahr, sein eignes Gemüt zu verderben, möchte ich ihm die Menschen von ferne zeigen, sie ihm aus andern Zeiten und Gegenden vorführen. Er soll den Vorgang sehen ohne dabei mitzuwirken. Dies ist der Zeitpunkt für den Beginn des Geschichtsunterrichts. Durch die Geschichte wird er in den Herzen der Menschen lesen lernen, als einfacher Zuschauer, ohne eignen Anteil oder Leidenschaft, wohl als Richter, doch nicht als Mitschuldiger oder gar Ankläger.

Will man die Menschen kennen lernen, so muß man sie handeln sehen. In der Gesellschaft hört man sie nur sprechen. Zwar geben sie sich in ihren Reden zu erkennen, verbergen jedoch ihre Handlungen. Die Geschichte entschleiert sie indes; nach ihren Thaten werden sie gerichtet. Selbst Reden tragen zu einer richtigen Be-

urteilung der Menschen bei, denn, wenn man ihre Thaten und Worte vergleicht, so merkt man, was sie sein oder was sie nur scheinen wollen. Je mehr sie sich verstellen, desto besser erkennt man sie.

Unglücklicherweise ist dieses Studium mit ebensoviel Gefahren, wie Übelständen verbunden. Denn es ist schwierig, einen Standpunkt einzunehmen, der befähigt, seine Nächsten mit Billigkeit zu beurteilen. — Die Geschichte besitzt leider den Mangel, daß sie die Menschen mehr nach ihren verderblichen, als nach ihren guten Seiten darstellt, ebenso, wie sie unser Interesse nur durch Staatsumwälzungen und plötzliche Unglücksfälle zu fesseln weiß. Ein fernerer Übelstand ist, daß die Darstellungen der Geschichte keineswegs ein treues Abbild der wirklichen Thatsachen geben. Sie verändern in dem Kopfe des Geschichtsschreibers ihre Form. Sie gestalten sich nach seinen Interessen und gewinnen durch seine Vorurteile ihre eigentümliche Färbung. Was liegt aber an den Thatsachen an sich, sobald die Veranlassung derselben unbekannt bleibt? Welche Nutzanwendung ist aus Ereignissen zu ziehen, deren Ursachen verborgen bleiben? Der Geschichtsschreiber führt uns zwar auf die Ursache, sie ist aber von ihm ersonnen. Die Kritik selbst, von welcher so viel Aufhebens gemacht wird, besteht nur in der Kunst, Mutmaßungen aufzustellen und unter verschiedenen Lügen diejenige aufzufinden, welche der Wahrheit zunächst ähnelt.

Habt ihr schon Kleopatra oder Kassandra oder ähnliche Bücher gelesen? Der Verfasser wählt hierin eine bekannte Begebenheit, paßt sie seinem Plane an, schmückt sie mit selbsterfundenen Einzelheiten, mit Personen, die nie gelebt, oder Phantasiegebilden aus und häuft so Erdichtung auf Erdichtung, um die Lektüre angenehm zu machen. Zwischen euren Geschichtswerken und diesen Romanen besteht wenig Unterschied. Der Romandichter vertraut dabei mehr der eignen Phantasie, und der Geschichtsschreiber hängt mehr von andern ab.

Nein, sollen meinem Zögling Phantasiegemälde vorgeführt werden, so darf nur meine Hand dieselben zeichnen. Dann werden sie seinem Verständnisse wenigstens angemessen sein.

Die schädlichsten Geschichtsschreiber für einen jungen Mann sind diejenigen, welche ihr eignes Urteil voranstellen. Man gebe daher

Thatsachen, nichts als Thatsachen! Emil mag selbst urteilen. Dies ist der Weg, die Menschen kennen zu lernen. Sobald er sich dem Urteil des Verfassers unterwirft, sieht er nur durch das Auge eines Fremden. Er nimmt nichts mehr wahr, wenn dieses Auge ihm fehlt.

Über die Geschichte der Gegenwart gehe ich hinweg. Nicht, weil ihr ein bestimmtes Gepräge fehlt und überall eine zu große Übereinstimmung der Menschen vorherrscht, sondern weil unsre Geschichtsschreiber nur zu glänzen beabsichtigen und ihre Charakteristiken in so leuchtende Farben kleiden, daß die Treue darunter leidet. Im allgemeinen geben die Alten weniger Charakterschilderungen und entwickeln weniger Scharfsinn, dagegen mehr gesunde Vernunft in ihren Urteilen. Demnach verlangen auch sie geziemende Auswahl.

Thukidides ist, meines Erachtens, das Muster eines Geschichtsschreibers. Er berichtet einfach die Thatsachen, vermeidet selbst zu urteilen, übergeht aber dabei keinen Umstand, der uns in den Stand setzt, uns ein selbständiges Urteil zu bilden. Alles, was er erzählt, vollzieht sich unmittelbar vor dem Leser. Anstatt sich vermittelnd zwischen die Ereignisse und den Leser zu stellen, tritt seine Person zurück und man glaubt nicht mehr zu lesen, sondern zu sehen. Leider erzählt er nur von Kriegen, und seine Schilderungen enthalten das am wenigsten Lehrreiche in der Welt: den Bericht über Schlachten.

Zu allen diesen Mängeln tritt noch der Umstand hinzu, daß uns die Geschichte weit mehr mit den Handlungen als mit den Menschen bekannt macht. Sie begleitet den Menschen nicht in sein Haus, in sein Arbeitszimmer, in seine Familie, in den Kreis seiner Freunde; sie malt ihn uns nur, wenn er eine öffentliche Rolle spielt; ihr Bild zeigt uns mehr sein Kleid als die Person.

Das Studium des menschlichen Herzens würde ich am liebsten mit der Lektüre einzelner Lebensbeschreibungen beginnen. Hier versucht sich der Mensch vergeblich zu verbergen; der Geschichtsschreiber folgt ihm überall hin; er läßt ihm keine Ruhe, läßt ihm keinen Schlupfwinkel übrig, in welchem er dem forschenden Blicke des Beobachters zu entgehen vermöchte. Grade wenn er sich einbildet,

sich am besten verborgen zu haben, ist jener am besten imstande, ihn uns so zu zeichnen, daß wir ihn durchschauen können.

Allerdings ist der Geist der Gesellschaft oder ganzer Völker wesentlich von dem besondern Charakter des Einzelnen verschieden, und um die Menschen wirklich beurteilen zu lernen, muß man mit dem Studium des einzelnen Menschen beginnen. Wer die Neigungen jedes Einzelwesens erkannt hätte, müßte auch ihre Gesamtwirkung in dem Volkskörper vorher bestimmen können. Grade Plutarch zeichnet sich durch Anführung solcher Einzelheiten aus, die man jetzt nicht mehr zu erwähnen wagt. Er entwickelt eine unnachahmliche Anmut in der Schilderung großer Männer in kleinen Dingen, und er ist in der Wahl seiner Züge so glücklich, daß oft ein Wort, ein Lächeln, eine Gebärde zur Charakterisierung seines Helden genügt. Darin besteht die wahre Kunst der Schilderung. Die Physiognomie tritt nicht in großen Zügen, noch der Charakter in großen Thaten hervor. Nur in den kleinen Zügen äußert sich das natürliche Wesen.

Nur wenige vermögen die Wirkungen zu beurteilen, welche wohlgeordnete Lektüre auf den noch unreifen Geist eines jungen Mannes auszuüben vermag. Da wir seit unsrer Kindheit von Büchern förmlich erdrückt wurden und uns daher gewöhnten, ohne jede Überlegung zu lesen, so berührt uns die Geschichte der Völker wie des einzelnen Menschen um so weniger, als wir bereits in uns alle die Leidenschaften und Vorurteile genährt haben, welche den Inhalt jener bilden. Alles, was jene Menschen ausführten, erscheint uns natürlich; denn unser eigenstes Wesen hat sich von der Natur entfernt, und wir beurteilen andre nur nach uns. Versteht der Lehrer nun bei der Lektüre eine kluge Auswahl zu treffen und den Zögling zum Nachdenken anzuregen, so wird bei einigermaßen natürlicher Beanlagung desselben sich für ihn sicher ein Kursus praktischer Philosophie entwickeln lassen, welcher besser und verständlicher ist, als alle unbegründeten Spekulationen, mit denen die Köpfe der Jünglinge in den Schulen verwirrt werden.

Wer aber das Studium der Geschichte zum Zweck der Selbsterkenntnis treibt und auf Kosten Verstorbener weiser zu werden *wünscht*, dem bietet das Spiel menschlicher Leidenschaften ähnliche

Lehren dar. Erst unsre eignen Leidenschaften machen uns empfindlich den Leidenschaften andrer gegenüber. Diejenigen, welche uns, wie den andern anhaften, leiten unser Urteil irre. Diejenigen, welche unserm Vorteile zuwiderlaufen, rufen Unwillen hervor. Infolge einer denselben innewohnenden Inkonsequenz tadeln wir an andern, was uns doch nachahmenswert erschien.

Auf welche Weise kann man nun die Menschen beobachten? Durch ein großes Interesse, sie kennen zu lernen, eine vollkommene Unparteilichkeit bei ihrer Beurteilung und ein fühlendes Herz, das allen menschlichen Leidenschaften mit Verständnis entgegenkommt, und genügende Ruhe, um sich nicht von ihnen fortreißen zu lassen. Wenn es im Leben überhaupt einen Zeitpunkt giebt, der diesem Studium besonders günstig ist, so ist es die Zeit, welche ich für meinen Zögling gewählt habe. In einer frühern Zeit wären die Menschen ihm fremd gewesen. Später wäre er ihnen bereits ähnlich geworden. Was er erstrebt, kann er auch erreichen. Von wem sollte er wohl abhängen, solange er sich selbst genügt und frei von Vorurteilen ist? Er besitzt Arme, kräftige Gesundheit. Bei großer Mäßigkeit ist er bedürfnislos und imstande seine Wünsche zu befriedigen. In vollkommenster Freiheit erzogen, kennt er kein größeres Übel als Abhängigkeit. Er beklagt jene falschen Weisen, die sich durch nichtigen Ruhm fesseln lassen. Selbst den Feind, der ihm Böses zufügt, würde er bemitleiden. Er würde sich sagen: Diesem Menschen war es zwar Bedürfnis, mir zu schaden, doch hat er sein Schicksal grade dadurch von dem meinigen abhängig gemacht.

Noch ein Schritt und das Ziel ist erreicht. Sobald sich Emil seiner bevorzugten Stellung in der Gesellschaft bewußt wird, wird er sich versucht fühlen, das Werk unsrer Erziehung auf seine eigne Rechnung zu schreiben und den Erfolg seines Glückes seinen eignen Verdiensten beizumessen. Er wird sich für weise, die andern Menschen für Thoren halten. Er wird sie zugleich bedauern und verachten. Indem er sich selbst beglückwünscht, überschätzt er sich selbst, und da er sich für glücklicher hält als sie, meint er auch würdiger als andre zu sein. Dieser Irrtum ist am meisten zu fürchten, denn er ist am schwierigsten auszurotten. Bliebe er bei dieser Ansicht, so wäre

unsre ganze Sorgfalt vergeblich gewesen. Hätte ich eine Wahl zu treffen, so wäre ich unsicher, ob ich nicht den auf Vorurteilen beruhenden Täuschungen den Vorzug geben würde vor denen, die aus Hochmut entstanden sind.

Wirklich große Männer sind bezüglich ihrer Überlegenheit nie im Zweifel. Mit vollem Bewußtsein erkennen sie diese, ohne ihre Bescheidenheit einzubüßen. Je größer ihre Geistesgaben sind, desto mehr sind sie sich ihrer Mängel bewußt. Ungeachtet ihrer geistigen Bedeutung erwacht uns gegenüber nicht das Gefühl des Hochmuts; dagegen ruft das Bewußtsein ihrer Unzulänglichkeit das Gefühl der Demut hervor. Ja, auch ohne die ihnen ausschließlich eignen Güter sind sie zu aufgeklärt, um der Eitelkeit für Gaben zu frönen, die sie sich nicht selbst geschaffen haben. Mit Ausnahme der Eitelkeit giebt es keine Thorheit, von der ein Mensch nicht zu heilen wäre, vorausgesetzt, daß er nicht ein Narr ist. Ist diese Eigenschaft überhaupt heilbar, so geschieht es nur durch die Erfahrung. Jedoch läßt es sich, sobald sie entsteht, verhindern, daß sie überhand nimmt. Verliert euch nicht in besondre Auseinandersetzungen, welche dem Jüngling beweisen sollen, daß er ein Mensch wie andre Menschen und daher denselben Schwächen unterworfen ist. Erst wenn er es fühlt, wird er es erkennen! Auch dieser Fall ist eine Ausnahme zu meinen Regeln. Es heißt, meinen Zögling absichtlich allen Zufälligkeiten preisgeben, die ihm beweisen, daß er nicht klüger ist, wie wir. Das Abenteuer mit dem Taschenspieler ließe sich daher unter den mannigfachsten Formen wiederholen. Wenn ihn leichtsinnige Gesellen zu Ausschreitungen verleiteten, so würde ich ihn ruhig der Gefahr aussetzen. Wenn Betrüger ihn zum Spiele verlockten, so würde ich ihnen Emil ruhig überlassen, selbst, wenn er gefoppt, geplündert, ausgezogen würde, ja, wenn sie ihn zuletzt noch verspotteten, nachdem er völlig ausgeplündert wäre, würde ich ihnen sogar in seiner Gegenwart für die ihm erteilte Lehre noch danken. Nur in einer Beziehung würde ich Rücksicht nehmen, nämlich alle Gefahren würde ich mit ihm teilen, jede Beleidigung mit ihm zugleich empfangen. Ohne auch nur ein Wort über sein Benehmen zu äußern, würde ich schweigen, und ohne zu klagen, oder ihm Vorwürfe zu machen,

mit ihm ausharren. Ihr dürft überzeugt sein, daß diese beständige Zurückhaltung größeren Eindruck auf ihn macht, als seine eignen Leiden, denn er hat mich mit ihm leiden sehen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die falsche Wichtigthuerei mancher Erzieher hinweisen, welche sich gern das Ansehen von Gelehrten geben, ihre Schüler aber dadurch herabwürdigen. Mit Vorliebe behandeln sie dieselben als Kinder, nur um den zwischen ihnen bestehenden Unterschied recht auffällig zu machen. Anstatt die jugendlichen Gemüter auf solche Weise zu demütigen, versäumt lieber nichts, was dazu dient, ihre Seele aufzurichten. Behandelt sie wie euresgleichen, damit sie es dereinst werden. Vermögen sie noch nicht, sich bis zu euch zu erheben, so schämt euch nicht, unbedenklich euch zu ihnen herabzulassen. Teilt ihre Fehler, um sie ihnen abzugewöhnen. Nehmt die Schande des Zöglings auf euch, um sie zu tilgen und ahmt jenem tapferen Römer nach, der, als er nicht imstande war, sein fliehendes Heer zu sammeln, sich mit dem Rufe an die Spitze der flüchtigen Soldaten stellte: „Sie fliehen nicht; sie folgen nur ihrem Führer!“ Hat ihn die That entehrt? Mit nichten! sie vermehrte nur seinen Ruhm, den er geopfert hatte. Die Macht der Pflicht und die Schönheit der Tugend nötigen uns wider Willen Beifall ab und vernichten unverständige Vorurteile.

Selbstverständlich darf der Zögling bei seinem Lehrer weder eine so beschränkte Einsicht voraussetzen, noch die Möglichkeit, sich leicht verführen zu lassen. Solche Ansichten sind für Kinder gut, die weder beobachten, noch vergleichen können und ihr Vertrauen nur denen schenken, die sich bei ihnen in Gunst zu setzen verstehen. Das Vertrauen indes, welches ein junger Mann von Emils Alter und Verstand seinem Erzieher schuldet, ist andrer Art. Es soll auf die überlegene Vernunft und Einsicht desselben und diejenigen Vorzüge sich stützen, die der Jüngling zu verstehen fähig ist und deren Nutzen er einsieht. Wenn nun aber der Zögling voraussetzte, daß der Lehrer ihn absichtlich in eine Falle gehen ließe, oder seiner Einfalt gar selbst Schlingen legte? Was ist zu thun, um beide Unzuträglichkeiten zu vermeiden? Was das beste und natürlichste ist, einfach und wahr sein, wie er selbst. Warnt ihn, ohne zu übertreiben, vor den Ge-

fahren, denen er sich aussetzt. Zeigt sie ihm klar und deutlich, ohne dabei euren Rat in einen Befehl zu kleiden. Wenn er trotzdem auf seinem Willen besteht, was vorkommen kann, so schweigt. Laßt ihn frei gewähren, folgt seinem Beispiele fröhlich und offen. Seid mitleidend und, wenn es möglich ist, ebenso vergnügt, wie er. Machen sich die Folgen zu auffallend bemerkbar, so seid ihr ja zur Stelle, um denselben zu steuern. Und sollte nicht doch der Jüngling als ein steter Zeuge eurer Voraussicht und Nachsicht zugleich betroffen und gerührt werden? Jeder seiner Fehler ist ein Band, das dazu beiträgt, seinen Fall nötigenfalls aufzuhalten.

Hierbei zeigt sich die erziehliche Gabe des Lehrers, die Gelegenheit zu Ermahnungen geschickt herbeizuführen und dieselben so anzuwenden, daß er im voraus weiß, wann der junge Mann nachgeben, oder wann er auf seinem Eigensinn bestehen soll, damit er überall die aus der Erfahrung gewonnenen Lehren auf sich anwendet, ohne ihn großen Gefahren auszusetzen. Warnt ihn vor Fehlern, ehe er sie begeht. Hat er sie einmal begangen, so macht ihm keine Vorwürfe. Sie würden nur seine Eigenliebe aufreizen und steigern. Verweise, die reizen, sind unnütz. Nichts ist abgeschmackter, als die Redensart: „Ich hatte es dir ja vorausgesagt.“ Das beste Mittel, ihn an das, was man ihm gesagt hat, zu erinnern, ist, daß man es anscheinend vergißt.

Sobald unser Zögling frei von Mißtrauen bleibt, vermag sich auch die Form des Trostes zu einer nutzbringenden Unterweisung zu gestalten. Eure Meinung, „daß Hunderte seinesgleichen sicher dieselben Fehler in seinem Alter begehen,“ wird ihn entwaffnen. Er legt dieselben ab, sobald ihr ihn nicht anscheinend bedauert. Für denjenigen, der sich andern überlegen glaubt, ist es eine höchst niederdrückende Entschuldigung, sich an ihrem gegebenen Beispiel zu trösten, und man kann sich wohl denken, daß er höchstens verlangen könnte, jene möchten nicht besser sein, als er. Die Zeit der Fehler ist die Zeit der Fabeln. Den Schuldigen unter einer angenommenen Gestalt tadeln, heißt ihn belehren, ohne ihn zu verletzen. Der Zögling begreift, indem er die Wahrheit auf sich selbst bezieht, daß das angeführte Gleichnis keine Lüge ist. Ein Kind, welches man niemals durch

Lob getäuscht hat, wird die Fabel, die in einem frühern Kapitel besprochen wurde, nicht verstehen. Ein leichtsinniges Kind dagegen, welches einmal von einem Schmeichler zum Narren gehalten wurde, begreift vollkommen, daß der Rabe ein Narr war. Aus einer Thatsache leidet es ein Gesetz ab. Die Erfahrung, welche es unter andern Umständen vergessen hätte, befestigt sein Urteil. Jede moralische Erkenntnis läßt sich entweder durch eigne oder durch die Erfahrung Fremder erwerben. In solchen Fällen, wo die eigne Erfahrung nachteilig wirken könnte, läßt man die damit verknüpfte Lehre aus der Geschichte ziehen. Ist aber die Versuchung ungefährlich, so ist es gut, wenn ein Jüngling die Probe besteht. Dann erst darf man, durch die Nutzanwendung des Gleichnisses, ihm besonders bekannte Fälle auf bestimmte Grundgesetze zurückführen. Diese Grundsätze dürfen aber nicht entwickelt, noch in bestimmte Formeln gekleidet werden. Nichts ist so unnütz, so falsch verstanden worden, als die Sittenlehre, welche fast den Schluß jeder Fabel bildet. Muß denn eine sittliche Belehrung nicht aus der Fabel selbst so deutlich hervorgehen, daß jeder Leser sie von selbst erkennt. Warum dann dem Leser das Vergnügen rauben, sie durch eignen Antrieb zu finden? Das rechte Lehrgeschick offenbart sich in der Kunst, dem Schüler Lust und Liebe zum Unterrichte einzuflößen. Sein Geist darf während des Unterrichts nicht unthätig bleiben, sonst wird er nichts thun, um euch zu verstehen. Die Eigenliebe des Lehrers muß daher auch derjenigen des Schülers einen gewissen Spielraum lassen. Er *muß* sich sagen können: ich verstehe, ich durchdringe es, ich bin thätig und belehre mich. Versteht aber euer Zögling eine Fabel nur durch eure Erklärung, so dürft ihr sicher sein, daß er sie selbst durch dieses Hilfsmittel nicht verstehen wird.

Ein wesentlicher Fortschritt wäre es, wenn diese Fabeln den jungen Leuten in einer Stufenfolge geboten würden, die belehrender wäre und sowohl dem wachsenden Verständnisse, wie ihren Gefühlen mehr entsprechen würde. Giebt es etwas Widersinnigeres, als Fabeln nur nach der Reihenfolge des Buches lernen zu lassen, ohne jede Rücksicht auf die Bedürfnisse und Verhältnisse? Viele Kinder lernen erst die Fabel von der Grille, dann vom Frosch, dann von dem

Maultier. Doch habe ich nie bemerkt, daß sie einen wirklichen Nutzen für sich aus diesen Fabeln geschöpft hätten. Darum vergessen die Kinder sie, wenn sie größer werden und es sich um eine Nutzanwendung handelt, nicht aber, um sie aufzusagen. Daher noch einmal die Mahnung: nur Erwachsene können sich durch Fabeln belehren lassen. Für Emil fängt erst jetzt die Zeit an, sie zu lernen. Um nicht alles zu sagen, deute ich nur von ferne die Wege an, welche von dem richtigen abweichen, damit man sie vermeiden lernt. Ich glaube, daß, wenn euer Zögling dem bezeichneten Pfade folgt, er sich Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis so mühelos, wie möglich erwerben kann. Ja, ihr werdet ihn instandsetzen, das Spiel des Schicksals zu betrachten, ohne das Los seiner Günstlinge zu beneiden. Er wird mit ihm zufrieden sein, ohne sich dabei für weiser als andre zu halten. Anfangs war der Zögling euer Gefährte; jetzt ist er zum Beobachter herangereift. Die Vollendung eures Werkes naht.

Mit welchem Rechte aber darf ein junger Mann sich mit den Angelegenheiten der Welt befassen? Welchen Anspruch besitzt er, in diese finstern Geheimnisse eingeweiht zu werden? Noch beschränkt sich das alleinige Interesse seines Alters auf Vergnügungen! Er verfügt bis jetzt nur über sich selbst, und das heißt mehr oder weniger, über nichts verfügen zu können. Der Mensch ist die wertloseste aller Waren und unter unsern wichtigsten Eigentumsrechten ist das persönliche Recht am unbedeutendsten.

Wenn ich sehe, daß man in der Zeit des stärksten Thätigkeitsbedürfnisses die jungen Leute auf rein theoretische Studien beschränkt und sie dann ohne die geringste Erfahrung in die Welt und ihre Geschäfte hinausstößt, so finde ich, daß man ebenso die Natur, wie die Vernunft beleidigt. — Es überrascht nicht, daß so wenige Leute ein richtiges Benehmen zeigen. Angeblich erzieht man uns für die Gesellschaft, aber man bildet uns aus, als sollte jeder sein Leben als einsamer Denker in seiner Zelle verbringen oder mit Gleichgültigen über nichtige Dinge reden. Wenn man den Kindern eine unnatürliche Haltung und bedeutungslose Redensarten lehrt, so glaubt *man sie für* das Leben zu erziehen. Auch ich habe meinen Emil

in der Kunst zu leben unterwiesen, denn ich habe ihn gelehrt, am Umgange mit sich selbst Genüge zu finden und noch mehr, nämlich seinen Unterhalt selbst zu erwerben.

Das aber genügt nicht! Um in der Welt zu leben, muß man mit den Menschen umzugehen wissen. Man muß die Mittel kennen, durch welche man Einfluß auf sie gewinnen kann. Man muß die Wirkung und Gegenwirkung aller besondern Interessen in der bürgerlichen Gesellschaft berechnen und ihre Erfolge so richtig voraussehen, daß man in seinen Unternehmungen selten getäuscht wird. Die Gesetze gestatten jungen Leuten nicht, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen und über ihr eignes Vermögen zu verfügen. Allein wozu nützen solche Vorsichtsmaßregeln, wenn sie vor dem festgesetzten Alter keine eigne Erfahrung erwerben können? Warten wäre verlorene Mühe. Im fünfundzwanzigsten Jahre würden sie ebenso unerfahren wie im fünfzehnten sein. Ohne Zweifel ist es die Pflicht, zu verhüten, daß ein junger Mensch, der entweder durch seine Unwissenheit verblendet oder durch seine Leidenschaften getäuscht ist, sich selbst Schaden zufügt. Aber in jedem Alter darf man wohlthätig sein, in jedem Alter kann man sich, unter Leitung eines verständigen Mannes, der Unglücklichen annehmen, die des Beistandes bedürfen. Die Ausübung gesellschaftlicher Tugenden weckt in der Tiefe des Herzens die Liebe zur Menschheit. Sobald man Gutes thut, wird man selbst gut. Es giebt kein zuverlässigeres Verfahren. Haltet euren Zögling zu allen guten Handlungen an, welche seinen Kräften entsprechen. Das Interesse der Bedürftigen muß seinen eignen gleichkommen; aber er darf ihnen nicht nur mit seiner Börse beistehen, sondern mit seinen Diensten. Er soll sie schützen, indem er ihnen seine Person und seine Zeit widmet. Wenn er sich zum Vertreter ihrer Angelegenheiten macht, wird er in seinem ganzen Leben kein ehrenvolleres Amt ausüben. Wie viele Unterdrückte, denen man sonst nie Gehör geschenkt hätte, werden Gerechtigkeit erlangen, wenn er dieselbe für sie mit jener unerschrockenen Festigkeit fordert, welche man der Ausübung der Tugend verdankt.

Soll Emil etwa ein galanter Held, ein fahrender Ritter, ein Rächer der Bedrängten werden? Soll er sich in öffentliche An-

gelegenheiten mischen, den Vornehmen gegenüber die Rolle eines Vertreters der Gesetze, vor dem Richter die des Rechtsbeistandes spielen und als Anwalt in Gerichtsverhandlungen auftreten? Mit nichten! Scherzhafte und lächerliche Namen ändern an der Natur der Sache nichts! Was er für gut und nützlich hält, wird Emil thun; mehr jedoch nicht. Er weiß, daß nur dasjenige für ihn gut und nützlich ist, was seinem Alter angemessen ist und hat erkannt, daß seine ersten Pflichten in der Pflicht gegen sich selbst bestehen. Unter Menschen und Tieren verabscheut Emil Lärm und Streit. Niemals hat er zwei Hunde aufeinandergehetzt, niemals einen Hund eine Katze jagen lassen. Dieser Geist des Friedens ist die Frucht seiner Erziehung, welche weder der Eigenliebe noch dem Selbstbewußtsein Vorschub leistete. Sie bewahrte ihn, sein Vergnügen im Herrschen und in dem Unglücke andrer zu suchen. Es ist daher nur ein natürliches Gefühl, daß er selbst leidet, sobald er andre leiden sieht. So ist es lediglich ein Rückfall zur Eitelkeit, wenn ein Jüngling imstande ist, hartherzig und wohlgefällig den Anblick eines von Leiden gequälten Tieres zu ertragen, in der Meinung, daß seine Weisheit und Überlegenheit ihn vor solchen Übeln bewahren wird. Wer vor solcher Geistesverwirrung geschützt bleibt, kann nie in die Fehler verfallen, die sie erzeugt. Emil ist also friedliebend. Das Bild des Glücks thut ihm wohl, und wo er dazu beitragen kann, Glück zu verbreiten, ist es eine neue Quelle für ihn, sich selbst daran zu beteiligen. Stets bereite Wohlthätigkeit verschafft ihm bald ein Verständnis, das er mit kälterem Herzen gar nicht, oder doch erst später gewonnen hätte. Uneinigkeit unter seinen Genossen sucht er auszugleichen. Von Bekümmerten versteht er die Ursache ihres Herzeleids zu erfahren. Bei seiner aufrichtigen Teilnahme für alle Unglücklichen ist ihm kein Mittel gleichgültig, das zu einer Abhilfe ihrer Leiden beitragen könnte. Was haben wir nun zu thun, um diese seelische Veranlagung für sein Alter nutzbar zu machen? Es heißt seine Bestrebungen und seine Erkenntnis in die richtige Bahn lenken und seinen Eifer zur Verstärkung derselben anwenden.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß es wenig nützliche Kenntnisse giebt, die nicht in der Seele eines

jungen Mannes gepflegt werden könnten, sobald man den Wohlthätigkeitssinn zur That werden läßt und über die Ursachen seines Erfolgs oder Mißerfolgs sich Rechenschaft ablegt. Abgesehen von den auf öffentlichen Anstalten erworbenen Kenntnissen, giebt es noch ein schätzenswerteres Wissen, nämlich die Verwendung des Erlernten für das praktische Leben. Bei seiner Teilnahme für seine Nächsten kann Emil es nicht vermeiden, schon frühzeitig die Handlungen, Neigungen und Vergnügungen derselben zu prüfen. Alle Verhältnisse, welche das menschliche Glück im allgemeinen fördern oder schädigen, beurteilt er gerechter, als diejenigen, welche in ihrer Teilnahmlosigkeit andern gegenüber unthätig bleiben. Überhaupt, je weniger der Gegenstand unsrer Sorgen in unmittelbarem Zusammenhange mit uns selbst steht, desto weniger steht eine Täuschung unsres Sonderinteresses zu befürchten. Je mehr man dies Interesse verallgemeinert, um so gerechter beurteilt man es. Unsre Liebe zur Menschheit fällt mit der Liebe zur Gerechtigkeit zusammen.

Soll nun Emil die Wahrheit kennen und lieben lernen, so müssen wir sorgen, daß sein „Ich" in seinen Angelegenheiten nie in den Vordergrund tritt. Je mehr seine Sorgen dem Wohle andrer gelten, um so weiser und verständiger werden sie, um so seltener wird er sich über den Begriff „gut" und „böse" täuschen. Niemals dürfen wir eine blinde Vorliebe dulden, die sich nur auf persönliches Ansehen oder ungerechte Bevorzugung gründet. Man muß das Mitleid sogar verallgemeinern und auf das ganze Menschengeschlecht ausdehnen, damit es nicht in Schwäche ausartet. Alsdann giebt man demselben nur soviel nach, als es mit der Gerechtigkeit im Einklang steht. Von allen Tugenden trägt die Gerechtigkeit am meisten zum Gemeinwohl bei.

Habe ich anfänglich auf die Mittel hingewiesen, um das Gefühlsleben unsres Zöglings zu erweitern, so komme ich jetzt auf die Wirkungen desselben. Nach und nach gestalten sich in dem Kopfe desselben große Entwürfe. Erhabene Gefühle töten in seinem Herzen den Keim kleinlicher Eigenschaften. Eine seltene Schärfe des Denkens, eine klare Urteilskraft sehe ich sich aus den sorgfältig gepflegten Neigungen herausbilden, wie aus der Erfahrung, welche die Wünsche

einer großen Seele in die engen Schranken des Möglichen zwingt. Sie trägt dazu bei, daß ein andern Leuten überlegener Mann sich zu ihnen herabzulassen vermag, weil er außerstande ist, sie zu sich emporzuziehen.

Zu Beginn dieses Werkes ging ich von keinen Voraussetzungen aus, die nicht jeder andre ebenso hätte aufstellen können, wie ich. Es giebt nur einen Ausgangspunkt, den wir alle nehmen müssen, nämlich „die Geburt“. Je weiter wir vorschreiten, je mehr entfernen wir uns voneinander; ihr, um die Natur zu unterdrücken, ich, um sie zu unterstützen. Mein sechsjähriger Zögling unterschied sich wenig von dem eurigen. Jetzt ist jede Ähnlichkeit verschwunden, und das Mannesalter muß Emil in einer wesentlich veränderten Gestalt zeigen, wenn meine Mühe nicht vergeblich gewesen sein soll. Die Menge der Kenntnisse mag auf beiden Seiten ziemlich übereinstimmen. Die Gegenstände derselben sind indes verschieden. Ihr wundert euch, bei meinem Zögling Gefühle anzutreffen, die den eurigen fremd sind. Berücksichtigt aber, daß diese bereits Theologen und Philosophen sind, ehe Emil nur eine Ahnung von diesen Wissenschaften besitzt, ja ehe er noch den Namen „Gott“ hat aussprechen hören.

Das Vermögen zu denken entwickelt sich in dem Menschen nicht leicht. Aber sobald er damit begonnen hat, hört er auch nicht wieder auf. Wer einmal gedacht hat, muß fortfahren zu denken. Ist der Verstand einmal im Nachdenken geübt, so vermag er nicht mehr unthätig zu bleiben. Man könnte daher annehmen, daß ich entweder zu viel oder zu wenig thue, da der menschliche Geist von Natur nicht unmittelbar sich äußert. Nachdem ich also dem Geiste Eigenschaften zugesprochen habe, die er nicht besitzt, beschränke ich ihn auf einen Vorstellungskreis, den er längst überschritten haben sollte.

Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß, wenn man einen naturgemäßen Menschen bilden will, es noch nicht heißt, aus demselben einen Wilden zu machen und ihn in die Tiefe der Wälder zu verbannen. Es genügt schon, daß er mit eignen Augen sieht, mit eignem Herzen fühlt und sich nur die Überlegenheit der eignen Vernunft zur Richtschnur dienen läßt. Bei solcher Lebenslage ist es

einleuchtend, daß der Einfluß vieler neuer Gegenstände, sowie stets neuer Gefühle auch eine Anzahl neuer Vorstellungen erweckt, die er unter andern Verhältnissen niemals, oder nur allmählich erlangt hätte. Der naturgemäße Fortschritt des Geistes wird wohl beschleunigt, aber nicht abgeändert. Der nämliche Mensch, welcher in der Abgeschiedenheit der Wälder beschränkt bleiben wird, muß in den Städten selbst als einfacher Zuschauer seine Vernunft wie seinen Verstand erweitern. Nichts ist geeigneter unsre Einsicht zu vermehren, als der Anblick von Thorheiten, die man beobachtet, ohne sich daran zu beteiligen. Und selbst ein Teilnehmer wird noch Nutzen aus denselben ziehen, sobald er nicht in dieselben Irrtümer verfällt, wie diejenigen, welche sie begehen. Ebenso berücksichtigt, daß uns fast jedes Fassungsvermögen für abstrakte, philosophische Begriffe, wie für rein geistige Vorstellungen fehlt. Unsre Fähigkeiten sind nur auf den Umfang sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände beschränkt. Um uns die erstern anzueignen, müssen wir entweder uns von den Banden unsres Körpers befreien, oder wir müssen allmählich und stufenweise von Gegenstand zu Gegenstand fortschreiten.

Das unbegreifliche, allumfassende Wesen, welches die Welt regiert und von dem die Gesamtheit aller Wesen ausgeht, ist weder unsern Augen sichtbar, noch unsern Händen greifbar. Es entzieht sich jeder sinnlichen Wahrnehmung. Das Werk ist sichtbar, der Urheber verbirgt sich. Daher ist es auch keine geringe Aufgabe, zu erkennen, daß „Er ist". Sind wir endlich zu dieser Überzeugung durchgedrungen und fragen wir: „Was ist Er? Wo ist Er?", so verwirrt und verirrt sich unser Verstand und die Gedanken stehen still. Unsre Sinne sind die ersten Werkzeuge unsrer Erkenntnis. Die sinnlich wahrnehmbaren, körperlichen Dinge sind daher die einzigen, von denen wir unmittelbar eine Vorstellung erhalten. Das Wort „Geist" ist für denjenigen, der nicht an philosophisches Denken gewöhnt ist, unverständlich. Ein „Geist" nimmt nur in der Vorstellung der Kinder und des Volkes körperliche Gestalt an. Sie glauben daher an Geister, die sprechen, lärmen oder klopfen können. Man wird zugeben müssen, daß Geister, die Arme besitzen und sprechen können, wirklichen Körpern nur zu sehr gleichen. Darum haben alle Völker,

selbst die Juden nicht ausgenommen, Gott unter körperlicher Gestalt verehrt. Und legen nicht auch wir mit unsern Bezeichnungen: „Geist, Dreieinigkeit, Göttliche Personen“ Gott menschliche Gestalt bei? obgleich das Wort Geist in seiner ursprünglichen Bedeutung genommen, nur Hauch, Wind bezeichnet! Sobald nun die Leute gewöhnt werden, Worte nachzusprechen, die ihnen an und für sich unverständlich sind, ist es leicht, sie alles nachsprechen zu lassen, was man für gut findet.

In den ersten Zeitaltern haben die Menschen, welche noch durch jede ihnen unerklärliche Erscheinung in Schrecken gerieten, nichts Unbelebtes in der Natur erblickt. Der Begriff „der Materie“ entwickelte sich ebenso langsam, wie der Begriff „Geist“, denn der erstere beruht ja gleichfalls schon auf einer Abstraktion. So wurde das Weltall mit sinnlich wahrnehmbaren Göttern erfüllt. Gestirne, Winde, Berge, Städte und selbst Häuser, alles war beseelt, alles hatte seinen Gott, alles hatte Leben, kurz, alle Werke der Natur und des Menschen waren die ersten Gottheiten der Sterblichen. Vielgötterei war ihre erste Religion, Götzendienst ihre erste Gottesverehrung. Erst als sie infolge einer allmählichen Verallgemeinerung der Vorstellungen befähigt waren, auf eine erste Ursache zurückzugehen und die Gesamtheit aller Wesen unter einen Begriff zusammenzufassen, erst da vermochte der Mensch sich zur Erkenntnis eines einigen Gottes aufzuschwingen.

Meine Leser werden erstaunt sein, daß das ganze erste Lebensalter verging, ohne daß ich mit Emil über Religion gesprochen hätte. Im fünfzehnten Lebensjahre wußte er noch nicht, daß er eine Seele besitzt. Vielleicht ist es noch zu früh, es ihm im achtzehnten zu lehren. Es heißt: man muß an Gott glauben, um selig zu werden. Dieser so mißverstandene Lehrsatz ist der Grund aller blutigen Unduldsamkeit geworden. Ohne Zweifel darf kein Augenblick verloren werden, um die ewige Seligkeit zu erwerben, aber die Verpflichtung zu glauben setzt die Möglichkeit glauben zu können voraus.

Was aber glaubt ein Kind, das sich zur christlichen Religion *bekennt*? Das, was es versteht. Allein es versteht nur das, was

man es nachsprechen läßt, in so geringem Grade, daß, falls ihr ihm plötzlich das Gegenteil vorspricht, es dies ebenso willig annehmen wird. In der Schweiz habe ich eine treue und fromme Hausmutter gekannt, welche von der Wahrheit dieses Grundsatzes so überzeugt war, daß sie ihren Sohn in seiner frühsten Kindheit nicht in der Religion unterrichten lassen wollte. Dieses Kind hörte von Gott nur in Ausdrücken ehrfurchtsvoller Andacht reden. Sobald es aber selbst von ihm sprechen wollte, gebot man ihm Schweigen. Diese Behutsamkeit erweckte seine Wißbegier. Je weniger mit ihm von Gott geredet wurde, je mehr erfüllte Gott seine Gedanken, so daß das Kind schließlich Gott überall sah.

In welcher Religion sollen wir nun Emil erziehen? Welcher Sekte führen wir diesen Naturmenschen zu? Die Antwort scheint einfach: Emil soll sich keiner Religionsgemeinschaft anschließen. Aber wir werden ihn fähig machen, diejenige zu wählen, auf welche er von selbst geführt wird, wenn er seine Vernunft richtig anwendet.

Anstatt meine eignen Anschauungen über diesen Gegenstand zu entwickeln, will ich von dem Verfahren eines Mannes erzählen, der mich in allen Dingen weit übertraf. Für die Wahrheit der Thatsachen bürge ich; sie sind dem Verfasser selbst zugestoßen. Sache des Lesers ist es, die Schlußfolgerungen und Nutzanwendungen daraus zu ziehen.

Vor einigen dreißig Jahren geriet ein junger Mann, fern von seiner Heimat, in einer Stadt Italiens, in das äußerste Elend. Von Hause aus Calvinist, wechselte er um seines Unterhalts willen sein Bekenntnis, denn infolge einer Unbedachtsamkeit war er seiner Heimat entflohen und mittellos in der Fremde. Ein in jener Stadt befindliches Hospiz für Neubekehrte gewährte ihm Zuflucht. Er lernte Schlechtigkeiten kennen und mit der neuen Lehre nahm er Sitten wahr, die ihm bisher unbekannt waren. Er fiel denselben zum Opfer. Als er einen Fluchtversuch machte, sperrte man ihn ein. Seinen Beschwerden folgte die Strafe auf dem Fuße. Vergebens flehte er Gott und Menschen an; — er fand kein Gehör. Gelegentlich wurde das Hospiz von einem Geistlichen besucht. Der junge Mann fand Mittel, ihn im geheimen um Rat zu bitten.

Das war seine Rettung. Da ein Unterdrückter seiner bedurfte, zögerte der Geistliche keinen Augenblick, die Flucht desselben zu begünstigen, auf die Gefahr hin, sich selbst einen gefährlichen Feind zuzuziehen.

Von Natur leutselig und teilnehmend, fühlte dieser Mann die Leiden andrer, weil er selbst gelitten hatte. Er nimmt den jungen Mann auf, verschafft ihm ein Nachtlager und teilt mit ihm sein geringes Auskommen, das kaum für zwei genügt. Er thut sogar noch mehr: er unterrichtet und tröstet ihn und lehrt ihm die schwierige Kunst, jedes Mißgeschick mit Geduld zu ertragen.

Jener redliche Geistliche, ein armer savoyischer Vikar, wurde durch eine natürliche Neigung zu dem Flüchtlinge gezogen, die ihn antrieb, denselben eingehend zu beobachten. Letzterer hatte geglaubt, wahrzunehmen, daß die Religion nur als Maske des Eigennutzes dient und der religiöse Kultus die Heuchelei groß zieht. Der Jüngling fand die erhabene und ursprüngliche Gottesidee durch die phantastischen Vorstellungen der Menschen entstellt, und da es ihm schien, als vertrüge sich der Glaube an Gott nicht mit dem Verstande, so verachtete er sowohl die ihm lächerlich dünkenden Träumereien der Menschen, wie den Gegenstand derselben. Aber die Verneinung der Religion führt zur Verneinung der Pflichten der Menschen. Unser Freigeist hatte in seinem Herzen schon einen bedeutenden Teil dieses Weges zurückgelegt, als der Geistliche, nachdem er die Gefahr erkannt, auch die Rettung aus derselben fand. Schwierigkeiten schreckten ihn nicht; sie verstärkten nur die Kraft zu seinem Beginnen, das er zu vollenden beschloß, indem er das der Schmach entrissene Opfer zur Tugend bekehrte. Um sich das Vertrauen seines Schützlings zu gewinnen, beläftigte er seinen Gast weder mit langen Predigten, noch wies er auf den Wert seiner Wohlthaten hin. Immer stellte er sich mit demselben auf den gleichen Standpunkt, und indem er sich zu ihm herabließ, stellte er sich ihm gleich. Als der unbesonnene Jüngling endlich vertrauensvoll seine Thorheiten beichtete, hörte der Priester ihn freundlich an und erleichterte ihm seine Geständnisse nach Kräften. Nach eingehender Beobachtung *hatte* der Geistliche die Gesinnung wie den Charakter seines Pfleglings

erkannt. Derselbe hatte nicht allein alles für sein Alter Wissenswerte vergessen, sondern die Schmach hatte auch jedes Gefühl für Gut und Böse in ihm erstickt. Um ihn vor dem sittlichen Tode zu bewahren, suchte der Priester seine Selbstliebe und Selbstachtung zu wecken. Erzählungen von dem Vollbringen guter Thaten entzündeten in seinem Herzen eine heilige Flamme und riefen das Verlangen hervor, ähnliches zu vollbringen. Zugleich ließ dieser würdige Mann es sich angelegen sein, dem unthätigen und unstäten Leben des Jünglings ein Ziel zu setzen, indem er ihn veranlaßte, aus einer Auswahl von Büchern Auszüge zu machen, angeblich, weil er derselben bedürfe. Inzwischen bemühte er sich, den in die Seele seines Schülers gestreuten Samen der Vernunft und Güte aufkeimen zu lassen. Da der Geistliche, infolge seiner eignen Schwäche, menschliche Fehler mit tiefem Mitleid betrachtete, so beurteilte er auch die Menschen als die Opfer eigner oder fremder Schwächen. „Glauben Sie," sagte er, „unsre Illusionen vermögen unsre Leiden nicht zu verhüllen. Sie vermehren sie im Gegenteil, indem sie Dingen, welche an sich wertlos sind, einen hohen Wert beilegen und uns tausenderlei entbehren lassen, dessen Mangel uns sonst nicht fühlbar würde. Wahrer Seelenfrieden besteht in der Verachtung alles dessen, was die Ruhe beeinträchtigt. Der Mensch, welcher das Leben am höchsten schätzt, versteht es am wenigsten zu genießen. Wer gierig nach dem Glück jagt, wird stets unglücklich bleiben."

Die größere Vertraulichkeit, welche sich bei fortgesetzter Bekanntschaft zwischen uns gebildet hatte, weckte in mir die Hoffnung, auch etwas mehr von den Lebenserfahrungen meines Gastfreundes zu hören. Namentlich wünschte ich zu erfahren, auf welchem Wege er zu diesem Zustande innerer Ruhe und innern Glücks gelangt sei. Vergeblich wartete ich eine Zeit. Da erklärte er mir eines Tages, daß er auch mir sein Herz ausschütten wollte, nachdem ich ihm durch mein offenes Bekenntnis einen Einblick in meine Seele gestattet hätte. „Sie sollen mich," sagte er, „vielleicht nicht so wie ich bin, doch wenigstens so kennen lernen, wie ich zu sein glaube."

Ich sprach ihm mein lebhaftes Verlangen aus, seine Ansichten weiter kennen zu lernen. Er bestimmte eine Zusammenkunft auf

den folgenden Morgen. Schon bei Tagesanbruch erhoben wir uns, um uns auf einen hohen Hügel zu begeben, dessen Fuß vom Po bespült wurde. Eine wunderbare Landschaft bot sich unsern Blicken dar, von den Firnen der unermeßlichen Alpenkette bis zur oberitalienischen Tiefebene, ein vollendetes Gemälde, das durch den Wechsel von Licht und Schatten in ein unendliches Farbenmeer getaucht war. Nachdem wir uns eine Zeitlang in den Anblick des lieblichen Bildes vertieft hatten, begann der Mann des Friedens:

Das Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars.

„Erwarten sie von mir weder gelehrte Abhandlungen noch tiefgehende Erörterungen, mein Kind," sagte er. „Ich bin kein Philosoph und lege keinen Wert darauf, daß ich es nicht bin. Bisweilen aber kann ich mich auf mein gesundes Urteil verlassen. Unter allen Umständen liebe ich die Wahrheit.

Ich bin, ein Kind armer Eltern, in einer Bauernhütte geboren. Der Stand meiner Eltern hätte mich auch zum Landmann bestimmt; man hielt es jedoch für zweckmäßiger, daß ich studierte, um meinen Unterhalt im geistlichen Stande zu erwerben. Man fand auch die Mittel, mich studieren zu lassen. Weder meine Eltern noch ich dachten daran, daß eine solche Stellung mir die Aufgabe stellte, zu erforschen, was gut, wahr und nützlich ist. Unser Augenmerk richtete sich wesentlich auf den Wissensgrad, den ich mir aneignen mußte, um die Weihe zu erhalten. Ich lernte, was vorgeschrieben war, redete, was mir vorgesprochen wurde und legte das Gelübde ab nach der hergebrachten Formel. So war der Priester fertig. Bald merkte ich, daß, als ich das Gelübde abgelegt hatte, nicht zugleich als Mensch zu leben, ich mehr versprochen hatte, als ich halten konnte.

Von Jugend auf hatte ich die Ehe als die heiligste Veranstaltung der Natur hoch geachtet. Jetzt beschloß ich, sie in keiner Weise zu entweihen, nachdem ich dem Rechte entsagt hatte, eine Ehe einzugehen. Dieser Entschluß führte zu meinem Verderben. Ich wurde ein Opfer meiner Gewissenhaftigkeit. Aus den Vorwürfen, welche die Ungnade meines Vorgesetzten begleiteten und mir diese erklärten,

onnte ich abnehmen, daß man einen Fehler nur zu verschlimmern raucht, wenn man sich einer Strafe entziehen will.

Wenige Erfahrungen dieser Art genügen, um einen Geist, der n Nachdenken gewöhnt ist, in große Gefahr zu stürzen. So sah uch ich alle Vorstellungen von Gerechtigkeit, Redlichkeit und mensch- cher Pflichttreue mit einem Male vernichtet. Was mir davon lieb, bildete kein einheitliches Ganze mehr und allmählich fühlte h, wie sich in meinem Geiste die Klarheit der Grundsätze ver- unkelte. Schließlich wußte ich nicht mehr, was ich denken sollte nd gelangte auf denselben Punkt, auf dem Sie sich jetzt befinden. in solcher Zustand ist ebenso beunruhigend wie peinlich; nur Träg- eit des Geistes vermag uns in demselben zurückzuhalten. Um darin efallen zu finden, war mein Herz noch nicht verdorben genug, und erhält nichts die Gewohnheit, nachzudenken besser, als wenn man ait sich selbst zufriedener, als mit seinem Schicksale ist.

Daß ich durch Geburt einer Kirche angehörte, welche alles selbst ntscheidet und keinen Zweifel duldet, trug wesentlich zur Vermehrung einer Verlegenheit bei. Durch Verwerfung eines einzigen Dogmas urde ich genötigt auch alle übrigen zu verwerfen. Dazu kam, aß die Unmöglichkeit, eine so große Menge thörichter Entscheidungen ür richtig anzuerkennen, mir auch diejenigen verleidete, welche es icht waren. Indem man von mir verlangte, alles zu glauben, ielt man mich davon zurück, überhaupt etwas zu glauben.

Nun suchte ich bei den Philosophen Rat. Ich durchblätterte hre Werke, prüfte ihre verschiedenen Ansichten. Sämtliche fand ich olz, absprechend und selbst bei ihrem vermeintlichen Skepticismus ehrhaft. Sie gehen nur scheinbar einen Vergleich ein, um desto esser disputieren zu können. Auch sie zu hören, war für mich icht das Mittel, von meiner Ungewißheit befreit zu werden.

Ich sah ein, daß der erste Grund dieser erstaunlichen Meinungs- erschiedenheit in der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, und er zweite in dem Hochmut liegt. Uns fehlt der Maßstab für diese nermeßliche Maschine. Wir vermögen ihre Verhältnisse nicht zu erechnen und kennen weder ihre Grundgesetze noch ihren End- veck. Ja, wir kennen noch nicht einmal uns selbst, kennen weder

unsre Natur noch den in uns wirkenden Urgrund. Kaum wissen wir, ob der Mensch ein einfaches oder ein zusammengesetztes Wesen ist. Undurchdringliche Geheimnisse umgeben uns von allen Seiten. Trotzdem wollen wir alles erforschen, alles erkennen. Das einzige, was wir gar nicht begreifen können, ist, nicht wissen zu wollen, was wir nicht zu wissen imstande sind. Lieber glauben wir, was nicht ist, als daß wir zugestehen, daß niemand von uns das zu erkennen vermag, was ist. Obgleich wir nur ein geringfügiger Teil eines großen Ganzen sind, dessen Grenzen sich unsern Sinnen entziehen, und das der Schöpfer desselben unsern thörichten Zänkereien ruhig überläßt, sind wir doch eitel und anmaßend genug entscheiden zu wollen, was dieses Ganze an sich ist, und was wir unsrerseits in Bezug auf dasselbe sind.

Die erste Frucht dieser Erwägungen bestand darin, daß ich meine Forschungen auf das beschränken lernte, was für mich von unmittelbarem Interesse war. Bezüglich alles übrigen suchte ich aus meiner tiefen Unwissenheit nicht herauszutreten. Mich beunruhigten nur Dinge, deren Kenntnis für mich von unbestreitbarer Wichtigkeit war. Dann sah ich mich nach einem andern Führer um und sagte mir: ich will mir bei dem innern Lichte Rat holen. Es wird mich weniger auf Irrtümer leiten, oder mein Irrtum liegt wenigstens in mir. Wenn ich meinen eignen Irrtümern folge, werde ich wenigstens nicht so tief sinken, als wenn ich den Lügen andrer folge.

Statt aller Philosophie erwarb ich nun Liebe zur Wahrheit, statt aller Methode eine leichte und einfache Regel, die mich spitzfindiger Beweise überhebt. Nach dieser Regel prüfte ich noch einmal die Kenntnisse, die für mich nicht in Betracht kamen. Ich war entschlossen, alle diejenigen als erwiesen gelten zu lassen, denen ich mit aufrichtigem Herzen zustimmen durfte. Ich will diejenigen für wahr halten, die mir mit diesen erstern in notwendigem Zusammenhange zu stehen scheinen. Alle übrigen lasse ich unentschieden. Ich verwerfe sie weder, noch nehme ich sie an, aber ich quäle mich auch nicht ab, sie aufzuklären, sobald sie mir nicht ein wirkliches und thatsächliches Ergebnis verheißen.

Allein wer bin ich? Was giebt mir die Macht, über Dinge zu urteilen? Was bestimmt mein Urteil? Muß ich nicht zuerst meine

Blicke auf mich selbst lenken, um das Werkzeug, dessen ich mich bedienen will, kennen zu lernen? Muß ich mir nicht Gewißheit verschaffen, bis zu welchem Punkte ich mich auf dasselbe verlassen kann, sobald ich es anwenden will?

Ich bin und besitze Sinne; vermittelst derselben erhalte ich Eindrücke. Das ist die erste Wahrheit. Ich kann mich nicht gegen sie verschließen, deshalb muß ich sie mir gefallen lassen. Habe ich selbst das Gefühl meines Daseins, oder werde ich mir desselben nur durch meine Sinneswahrnehmungen bewußt? — Das ist mein erster Zweifel. Seine Lösung ist mir fürs erste unmöglich. Wie kann ich wissen, ob diese Empfindung von und in mir selbst etwas mit diesen nämlichen Eindrücken nicht Zusammenfallendes ist? Vermag sie von ihnen unabhängig zu sein, da ich teils unmittelbar, teils durch das Gedächtnis fortwährend neuen Eindrücken unterworfen bin?

Meine Empfindungen gehen in meinem Innern vor, sie rufen sogar eine Empfindung meines Daseins hervor. Jedoch ist mir ihre Ursache unbekannt. Ohne mein Zuthun üben sie einen Einfluß auf mich, und es hängt weder von mir ab, sie hervorzurufen, noch sie von mir fernzuhalten. Ich werde mir also bewußt, daß die Empfindung in mir und ihre Ursache oder ihr Objekt, das außerhalb meiner Person liegt, nicht ein und dasselbe ist. Folglich habe nicht nur ich ein Dasein, sondern auch noch andre Wesen *sind*, nämlich die Gegenstände, durch welche in mir die ersten Empfindungen entstehen. Beständen diese Gegenstände auch nur durch meine Vorstellung, so bleibt es doch immer wahr, daß solche Vorstellungen nicht gleichbedeutend mit mir selbst sind.

Alles nun, was ich außerhalb meiner Person wahrnehme, nenne ich Stoff. (Materie.) Alle Teile der Materie dagegen, die im Einzelwesen vereinigt sind, nenne ich Körper. Alle Streitigkeiten zwischen Idealisten und Materialisten sind deshalb für mich bedeutungslos. Ihre Unterscheidungen in Bezug auf Schein und Wirklichkeit der Körper sind Einbildungen.

Jetzt bin ich vom Dasein des Weltalls schon ebenso fest überzeugt, wie von meinem eignen. Dann denke ich über die Gegenstände nach, welche meine Empfindungen hervorrufen. Ich stelle

Vergleiche unter ihnen an und fühle mich mit einer Kraft zu handeln begabt, deren Besitz mir vorher unbekannt war.

Wahrnehmen ist zugleich empfinden. Vergleichen ist gleichzeitig urteilen. Demnach ist urteilen und empfinden nicht ein und dasselbe. Durch die Wahrnehmung bieten sich mir alle Gegenstände gesondert und einzeln dar, wie sie wirklich ihrer Natur nach sind. Bei dem Vergleich bewege und versetze ich sie gleichsam, lege sie aufeinander, um über ihre Verschiedenheit oder Ähnlichkeit und überhaupt über alle ihre Beziehungen zu einander mein Urteil zu äußern.

Mag man nun diesem Vermögen meines Geistes, welches meine Sinneseindrücke nebeneinander hält und vergleicht, diesen oder jenen Namen geben, mag man dasselbe Aufmerksamkeit, Nachdenken, Betrachten, oder wie man will, nennen, immer ist soviel wahr, daß es seine Stätte in mir und nicht in den Dingen hat, daß ich es bin, der diese geistigen Verrichtungen allein vornimmt. Ich bin also nicht lediglich ein sinnliches und nur empfangendes (aufnehmendes), sondern auch ein thätiges, mit Verstand begabtes Wesen.

Nachdem ich mich nun gleichsam meiner selbst versichert habe, beginne ich außer mir Umschau zu halten. Fast schaudernd sehe ich mich in das unermeßliche Weltall hinausgeschleudert. In dem unerschöpflichen Strome der Wesen sehe ich mich wie ertrinkend, ohne zu wissen, was sie an sich sind, noch welche Beziehungen sie zu einander oder zu mir haben. Ich studiere und beobachte sie; der erste Gegenstand, der sich mir zu einem Vergleich mit ihnen bietet, bin ich selbst.

Alles was ich mit den Sinnen wahrnehme ist stofflichen Inhalts (Materie). Alle wesentlichen Merkmale der Materie leite ich von den sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften ab, welche von derselben unzertrennlich sind und durch die ich sie erst wahrnehme. Bald erblicke ich sie in Ruhe, bald in Bewegung. Daraus schließe ich, daß weder Bewegung noch Ruhe wesentliche Eigenschaften derselben sind. Bei den Körpern bemerke ich zwei Arten von Bewegung, eine mitgeteilte und eine selbstthätige oder freiwillige. Bei der erstern Bewegung geht die treibende Ursache nicht von dem bewegten Körper *aus*, bei der zweiten liegt sie in ihm selbst.

Man wird mich fragen, ob die Bewegungen der Tiere freiwillige sind? Ich muß gestehen, daß ich es nicht weiß. Die Ähnlichkeit spricht allerdings dafür. Weiter wird man fragen, woher ich denn überhaupt weiß, daß es freiwillige Bewegungen giebt? Darauf kann ich nur antworten, daß ich es weiß, weil mein Gefühl es mir sagt. Ich will meinen Arm bewegen; ich bewege ihn, ohne daß diese Bewegung von einer andern unmittelbaren Ursache, als von meinem Willen ausgeht.

Die ersten Ursachen der Bewegung sind nicht in der Materie selbst vorhanden. Dieselbe erhält die Bewegung und teilt sie mit; sie ist nicht Urquell derselben. Je mehr ich Wirkung und Gegenwirkung der aufeinander wirkenden Naturkräfte beobachte, desto mehr überzeuge ich mich, daß man regelmäßig von Wirkung zu Wirkung bis zu einem Willen als erster Ursache zurückgehen muß. Eine fortlaufende Kette von Ursachen bis ins Unendliche voraussetzen, heißt im Grunde genommen gar keine voraussetzen. Mit einem Worte, jede Bewegung, welche nicht von einer andern hervorgebracht wird, kann nur aus einer That des freien Willens ausgehen.

Der Lehrsatz, welchen ich soeben entwickelt habe, ist wie ich gern zugebe dunkel. Am Ende hat es doch immer einen Sinn und behauptet nichts, was der Vernunft und der Erfahrung widerspricht.

Ich glaube demnach, daß die Welt von einem mächtigen und weisen Willen regiert wird. Ich sehe es, oder empfinde es vielmehr und dieses Wissen ist für mich von Wichtigkeit. Ist nun aber eben diese Welt von Ewigkeit her oder ist sie erschaffen? Giebt es einen einzigen Urquell aller Dinge? Giebt es deren mehrere und welches ist ihre Natur? Ich weiß es nicht, was thut es auch? Je nach der Zunahme meines Interesse für diese Kenntnisse werde ich mich auch bestreben, sie zu erwerben. Bis dahin enthalte ich mich aller müßigen Fragen, die für meine Vernunft zu hoch sind.

Bedenken Sie stets, daß ich meine Ansicht durchaus nicht lehren, sondern nur auseinandersetzen will. Ob die Materie ewig oder erschaffen, ob sie einen ruhenden Urgrund oder gar keinen hat, soviel steht immer fest, daß das Ganze eine Einheit bildet und ein einziges geistiges Wesen offenbart. Dieses Wesen nun, welches Willen und

Macht hat, dieses selbstthätige Wesen, welches das Weltall bewegt und alle Dinge ordnet, nenne ich Gott. Ich verbinde mit diesem Namen die Begriffe von Denkkraft, Macht und Willen, die ich mir infolge meiner Beobachtungen von demselben gebildet habe, sowie den Begriff der Güte, welche eine notwendige Folge der erstern ist. Trotzdem ist mir das Wesen, welchem ich diesen Namen beigelegt habe, so unbegreiflich wie vorher. Es entzieht sich meinem Verstande nicht weniger als meinen Sinnen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr gerate ich in Verwirrung. Ich weiß mit völliger Gewißheit, daß dieses Wesen ist und zwar durch sich selbst ist; ich weiß auch, daß mein Dasein dem seinigen untergeordnet ist. Ich erkenne Gott überall in seinen Werken; ich fühle ihn in mir, erblicke ihn um mich. Sobald ich ihn jedoch seinem innern Wesen nach schauen will, sobald ich untersuchen will, wo und was er ist, worin sein eigentliches Wesen besteht, dann entschlüpft es mir, und mein in Verwirrung geratender Geist vermag nichts mehr zu erkennen.

Durchdrungen von dem Gefühl meiner Unzulänglichkeit werde ich über die Natur Gottes niemals Untersuchungen anstellen, wenn ich mich nicht durch das Gefühl seiner Beziehungen zu mir dazu genötigt sähe. Solche Untersuchungen sind stets vermessen. Nur mit Zittern und Zagen und in der festen Überzeugung, daß wir nicht geschaffen sind, das Wesen Gottes zu ergründen, sollte ein weiser Mensch dieselben vornehmen. Für Gott liegt eine größere Beleidigung darin, daß man sich eine unrichtige Vorstellung von ihm macht, als daß man gar nicht an ihn denkt.

Nachdem ich diejenigen Eigenschaften Gottes aufgefunden habe, aus denen ich sein Dasein zu begreifen vermag, kehre ich zu mir selbst zurück und untersuche, welchen Rang ich in der Ordnung der Dinge einnehme. Meiner Haltung nach gehört mir unstreitig die oberste Stelle. Durch meinen Willen und durch die Werkzeuge, über welche ich zur Ausführung derselben verfügen kann, besitze ich eine größere Fähigkeit, auf alle Körper meiner Umgebung einzuwirken. Ich kann mich ihrer Einwirkung beliebig darbieten oder entziehen. Ich bin das einzige Wesen, dem sein Verstand eine Übersicht über das Ganze gestattet. Welches Wesen hienieden, außer dem Menschen,

hat die Gabe, alle übrigen zu beobachten, ihre Bewegungen und Wirkungen zu messen, zu berechnen und vorherzusehen und das Gefühl des gemeinsamen Daseins gleichsam mit dem seines persönlichen Daseins zu verbinden? Was kann man also wohl an dem Gedanken, daß alles für mich geschaffen ist, lächerlich finden, wenn ich nun doch einmal das einzige Wesen bin, das alles auf sich zu beziehen vermag?

Ich meinesteils, der ich mit dem Platze, an dem mich Gott gestellt hat, zufrieden bin, kenne nächst ihm nichts Höheres, als meine Gattung. Hätte ich mir meine Stellung in der Ordnung der Wesen selbst zu wählen, wofür könnte ich mich besser entscheiden, als dafür, Mensch zu sein?

Statt mich stolz zu machen, rührt mich diese Betrachtung vielmehr, denn diese Stellung ist nicht eine That meiner freien Wahl. Kann ich mich wohl in solcher Weise ausgezeichnet sehen, ohne mir zugleich Glück zu wünschen, diese ehrenvolle Stelle einnehmen zu dürfen? ohne die Hand zu segnen, welche sie mir angewiesen hat? Bei meiner ersten Einkehr in mich selbst erwacht in meinem Herzen ein Gefühl der Dankbarkeit und Segnung gegen den Schöpfer meines Geschlechts. Dieses Gefühl treibt mich die höchste Macht anzubeten: ich fühle mich von ihren Wohlthaten gerührt. Zu dieser Verehrung bedarf ich keiner Anleitung; es ist mir von der Natur selbst eingegeben. Ist es nicht eine natürliche Folge der Liebe zu uns selbst, daß wir den ehren, der uns beschützt, und den lieben, der uns wohl will?

Wenn ich nun aber, um jetzt auch meine persönliche Stellung innerhalb meiner Gattung kennen zu lernen, unter den verschiedenen Rangstufen und den Menschen, welche dieselben einnehmen, Umschau halte, was wird dann aus mir? Welch ein Schauspiel! Wo ist die Ordnung, die ich vorher beobachtet hatte? Das Bild der Natur zeigte mir nur Harmonie und Ebenmaß; das des menschlichen Geschlechts stellt sich mir nur als Verwirrung und Unordnung dar. Unter den Elementen herrscht Einklang und die Menschen leben im Chaos.

Sollten Sie wohl glauben, junger Freund, daß sich grade aus diesen traurigen Betrachtungen und diesen scheinbaren Widersprüchen

in meinem Geiſte die erhabenen Vorſtellungen von der Seele entwickelten, auf welche mich meine Unterſuchungen bis dahin noch nicht geführt hatten? Indem ich über die menſchliche Natur nachdachte, glaubte ich in ihr zwei völlig verſchiedene Weſen zu entdecken. Das eine erhob meinen Geiſt zur Erforſchung der ewigen Wahrheiten, zur Liebe der Gerechtigkeit und des geiſtig und ſittlich Schönen. Das andre ließ ihn nicht über ſein eignes Ich erheben. Es unterwarf ihn der Herrſchaft der Sinne und ihrer Dienerinnen, der Leidenſchaften; durch ſie trat es alle dem hinderlich entgegen, was ihm das Gefühl des erſtern einflößte. Als ich mich von dieſen beiden entgegengeſetzten Antrieben fortgeriſſen fühlte und den ſteten Kampf in meinem Herzen wahrnahm, ſagte ich zu mir ſelbſt: „kein materielles Weſen iſt durch ſich ſelbſt thätig; ich aber bin es. Vergeblich wird man mir dies zu beſtreiten ſuchen. Ich fühle es und dies Gefühl, welches zu mir ſpricht, iſt ſtärker als die Vernunft, welche es bekämpft. Ich beſitze einen Körper, auf welchen die andern ebenſo einwirken, wie er auf ſie. Dieſe wechſelſeitige Einwirkung aufeinander iſt unzweifelhaft. Mein Wille aber iſt von meinen Sinnen unabhängig. Ich ſtimme bei oder widerſtehe, ich unterliege oder bleibe Sieger, immer ſagt mir eine innere Stimme, ob ich gethan habe, was ich habe thun wollen, oder ob ich nur meinen Leidenſchaften nachgegeben habe.

Ich habe zwar immer die Macht zu wollen, aber nicht immer die Macht, das Gewollte auszuführen.

Nur inſofern ich mir meines Willens bewußt werde, kann ich denſelben auch kennen. Nicht mehr weiß ich, was Verſtand iſt. Fragt man mich nach der Urſache, welche meinen Willen beſtimmt, ſo frage ich dagegen nach der Urſache, welche mein Urteil erzeugt. Es iſt klar, daß beide Urſachen eigentlich nur eine einzige bilden. Wenn man begreift, daß der Menſch durch „Urteilen“ eine Thätigkeit ausübt, daß ſein Verſtand nur in der Fähigkeit zu vergleichen und zu urteilen beſteht, ſo iſt es auch begreiflich, daß auch ſeine Freiheit nur eine ähnliche iſt, oder eine Fähigkeit, die von jener abgeleitet wird. Welche Urſache beſtimmt nun ſeinen Willen? — Sein Urteil! Und welche Urſache bewirkt nun wieder ſein Urteil?

Seine geistige Fähigkeit, sein Vermögen zu urteilen. Die bestimmende Ursache liegt in ihm selbst. Hier ist die Grenze, über welche hinaus ich nichts mehr verstehe.

Ohne Zweifel reicht meine Freiheit nicht soweit, mein eignes Wohl nicht zu wollen. Meine Freiheit besteht im Gegenteil darin, daß ich nur *das* zu wollen imstande bin, was mir heilsam ist, oder was ich dafür halte, ohne daß etwas Fremdes mich bestimmt. Ist der Mensch nun selbstthätig und frei, so handelt er auch aus eignem Antriebe. Alle seine freien Handlungen sind von der von der Vorsehung getroffenen Ordnung unabhängig; sie können ihr nicht angerechnet werden. Sie will das Böse nicht, welches der Mensch begeht, indem er die Freiheit, die sie ihm gewährt, mißbraucht; doch hält sie ihn nicht zurück, dasselbe auszuüben. Sie hat ihn zur Freiheit erschaffen, damit er sich aus eigner Wahl nicht für das Böse, sondern für das Gute entscheidet. Sie hat ihn auch instand gesetzt, diese Wahl unter richtiger Benutzung der ihm von ihr verliehenen Gaben zu treffen. Aber sie hat seine Kräfte insofern beschränkt, daß ein Mißbrauch der ihm gestatteten Freiheit die allgemeine Ordnung nicht zu stören vermag. Darüber murren, daß Gott die Ausübung des Bösen *nicht* hindert, heißt darüber murren, daß er dem Menschengeschlecht so edle Gaben verliehen und die Handlungen derselben an ein Sittengesetz geknüpft hat, das sie veredelt und ihnen ein Anrecht zu einem tugendhaften Leben verleiht. Der höchste Genuß liegt in der Zufriedenheit mit sich selbst. Um uns diese zu verdienen, ist uns die Erde angewiesen. Wir werden mit Freiheit begabt, von unsern Leidenschaften versucht, von unserm Gewissen gewarnt. Was konnte die göttliche Allmacht noch mehr zu unserm Besten thun? Nur ein Mißbrauch unsrer Anlagen macht uns unglücklich und schlecht. An unserm Kummer, unsern Sorgen, unsern Leiden, tragen wir selbst Schuld. Alle sittlichen Übel sind unser eignes Werk; körperliche Übel würden ohne unsre Fehler, die sie uns erst fühlbar gemacht haben, nichts sein.

Forsche deshalb nicht länger nach dem Urheber des Übels, o Mensch! Du selbst bist dieser Urheber. Es giebt kein andres Leiden, als dasjenige, welches du dir schaffst oder empfindest. Beides

geht von dir aus. Ein allgemeines Übel könnte nur in der Unordnung bestehen. Im Weltsysteme aber erblicke ich eine Ordnung, die stets unverändert ist. Besondere Leiden machen sich nur in der Empfindung des leidenden Wesens fühlbar. Diese Empfindung hat der Mensch nicht von der Natur erhalten. Er hat sie selbst in sich erweckt.

Wo alles gut ist, giebt es nichts Ungerechtes. Gerechtigkeit ist von Güte unzertrennlich. Güte ist die notwendige Wirkung einer grenzenlosen Macht und der Selbstliebe, die als wesentliche Eigenschaft eines jeden sich empfindenden Wesens betrachtet werden muß. Die unaufhörliche Thätigkeit der Macht äußert sich deshalb im Hervorbringen und Erhalten. Gott ist nicht ein Gott der Toten. Er würde nicht imstande sein, zu zerstören und übles zu thun, ohne sich selbst zu schaden. Wem alle Macht zu Gebote steht, kann nur wollen, was gut ist. Folglich muß das allgütige Wesen, weil es allmächtig ist, auch zugleich allgerecht sein, sonst würde es mit sich selbst in Widerspruch treten; denn der Vorgang der Liebe zur Ordnung, welcher die Ordnung erzeugt, wird Güte, derjenige dagegen, welcher die Ordnung erhält, Gerechtigkeit genannt.

Nachdem ich Gott auf diese Weise betrachtet und diejenigen seiner Eigenschaften studiert habe, deren Kenntnis für mich von Wichtigkeit war, ist es mir gelungen, die anfangs unvollkommene und beschränkte Vorstellung, welche ich mir von diesem unendlichen Wesen gebildet hatte, stufenweise zu erweitern und zu vervollkommnen. Je mehr ich mich im Geiste dem ewigen Lichte nähere, desto mehr blendet und verwirrt mich sein Glanz. Ich sehe mich genötigt, alle irdischen Begriffe fahren zu lassen, die es mir bisher erst möglich gemacht hatten, mir eine Vorstellung von ihm zu bilden. Nun verliert Gott für mich alles Körperliche und Sinnliche.

Ob Er die Materie, die Körper, die Geister, die Welt erschaffen hat, ist mir unbekannt. Der Begriff: Schöpfung verwirrt mich und übersteigt meine Fassungskraft. Ich glaube sie, soviel mir daran begreiflich ist. Indessen weiß ich, daß Er das Weltall und alles Seiende geschaffen hat, alles ordnete. Gott ist unzweifelhaft *ewig*. Ist aber mein Geist imstande den Begriff der Ewigkeit zu

fassen? Soviel verstehe ich, daß Er war, ehe noch die Dinge waren, daß Er sein wird, solange sie fortdauern werden, und daß Er selbst dann noch sein wird, wenn dereinst alles aufhören sollte.

Je mehr ich mich bemühe, mich zum Anschauen seines unendlichen Wesens zu erheben, desto weniger vermag ich es zu begreifen. Es ist, das für mich genügend. Je weniger ich es begreife, desto mehr bete ich es an. In Demut spreche ich zu ihm: „Wesen aller Wesen, ich bin weil Du bist. Wenn meine Gedanken unaufhörlich bei Dir weilen, so erhebe ich mich zu Dir, dem Urquell meines Daseins. Von meiner Vernunft mache ich nur einen würdigen Gebrauch, wenn ich sie vor Dir schweigen lasse, und wenn meine Schwachheit sich vor Dir überwältigt fühlt."

Nachdem ich auf diese Weise zu einer Erkenntnis der Hauptwahrheiten gelangt bin, bleibt mir noch übrig, die Grundsätze zu untersuchen, welche ich für meinen Lebenswandel daraus abzuleiten habe, welchen Vorschriften ich folgen muß, um meine Bestimmung nach den Absichten dessen zu erfüllen, der mir meinen Platz auf Erden angewiesen hat. Diese Regeln entlehne ich nicht den Lehren einer erhabenen Philosophie. Ich finde sie mit unvergänglichen Zügen auf dem Grund meines Herzens eingegraben. Der beste aller Gewissensräte ist das Gewissen selbst. Wie die Leidenschaften der Widerhall der sinnlichen Natur sind, so ist das Gewissen die Stimme der Seele. Ist es erstaunlich, daß diese beiden Stimmen oft in Widerspruch zu einander stehen? Welcher von ihnen soll man Gehör geben? Die Vernunft täuscht uns nur zu oft, das Gewissen niemals. Es ist der wahre Führer auf dem Lebenswege. Man spricht von der Stimme des Gewissens, welche im geheimen verborgene Verbrechen straft und oft an ihnen zur Verräterin wird. Wer hätte diese nicht zu beschwichtigende Stimme nicht oft vernommen? Man spricht aus Erfahrung und möchte gern dieses tyrannische Gefühl, das uns so peinigt, zum Schweigen bringen, denn ein schlechter Mensch fürchtet sich vor sich selbst. Er sucht sich selbst zu entfliehen und erst, wenn er aus sich selbst heraustritt, verläßt ihn der quälende Bann. Die Freudigkeit des Gerechten dagegen ist innerlich. Sein Lachen verrät nicht Schlechtigkeit; es ist

der Ausdruck der Freude, deren Quelle in seinem Innern liegt. Ob allein oder im Kreise andrer, stets wird ihn eine gleichmäßig heitere Stimmung erfüllen. Er schöpft diese nicht aus denjenigen, mit welchen er in Berührung kommt, sondern die andern stehen unter dem Einfluß der seinigen.

Und so lehrt auch die Geschichte, daß trotz aller Verschiedenheit der Sitten und Charaktere sich überall dieselben Vorstellungen von Gerechtigkeit und Redlichkeit, die nämlichen Grundsätze und Begriffe über Gut und Böse gebildet haben. Folglich liegt in der Seele ein angeborner Trieb der Gerechtigkeit und Tugend, nach welchem wir unsre Handlungen und auch die Handlungen andrer als gut oder böse beurteilen und diesen ursprünglichen Trieb nenne ich „Gewissen".

Die Thätigkeit des Gewissens äußert sich nicht im Urteilen, sondern im Fühlen. Unsre Vorstellungen werden durch äußere Eindrücke gebildet; die Empfindungen und das Gefühl, das denselben erst ihren eigentlichen Wert verleiht, liegt in uns selbst. Nur durch sie erkennen wir die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung zwischen uns und den Dingen, welche wir suchen oder fliehen müssen.

Ein Dasein haben, heißt Empfinden. Welches auch der Ursprung unsers Daseins ist, so ist doch für unsre Erhaltung insofern Sorge getragen, daß wir mit Empfindungen begabt wurden, von denen man wenigstens wird behaupten können, daß dieselben angeboren sind. Soweit diese den Menschen persönlich betreffen, sind sie: Liebe zu sich selbst, Furcht vor dem Schmerz und Grauen vor dem Tode, sowie ein Verlangen nach Wohlbefinden. Wenn aber, was nicht zu bezweifeln ist, der Mensch seiner Natur nach ein gesellschaftliches Wesen ist, oder es seiner Bestimmung gemäß werden soll, so können ihm auch andre angeborne Empfindungen nicht fehlen, die sich auf sein Geschlecht beziehen. Folglich haben die Entscheidungen, welche das Gewissen mittelst des Gefühls trifft, ihren Ursprung zugleich in dem Sittengesetz, welches durch die doppelte Beziehung des Menschen zu sich selbst und zu seinen Nebenmenschen gebildet wird. Das Gute erkennen, heißt noch nicht, dasselbe lieben; der Mensch besitzt *von Natur* keine Kenntnis desselben. Erst mit Hilfe der Vernunft

treibt ihn das Gewissen an, es zu lieben. Dies Gefühl aber gehört zu den uns angebornen.

Gewissen! Gewissen! du göttlicher Trieb, ewige himmlische Stimme! du zuverlässiger Führer eines zwar unwissenden und beschränkten Wesens, das aber vernunftbegabt und denkend, zugleich frei ist. Du unfehlbarer Richter über Gut und Böse! du verleihst dem Menschen Gottähnlichkeit! Dir hat er die Vollkommenheit seiner Natur, die Sittlichkeit seines Handelns zu verdanken. Ohne dich empfinde ich nichts in mir, was mich über das Tier erhebt, als das traurige Vorrecht, infolge eines ungeregelten Verstandes einer Vernunft ohne Grundsätze, von Irrtum in Irrtum zu verfallen. Dennoch genügt es nicht, daß dieser Führer wirklich vorhanden ist; man muß ihn auch anerkennen und ihm zu folgen verstehen. Das Gewissen ist schüchtern. Es liebt, sich in sich selbst zurückzuziehen; es sucht den Frieden. Die Welt und ihr Geräusch schüchtern es ein. Bleibt seine warnende Stimme zu häufig unbeachtet, so verliert es zuletzt den Mut. Es spricht nicht mehr zu uns und antwortet nicht mehr, so daß es nicht weniger Mühe kostet, es wieder zum Reden zu bringen, als es verursachte, ihm Schweigen zu gebieten."

Der wackere Geistliche hatte mit Leidenschaft gesprochen. Er war bewegt, ebenso wie ich es war. Mir war, als hörte ich den göttlichen Orpheus seine ersten Hymnen singen und die Menschen in der Anbetung der Gottheit unterrichten. Trotzdem erkannte ich, wie viele Einwände sich gegen ihn aufstellen ließen. Ich erhob jedoch keinen einzigen, denn meine innerste Überzeugung stand auf seiner Seite. Je mehr ich mich überzeugte, daß er bei seinen Mitteilungen sich nur von seinem Gewissen hatte leiten lassen, desto mehr schien auch mein Gewissen mir seine Worte zu bestätigen. Dann fuhr er fort: „Es ist Ihnen bekannt, daß ich nach längerm Kirchenbann, durch Vermittlung des Herrn von Mellarode, endlich die Erlaubnis erhielt, mein Amt wieder auszuüben, um mein Leben fristen zu können. Früher las ich die Messe mit jener Gleichgültigkeit, die uns mit der Zeit auch für ernste Handlungen erfüllt, sobald man sie regelmäßig wiederholt. Jetzt erfüllt mich das Hochamt mit weit höherer Ehrfurcht. Ich fühle mich von der Erhabenheit Gottes

durchdrungen. Ich bin überzeugt von seiner Allgegenwart, von der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes, der nur in geringem Maße das fassen kann, was sich auf seinen Schöpfer bezieht. In dem Bewußtsein, daß ich ihm in einer vorgeschriebenen Form die Gelübde der Gemeinde darbringe, halte ich alle Gebräuche mit großer Strenge inne. Ich lese mit Aufmerksamkeit und bemühe mich, nie das geringste Wort oder die geringste heilige Handlung zu übersehen. Ehe die Weihe der Hostie beginnt, sammele ich mich erst, um sie mit derjenigen Andacht vornehmen zu können, welche die Kirche und Heiligkeit des Sakraments gebieten. Ich sage mir: wer bist du, daß du dich unterfangen kannst, die unendliche Macht zu ermessen? Voller Ehrfurcht spreche ich dann die Einsetzungsworte; an ihre Wirkung knüpfe ich allen Glauben, der in meinem Herzen wohnt.

Lange habe ich sehnlich gewünscht, Pfarrer zu werden, ohne meine Hoffnung erfüllt zu sehen. Ich kann mir keinen schönern Beruf, als den eines Pfarrers denken. Ein guter Pfarrer ist ein Diener der Güte, wie eine gute Obrigkeit eine Dienerin der Gerechtigkeit ist. Ein Pfarrer hat nie etwas Böses zu thun. Vermag er das Gute auch nicht immer selbst zu schaffen, so wird er doch keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, dazu aufzufordern, und versteht er sich Achtung zu gewinnen, so setzt er es auch oft durch. Ach, wie glücklich wäre ich, wenn mir je die Verwesung einer armen Pfarrei bei guten Leuten in unserm Gebirge übertragen würde; ich glaube, daß dies zum Glück meiner Pfarrkinder ausfiele. Reichtum würde ich ihnen zwar nicht verleihen können, aber ich teilte mit ihnen ihre Armut. Bei meinen Auslegungen würde ich mich weniger an den Geist der Kirche, als den Geist des Evangeliums halten. Seine Lehre ist einfach, seine Sittengebote sind erhaben; sein Inhalt macht uns nur mit wenigen religiösen Gebräuchen, aber dafür mit desto mehr Werken der Liebe bekannt. Ehe ich sie lehrte, was man thun müsse, würde ich mich bemühen, es ihnen an meinem Beispiele zu zeigen, damit sie zur Einsicht gelangten, daß meine Werke mit meinen Worten in Einklang ständen. Lebten in meiner Nachbarschaft oder Parochie Protestanten, so würde ich bei *allen Werken* der christlichen Barmherzigkeit zwischen ihnen und

meinen wirklichen Pfarrkindern keinen Unterschied machen. Ohne Unterschied hielte ich sie an, sich untereinander zu lieben, sich als Brüder zu betrachten, alle Religionen zu achten und jeder in der seinigen in Frieden zu leben.

Ich habe Ihnen, mein junger Freund, mein Glaubensbekenntnis mündlich so abgelegt, wie es Gott in meinem Herzen liest. Sie sind der erste, den ich in mein Herz habe blicken lassen. Sie werden vielleicht auch der einzige bleiben.

Sie stehen jetzt in dem entscheidenden Alter, in welchem sich der Geist öffnet, um endlich Gewißheit zu erlangen, in welchem das Herz seine Form und seinen Charakter erhält, und man sich für das ganze Leben, sei es zum Guten oder zum Bösen entscheidet. Später ist unser Wesen bereits härter geworden; neue Eindrücke lassen keine Spuren mehr zurück. Jetzt tritt an Sie die Aufgabe zu urteilen heran. Sie haben sich Zeit genommen. Diese Vorsicht ist weise und flößt mir eine gute Meinung von Ihnen ein. Lassen Sie es Ihre erste Aufgabe sein, Ihr Gewissen in denjenigen Zustand zu versetzen, in welchem es sich nach Aufklärung sehnt. Seien Sie aufrichtig gegen sich selbst. Erhalten Sie Ihre Seele beständig in dem Zustande, daß sie wünscht, daß Gott ist; dann wird nie ein Zweifel an seinem Dasein in Ihrer Seele aufsteigen. Seien Sie dessen eingedenk, daß ein rechtschaffenes Herz der wahre Tempel Gottes ist und es in jedem Lande und in jeder Religion als die Summe des Gesetzes gilt, *Gott über alles und seinen Nächsten als sich selbst zu lieben*. Es giebt auch keine Religion, die von den Pflichten des Sittengesetzes entbindet. Diese machen das eigentliche Wesen der Religion aus. Weiter aber vergessen Sie nicht, daß der innere Gottesdienst die erste aller Pflichten ist, ebenso daß es ohne Glauben keine wahrhafte Tugend giebt. Seien Sie deshalb aufrichtig und wahr, ohne Stolz. Lernen Sie die Kunst, auch einmal etwas *nicht* zu wissen; dann werden Sie weder sich noch andre täuschen. Entfernen Sie sich nie von dem Wege der Wahrheit oder von dem, was Ihnen in der Einfalt Ihres Herzens als Wahrheit erscheinen wird, sei es aus Eitelkeit oder aus Schwäche. Bekennen Sie Gott auch dreist vor den Philosophen. Predigen Sie ohne

Rücksicht die Menschenliebe. Vielleicht werden Sie Ihre Überzeugung allein vertreten müssen; aber das Zeugnis, das Sie in sich tragen, wird Ihnen das der Menschen ersetzen. Sagen Sie, was wahr ist, thun Sie, was gut ist. Nur darauf kommt es an, daß der Mensch hienieden seine Pflicht erfüllt; am besten arbeitet man für sich, wenn man sich selbst vergißt. Das Sonderinteresse allein verleitet uns zu Täuschungen; die Hoffnung des Gerechten täuscht niemals."

Ich habe diese Mitteilungen hier eingefügt, nicht um eine Richtschnur zu geben, wie das religiöse Gefühl zu wecken ist, sondern als Beispiel vielmehr, wie man den Zögling zum Nachdenken über diesen Gegenstand anregen kann, ohne von der von mir aufgestellten Methode abzuweichen. Wir arbeiten in Übereinstimmung mit der Natur. Während sie die Bildung des natürlichen Menschen übernimmt, suchen wir den sittlichen Menschen zu bilden.

Wieviel neue Mittel bieten sich jetzt, um zu seinem Herzen zu reden, sobald wir an diesem Ausgangspunkt angelangt sind. Jetzt erst beginnt für Emil das wahre Interesse, gut zu sein und das Gute auch unbeobachtet von den Blicken der Menschen auszuüben. Ohne unter dem Zwang der Gesetze zu stehen, aber in Übereinstimmung seines Willens mit dem göttlichen, wünscht er gerecht zu sein und seine Pflicht zu erfüllen, sollte es auch sein Leben kosten. In seinem Herzen wird er die Tugend nicht allein aus Liebe zur Ordnung pflegen, sondern aus Liebe zu dem Urheber seines Daseins. Dann endlich wird es ihm vergönnt sein, ein dauerndes Glück zu genießen, ein Glück, welches in der Ruhe eines guten Gewissens wurzelt und ihm ein Aufgehen in einem höhern Wesen, in einem andern Leben in Aussicht stellt, sobald er sein Leben hienieden gut angewendet hat. Vergleiche ich nun nach dieser Richtung meinen Zögling mit dem eurigen, so entdecke ich kaum etwas Gemeinsames. Da seine Kindheit in aller Freiheit, welche Kinder genießen, verfloß, so beginnt er in seiner Jugend *sich selbst* den Gesetzen zu fügen, denen eure Zöglinge bereits in der Kindheit sich unterordnen mußten. Denn Emil sucht seine Ehre darin, ein Mann zu werden und sich freiwillig dem Zwange der erwachenden Vernunft zu unterwerfen. Sein völlig ausgebildeter Körper verlangt

nicht mehr nach den gewohnten Bewegungen und beginnt von selbst damit einzuhalten, während sein erst halb entwickelter Geist seine Schwingen regt. So gestaltet sich das Alter der Vernunft für die einen zu einer Zeit der Ungebundenheit, für diesen zu dem Alter des Nachdenkens.

Wollt ihr erfahren, welcher von diesen Jünglingen hierin der Natur am nächsten kommt, so betrachtet die Unterschiede zwischen denjenigen, welche sich mehr oder minder von derselben entfernt haben. Beobachtet die jungen Leute auf dem Lande und seht, ob sie ebenso ungestüm sind, wie die eurigen. Allein es giebt zwischen jenen noch einen andern Unterschied: Emil hat seine Thätigkeit nicht nur auf das Spiel oder die Ernährung gerichtet, sondern seine Arbeiten und Spiele bezweckten, sein Nachdenken zu fördern. Hat er nun auf diesem Wege sein Ziel erreicht, so ist er auch nicht abgeneigt, die Bahn zu verfolgen, auf welche ich ihn jetzt leiten will. Die Gegenstände, auf welche sein Nachdenken gelenkt werden soll, reizen seine Wißbegierde, weil sie an sich schön und ihm völlig neu sind.

Nur das Neue kann noch anregend wirken. Was man Kindern bietet, kann man mit Erwachsenen nicht besprechen. Auch mein Zögling macht hierin keine Ausnahme. Sobald Emil erwachsen ist, rede ich deshalb mit ihm, wie mit einem Manne.

Denn auch der für die Natur angemessene Zeitpunkt naht und muß kommen. Da der Mensch sterben muß, so muß er sich zur Fortdauer der Gattung und Erhaltung der Weltordnung fortpflanzen. Sobald ihr nach dem erwähnten Zeitpunkt erkennt, daß der kritische Augenblick naht, so gebt bei eurem Zögling sofort und für immer den bisherigen Ton auf. Allerdings ist er noch euer Schüler, aber er ist nicht mehr euer Zögling. Er ist euer Freund; er ist ein Mann. Behandelt ihn als solchen. Ich gebe zu, daß er euch nicht mehr lange Gehör schenken würde, wenn ihr seinen aufkeimenden Begierden entgegentreten und seine neu erwachenden Bedürfnisse als Verbrechen behandeln wolltet. Ihr dürft deshalb nie vergessen, daß ihr nur Diener der Natur seid; in diesem Falle werdet ihr ihm nicht feindlich gegenübertreten.

Allein, wofür soll man sich entscheiden? Man wird nur vor die Wahl gestellt, seine Neigungen entweder zu begünstigen oder zu bekämpfen, sein Tyrann oder sein willfähriger Diener zu werden. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, ist das beste Mittel, ihn so früh wie möglich zu verheiraten. Es ist unstreitig der sichere und naturgemäßere Weg; aber ich zweifle, ob er ebenso gut, wie nützlich ist. Denn es giebt zwischen den Rechten der Natur und den gesellschaftlichen Gesetzen soviel Widersprüche, daß man fortwährend ausweichen und Winkelzüge machen muß, um die Widersprüche auszugleichen. Es bedarf großer Kunst, um die Menschen unsrer heutigen Gesellschaft vor Verkünstelung zu bewahren. Aus obigen Gründen glaube ich dennoch, daß man die Unbekanntschaft mit den Begierden und die Reinheit der Sinne wenigstens bis zum zwanzigsten Jahre zu erhalten vermag.

Erwäge ich nun, daß die Natur nie einen Zeitpunkt so bestimmt erkennen läßt, daß sein Eintritt nicht beschleunigt oder verzögert werden kann, so glaube ich, ohne ihre Gesetze zu verletzen, annehmen zu dürfen, daß meine Sorgfalt Emil in seiner ursprünglichen Unschuld bewahrt hat. Ich verkenne aber nicht, daß dieser glückliche Lebensabschnitt seinem Ende naht. Ungeachtet meiner Wachsamkeit wird er mir gelegentlich entschlüpfen und von beständig wachsenden Gefahren umringt sein. Um ihn vor den Überraschungen möglicher Irrtümer zu bewahren, bleibt mir nur ein Mittel: ihm offen die ihn umgebenden Gefahren aufzudecken und ihn für seine Handlungen selbst verantwortlich zu machen. Diese Unterweisung ist deshalb notwendig, weil er lernt, alle Dinge von einem höhern Gesichtspunkte aus zu betrachten.

Dies ist endlich der rechte Augenblick, um ihm gleichsam Rechenschaft über die Verwendung seiner und meiner Zeit abzulegen. Ich werde ihm nicht nur unser bisheriges gegenseitiges Verhältnis, sondern seine moralischen Verhältnisse erklären, sowie alle seine Verpflichtungen, die er eingegangen ist und die andre ihm gegenüber übernommen haben. Ich werde ihm den Höhepunkt nachweisen, den die Entwicklung seiner Fähigkeiten genommen, ihn auf die Schwierigkeiten lenken, die sich ihm auf seinem Lebenswege bieten,

sowie ihm die Gründe vorführen, welche ihn bestimmen müssen, mit aller Aufmerksamkeit über sich zu wachen, ehe er seinen Gelüsten nachgiebt.

Solange Emil noch fortfährt, mir freimütig sein Herz auszuschütten, und das, was er fühlt, freudig auszusprechen, ist nichts für ihn zu fürchten. Sobald er jedoch schüchtern und zurückhaltend wird, sobald mir in seinen Unterhaltungen die erste Verlegenheit auffällt, ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Wenn ich mich nicht beeile, ihn selbst zu unterrichten, so wird er bald wider meinen Willen unterrichtet sein. Es handelt sich dabei weder um eine gelegentliche Besprechung, noch um eindringliche Reden. Lange Reden bleiben vielfach durch Schuld der Lehrer ohne Wirkung. Nein! wie ein Nachtwandler schlummernd am Rande eines Abgrunds hinschreitet, in den er hinabstürzt, wenn er plötzlich geweckt würde, so entgeht auch mein Emil im Schlafe der Unwissenheit Gefahren, die er bis jetzt nicht wahrnimmt. Unser nächstes Bestreben soll darauf gerichtet sein, ihn vom Abgrunde zu entfernen. Dann dürfen wir ihn wecken und ihm denselben von ferne zeigen.

Lesen, Einsamkeit und Müßiggang, verweichlichende und sitzende Lebensweise, Gesellschaft von Frauen und jungen Leuten sind gefährliche Pfade. Für sein Alter sind sie bedenklich. Indem ich seine Sinne auf andere Gegenstände lenke und seinen Lebensgeistern eine andre Richtung vorschreibe, leite ich sie von der eingeschlagenen Bahn ab. Seine Einbildungskraft, welche ihn durch ihre Lebhaftigkeit fortreißen würde, zügele ich, indem ich seinen Körper in anstrengenden Arbeiten übe. Wo die Arme arbeiten, wird die Thätigkeit der Phantasie beschränkt. Ist der Körper müde, so erwärmt das Gemüt sich nicht. Eine zuverlässige und leichte Vorsichtsmaßregel ist deshalb, ihn der örtlichen Gefahr zu entziehen. Aus diesem Grunde entferne ich ihn zunächst aus der Stadt und befreie ihn von den Gegenständen, die ihn in Versuchung führen können. Allein auch das ist ungenügend, denn sobald man nicht die Erinnerung an die gefährlichen Gegenstände tilgen kann, hat eine Entfernung allein keinen Zweck. Wenn ich ihn nicht von allem lösen, ja sogar von sich selbst ablenken kann, so wäre es besser, er bliebe an dem Orte, wo er ist.

Emil versteht ein Handwerk; aber hier bietet es uns keinen Rückhalt. Er liebt und kennt die Landwirtschaft. Auch der Ackerbau genügt nicht. Alle bereits ihm bekannten Arbeiten werden zu einer rein mechanischen Thätigkeit. Seine Gedanken sind nicht bei der Sache, und Kopf und Arme handeln jeder für sich. Er bedarf daher einer Arbeit, die ihn durch ihre Neuheit interessiert, ihn in Spannung hält, ihn ganz in Anspruch nimmt und mit körperlicher Bewegung verbunden ist; kurz eine Thätigkeit, in der er ganz aufgeht. Die einzige Beschäftigung, welche diese Bedingungen in sich vereinigt, erscheint mir die Jagd. Emil besitzt alle Fähigkeiten eines tüchtigen Jägers. Er ist kräftig, geschickt, geduldig, unermüdlich. So ist es unausbleiblich, daß er an dieser Beschäftigung Gefallen findet. Allen Feuereifer seines Alters wird er dabei einsetzen und wenigstens eine Zeitlang den gefährlichen Neigungen entgehen, welche durch Verweichlichung erzeugt werden.

Die Jagd härtet Leib und Seele gleichmäßig ab. Dennoch möchte ich nicht, daß Emil seine Jugendzeit ausschließlich mit Erlegung des Wildes hinbringt. Mir genügt, daß sie dazu dient, gefährliche Leidenschaften zurückzudrängen, und Emil mich kaltblütig anhört, sowie mir Zeit zu Auseinandersetzungen läßt, ohne daß er sich aufregt.

Es giebt im menschlichen Leben Zeitabschnitte, welche geeignet sind, einen unvergeßlichen Eindruck zu hinterlassen. Eine solche ist für Emil die Zeit der Unterweisung, von welcher ich eben sprach. Sie soll auf sein ganzes übriges Leben Einfluß gewinnen. — Es gehört zu den Irrtümern unsers Zeitalters, sich nur der reinen Vernunft zu bedienen, als wenn die Menschen nur aus Geist beständen. Man vernachlässigt die Zeichensprache, welche so eindringlich zur Phantasie redet und verliert damit ein nachdrückliches Mittel der Sprache. Der Eindruck, welchen das Wort erzeugt, ist schwach. Man spricht durch die Augen weit besser zum Herzen, als durch die Ohren. Auch die Alten erzielten die Erfolge ihrer Beredtsamkeit weniger durch schöne wohlgegliederte Reden. Der lebendigste Eindruck wurde nicht durch Worte, sondern durch Zeichen erzielt. Man sprach nicht, sondern bediente sich eines sichtbaren Ausdrucks.

Ein Gegenstand, welchen man vor Augen stellt, erregt die Neugier und versetzt den Geist in Spannung in Bezug auf das, was man aussprechen will. Oft spricht der Gegenstand schon allein für sich. Versucht deshalb niemals, die Jugend durch Gründe zu überreden. Gebt der Vernunft greifbare Gestalt, wenn ihr sie einem Jüngling begreiflich machen wollt. Die Sprache des Verstandes selbst wird er erst vernehmen, wenn sie ihren Weg durch das Herz nimmt. Kalte Vernunftschlüsse können wohl unsre Ansichten, nicht aber unsre Handlungen bestimmen.

Aus diesem Grunde werde ich Emil nicht ungeschickterweise plötzlich auf seinem Zimmer eine lange Rede über den Gegenstand halten, über den ich ihn belehren will. Vielmehr beginne ich damit, seine Einbildungskraft in Thätigkeit zu versetzen. Ort, Zeit und Umstände werde ich wählen, wie sie für den beabsichtigten Eindruck günstig sind. Als Zuschauer unsrer Unterredung werde ich gleichsam die ganze Natur herbeirufen; als Zeugen für die Wahrheit meiner Rede das ewige Wesen anrufen und dasselbe als Richter zwischen uns aufstellen. In meine Blicke, meinen Ton, meine Gebärden lege ich jenes Feuer der Begeisterung, mit welchem ich ihn erfüllen möchte. Da ich von der Heiligkeit meiner Pflichten durchdrungen bin, so werden ihm auch die seinigen ehrwürdig erscheinen. Die Stärke meiner Beweisgründe muß ich allerdings durch Bilder und bildliche Ausdrücke lebendig machen, dagegen lange und weitschweifige Grundsätze vermeiden. Mein volles Herz wird von Gefühlen überströmen und nie genug gesagt haben, selbst wenn die Vernunft schulmeisterlich redet. Deshalb werde ich ihn unter Thränen der Rührung in meine Arme schließen und ihm sagen: „Du bist mein Reichtum, mein Kind; du bist mein Werk. Von deinem Glücke erwarte ich das meinige. Wenn du meine Hoffnungen täuschest, so raubst du mir zwanzig Jahre meines Lebens und wirst das Unglück meiner alten Tage.“ — Auf diese Weise verschafft man sich bei einem jungen Manne Gehör und vermag die Erinnerung an das Gesagte seinem Herzen tief einzuprägen.

Es giebt keine Sprache, in welcher es schwieriger wäre sittlich rein zu sprechen, als die französische. Da der Leser stets eine größere

Geschicklichkeit besitzt, einen unkeuschen Sinn herauszufinden, als der Schriftsteller, denselben von seinen Werken fern zu halten, so nimmt der Leser von allem Anstoß und Ärgernis. Wie sollten nun solche Dinge, die durch unreine Ohren hindurchgehen, nicht etwas von der Unreinigkeit derselben annehmen? Ein Volk mit reinen Sitten besitzt aber für alle Dinge auch angemessene Ausdrücke. Diese sind stets schicklich, sobald sie in geziemender Weise angewendet werden. Es giebt keine sittsamere Sprache, als die Sprache der Bibel und zwar aus dem Grunde, weil hier alles mit ungekünstelter Natürlichkeit ausgesprochen wird. In allen Betrachtungen über Sittlichkeit dürften deshalb auch Betrachtungen über die Reinheit der Rede und die falsche Feinheit des Lasters vorteilhaft ihren Platz finden. Denn zugleich mit dem Ausdruck der Ehrbarkeit soll man auch den Ausdruck des Anstands lernen. Bei dieser Gelegenheit muß auch die Grundlage zu den Pflichten einer unwandelbaren Treue und Keuschheit gelegt werden. Die Ehe darf nicht als die angenehmste aller Verbindungen geschildert werden, sondern als der heiligste und unverletzlichste aller Verträge. Nachdrücklich weise man auf alle Gründe hin, welche ein so geheiligtes Band allen Menschen verehrungswürdig machen und diejenigen mit Haß und Verachtung verfolgen, die es zu entheiligen wagen.

Vorausgesetzt, daß ich mit Emil so zu sprechen vermag, wie es den Umständen und seinem vorgerückten Alter entspricht, so zweifele ich nicht, daß er sich auch jetzt meiner Obhut anvertrauen, ja mich sogar bitten wird, sich freiwillig meiner Autorität unterordnen zu dürfen. Ist diese aber gefestigt, so soll meine Hauptsorge sein, die Notwendigkeit fern zu halten, mich derselben zu bedienen. Ich werde nichts unversucht lassen, sein Vertrauen mehr und mehr zu festigen und mich zum Vertrauten seines Herzens, zum Herrn seiner Vergnügungen zu machen. Anstatt den Neigungen seines Alters entgegen zu treten, werde ich dieselben vielmehr zu Rat ziehen, um ihnen Einhalt zu thun. Denn Emil ist nicht dazu geschaffen, um in der Welt allein zu leben. Er ist ein Glied der Gesellschaft und hat Pflichten gegen dieselbe. Bestimmt in der Gemeinschaft der *Menschen* zu leben, muß er sie auch kennen. Bis jetzt kennt er den

Menschen nur im allgemeinen. Es erübrigt noch, daß er ihn noch als Person kennen lernt. Er weiß wohl, was man in der Welt *thut*; jetzt heißt es, zu erfahren, wie man in ihr *lebt*. Die Zeit ist gekommen, ihm die Außenseite der großen Schaubühne zu zeigen, deren Spiel er kennt, wenngleich es ihm bisher verborgen war.

Die eine Altersstufe ist besonders zum Studium der Wissenschaften geeignet; eine andre, um Weltkenntnis zu erwerben. Wer diese Kenntnis zu jung erwirbt, folgt derselben sein ganzes Leben hindurch ohne Wahl und Überlegung, und obschon voller Selbstgefühl, doch ohne jemals recht zu wissen, was er thut. Wer sich dieselbe aber, mit gleichzeitiger Erkenntnis ihrer Gründe aneignet, folgt derselben mit größerer Einsicht und folglich auch mit größerer Sicherheit und mehr Takt. So verhält es sich auch mit einem jungen Manne, den ihr in seinem zwanzigsten Jahre in die Welt einführt. Bei verständiger Leitung wird er nach einem Jahre liebenswürdiger sein und feinere Lebensart besitzen, als derjenige, welcher von klein auf dazu erzogen wurde. Der *eine* Jüngling ist fähig, die Gründe für sein Benehmen einzusehen und dasselbe auf Principien zurückzuführen, ja es selbst auf unvorhergesehene Fälle anzuwenden. Dem andern dient nur seine Gewandtheit zur Richtschnur. Er gerät in Verlegenheit, sobald er genötigt ist, davon abzuweichen. Allerdings ist es nicht rätlich, mit dieser Gewöhnung zu lange zu warten. Wer seine Jugendzeit abseits der großen Welt verlebt, steht in Gefahr, lebenslang ein verlegenes und gezwungenes Wesen zur Schau zu tragen. Selten steht ihm zu gelegener Zeit das rechte Wort zu Gebote. Er ist unfähig, die zur Gewohnheit gewordenen schwerfälligen und unbeholfenen Manieren abzulegen, und sein Benehmen sie zu ändern, macht ihn noch lächerlicher.

Wenn meine Methode sich auch nur an *einem* Gegenstande bewährt, aber alle verschiedenen Seiten desselben berücksichtigt, wenn sie *einem* Übelstande vorbeugt und einem *andern* abhilft, dann ist sie meines Erachtens gut, und der rechte Weg ist eingeschlagen. Diesen Beweis liefert das Auskunftsmittel, welches sich mir im gegenwärtigen Falle darbietet. Sobald ich meinem Schüler gegenüber

kalt und ſtreng auftrete, ſo verliere ich ſein Vertrauen. Er wird ſich von mir zurückziehen. Bin ich zu willfährig und nachgiebig oder drücke gar die Augen zu, ſo nützt es ihm nichts, daß er unter meiner Obhut ſteht. Ich würde ſeine Unordnung nur begünſtigen und ſein Gewiſſen auf Koſten des meinigen erleichtern. Das wäre alſo ausgeſchloſſen. Mein Ausweg aber hebt alle jene Übelſtände auf. „Dein Herz“, ſage ich zu dem Jüngling, „bedarf einer Gefährtin. Laß uns eine ſuchen, die für dich paßt. Vielleicht iſt ſie nicht ſo leicht aufzufinden; das wahre Verdienſt iſt ſehr ſelten. Indes wollen wir uns weder übereilen, noch abſchrecken laſſen.“ Mit dieſer für ihn ſchmeichelhaften Abſicht führe ich ihn in die Welt ein. Fragt euch ſelbſt, ob es mir gelingen wird, mir durch die Schilderung einer Geliebten Gehör zu verſchaffen, ob es möglich iſt Vorzüge, die er ſchätzen muß, ihm lieb und angenehm erſcheinen zu laſſen, ob ich ſeine Gefühle auf das zu richten verſtehe, was er ſuchen oder meiden ſoll? Ich müßte denkbar ungeſchickt ſein, wenn ich nicht ſchon im voraus ihm eine Neigung einzuflößen verſtände, ohne daß er wüßte für wen. Was thut es, wenn die geſchilderte Perſon nur ein Weſen meiner Einbildungskraft iſt? Es genügt, ihn mit Abneigung gegen diejenigen zu erfüllen, welche ihm verführeriſch erſcheinen könnten. Dennoch würde ich es nicht billigen, wenn man einen jungen Menſchen täuſchte und ihm ein Muſter von Vollkommenheit ſchilderte, das nirgends zu finden iſt. Dagegen möchte ich die Unvollkommenheiten einer Geliebten ſo vorſichtig darſtellen, daß ſie nur dazu dienen, ſeine eignen Fehler zu beſſern. Um aber dieſem Phantaſieweſen den Schein größerer Wahrheit zu geben, würde ich ihm lächelnd ſagen: „Laß uns deiner künftigen Geliebten den Namen Sophie beilegen; es iſt ein Name von guter Vorbedeutung. Selbſt wenn das Mädchen deiner Wahl denſelben einſt nicht führen ſollte, ſo wird ſie desſelben doch würdig ſein.“ Sind die Züge, die man ihm vor Augen führen will, gut gezeichnet, ſo iſt das übrige nach den vorangegangenen ausführlichen Schilderungen leicht. Er kann ohne Gefahr in die Geſellſchaft eingeführt werden.

In der Geſellſchaft aber iſt ein junger Mann nicht vor der *Sinnlichkeit*, ſondern vor der Eitelkeit zu ſchützen. Er läßt ſich

ehr von den Neigungen andrer fortreißen, als von seinen eignen, enn Eigenliebe bringt mehr Wüstlinge hervor, als wahre Liebe.

Beobachten wir Emil von nun an, wie er sich bei seinem Ein-:itt in die Welt bewegt. Er beabsichtigt nicht, darin zu glänzen, ondern nur den Schauplatz kennen zu lernen und eine seiner würdige Gefährtin dort zu finden. Welcher Stand meinem Zögling durch ein Auftreten angewiesen wird und in welchen Gesellschaftskreis er uch eingeführt werden mag, so wird sein erstes Auftreten immer nspruchslos sein. Besondere, auf den ersten Blick bestechende Eigen-haften, fehlen ihm. In der Art seines Auftretens liegt weder Be-heidenheit, noch augenfälliger Hochmut. Er giebt sich nur natürlich nd wahr, und inmitten eines größern Kreises ist er nicht anders, ls wenn er allein und ohne Zeugen ist. Wo ihm die anmutige orm der Höflichkeit fehlt, wird sie durch die Pflege allgemeiner Menschenliebe ersetzt. Es wird ihm schwer, jemanden leiden zu hen; trotzdem wird er nie einem andern seinen Platz um des Scheins willen anbieten. Nur aus Herzensgüte würde er denselben btreten, sobald er wahrnimmt, daß dieser zurückgesetzt ist und eine Vernachlässigung ihn verletzt. Emil wird weniger darunter leiden, reiwillig zu stehen, als zuzuschauen, daß ein andrer gezwungen steht. Emil ist weder streitsüchtig noch rechthaberisch, weder kriechend noch chmeichelnd. Seine Ansichten spricht er aus, ohne diejenigen andrer u bekämpfen, weil er die Freiheit über alles liebt und Freimut hm als eins der vorzüglichsten Rechte gilt. Indessen spricht er berhaupt wenig, weil es ihm gleichgültig ist, daß man sich mit ihm eschäftigt. Aus demselben Grunde redet er nichts Unnützes. Er it zu gebildet, um ein Schwätzer zu werden. Wer genügende Einsicht esitzt, um den Wert jedes Dinges richtig abzuschätzen, spricht nie-mals zu viel. Im allgemeinen reden wenig gebildete Leute sehr iel. Der Gebildete öffnet den Schatz seines Wissens nicht leicht nd schweigt. Er hätte zu viel mitzuteilen und sieht ein, daß immer och viel mehr zu sagen übrig bleibt. Wenn er zurückhaltend ist, o geschieht es nicht aus Verlegenheit, sondern weil man mit seiner Person zurücktreten muß, wenn man gut beobachten will. Da er un beständig gesammelt ist und andre gut beobachtet, so eignet er

sich die gesellschaftlichen Formen mit einer Leichtigkeit an, die einem Anhänger von Vorurteilen fehlen. Man darf behaupten, daß der feine Ton ihm deshalb so angemessen ist, weil er so wenig Wert darauf legt.

Emil liebt die Menschen. Er möchte ihnen gefallen, besonders aber den Frauen gefallen. Alter, Sitten, Lebensplan, alles trägt dazu bei, diesen Wunsch zu nähren. Seine Sitten sind hierbei von größtem Einfluß; Männer von guten Sitten sind die wahren Verehrer der Frauen, denn sie begegnen ihnen mit einer aufrichtigen Freundlichkeit und Aufmerksamkeit, die aus dem Herzen kommt. Zwar wird Emil im Verkehr mit Damen bisweilen verlegen und schüchtern sein; aber seine Verlegenheit wird schwerlich Mißfallen erregen. Verheirateten Frauen gegenüber wird er bescheiden und ehrerbietig, jungen Mädchen offener und entgegenkommender sich zeigen, denn er verliert den Gegenstand seines Suchens nie aus den Augen.

Emil besitzt ein weiches und mitleidiges Herz. Daraus folgt, daß er mehr herzlich, als höflich ist. Freundliche Teilnahme vermag ihn mehr zu rühren, als tausend Lobsprüche. Aus demselben Grunde vernachlässigt er weder sein Benehmen, noch seine Haltung. Auf seine Kleidung verwendet er die nötige Sorgfalt, ohne die Absicht, als ein eleganter Mann zu gelten; er möchte nur seine Gestalt angenehmer machen.

Früher studierte Emil die Menschen nach ihren Leidenschaften in der Geschichte; jetzt lernt er die Menschen nach ihren Gewohnheiten und Neigungen im Leben selbst kennen. Oft bieten sie ihm Gelegenheit, über die Neigungen nnd Abneigungen des menschlichen Herzens nachzudenken. So beginnt er die Ursachen zu erforschen, auf welchen die Grundgesetze des Geschmacks beruhen. Dieses Studium ist diesem Lebensabschnitte besonders angemessen.

Je weiter man zurückgeht, um den Begriff des Geschmacks festzustellen, um so mehr gerät man auf Abwege. Geschmack ist nur die Fähigkeit, über das, was der Mehrzahl gefällt oder mißfällt, zu urteilen. Erst die allgemeine Übereinstimmung der verschiedenen Geschmacksrichtungen bildet den guten Geschmack. Das Wesen des

Geschmacks liegt nur in seiner Richtung auf gleichgültige Dinge. Sie erstreckt sich höchstens auf solche, die des Vergnügens wegen unser Interesse in Anspruch nehmen. Sie richtet sich niemals auf Gegenstände, die unsre Bedürfnisse erfordern. Zur Beurteilung dieser bedarf es weniger des Geschmacks als eines Triebes.

Allen Menschen ist ein gewisser Geschmack als Naturgabe eigen. Er ist aber nicht bei allen gleichmäßig entwickelt. Bei allen ist er aus verschiedenen Ursachen Wandlungen unterworfen. Das Maß des Geschmacks hängt von der Empfänglichkeit ab, mit welcher der Mensch ausgestattet ist. Seine Ausdrucksweise und Ausbildung werden dagegen durch die gesellschaftlichen Kreise bestimmt, in denen man sich bewegt. Alle wahren Vorbilder des guten Geschmacks werden der Natur entlehnt. Nur durch Nachahmung derselben vermag der Mensch in seinen eignen Werken etwas Schönes zu leisten. Je mehr wir uns von dieser Meisterin entfernen, je mehr werden alle Nachbildungen verunstaltet.

Aus dem Verkehr der beiden Geschlechter nimmt der Geschmack seine gute oder schlechte Richtung, und seine Ausbildung ist die notwendige Folge dieses Umgangs. In allen physischen Angelegenheiten und stets da, wo die Sinne eine Entscheidung zu treffen haben, ziehe man den Geschmack der Frauen zu Rate. Beim Rat des Mannes sei in allen Fragen die Sittlichkeit maßgebend.

Diese Betrachtungen denke ich meinen Gesprächen mit Emil zu Grunde zu legen. Sie enthalten den Stoff, der ihm bei seinen Verhältnissen und den Untersuchungen, die ihn in Anspruch nehmen, nicht gleichgültig sein darf. Ich werde mich aber hüten, sein Urteil abzuschleifen, so daß es seinen eignen Charakter verliert. Wenn sein Taktgefühl erst sicher genug ist, um die Geschmacksrichtungen der Menschen zu erkennen und zu vergleichen, werde ich ihn auf einfachere Gegenstände richten, um ihn zu festigen. Um jedoch ihm seinen Geschmack rein zu erhalten, muß ich noch weiter ausholen. In der Unruhe gesellschaftlicher Zerstreuungen werde ich unsre Unterhaltungen sehr behutsam auf nützliche Gegenstände lenken. Ich werde sie immer auf solche Dinge richten, die ihm gefallen. Auch werde ich dafür sorgen, ihm dieselben ebenso belehrend wie angenehm

zu machen. Dies ist auch die Zeit zur Lektüre unterhaltender Bücher, die Zeit, wo er lernen soll, eine Rede zu analysieren und für die Schönheiten des Ausdrucks und der Beredsamkeit empfänglich zu werden. Die Erlernung fremder Sprachen, um ihrer selbst willen, hat wenig Wert; aber das Studium der Sprache leitet auf das Studium der allgemeinen Sprachgesetze. Man muß lateinisch lernen, um das Französische gut zu verstehen. Beide Sprachen muß man studieren, um die Regeln der Redekunst zu begreifen.

Im allgemeinen wird Emil an den Werken der alten Klassiker größern Geschmack finden, als an den unsrigen, denn da die alten Völker von unsrer jetzigen Kultur noch unberührt waren, standen sie der Natur näher und ihr Geistesleben war noch ursprünglicher. Nachdem ich ihn zu den Quellen einer unverfälschten Litteratur geführt habe, zeige ich ihm, wie dieselbe in die Sammelwerke der modernen Zeit, die Zeitschriften, Übersetzungen und Wörterbücher übergegangen ist. Er wirft einen einzigen Blick auf dieselben, um nie wieder darauf zurückzukommen.

Auch in das Theater führe ich Emil. Er soll dort weniger Sitten, als den Geschmack studieren. Das Studium des Theaters hängt mit der Kenntnis der Poesie zusammen. Beide verfolgen gleiche Ziele. Sobald er nur den geringsten Funken einer Neigung für die Dichtkunst besitzt, wird er auch mit Freuden die Sprachen der Dichter: Griechisch, Latein und Italienisch erlernen. Solche Studien werden für ihn nur ein zwangloses Vergnügen sein und ihm um so größern Gewinn bringen. Sie sind köstlich in einem Alter und unter Verhältnissen, wo das Herz für jede Art von Schönheit, die es zu rühren vermag, empfänglich ist.

Meine Bestrebungen, in Emil die Liebe und das Gefühl für das Schöne zu wecken, verfolgen den Zweck, seine Geschmacksrichtung und Neigungen zu festigen, damit seine Begierden nicht ausarten und er die Mittel zu seinem Glücke, anstatt sie auf dem kürzern Wege zu suchen, auf dem weitern, d. h. in seinem Reichtum zu finden glaubt. An andern Orten habe ich schon erwähnt, daß das Wesen des Geschmacks in der Kunst besteht, sich auf Kleinigkeiten zu verstehen. Da nun das Behagen des Lebens wesentlich auf einem

Gewebe von Kleinigkeiten beruht, so ist die demselben gewidmete Sorgfalt nichts weniger als gleichgültig. Durch sie erfahren wir erst, wie unser Leben mit Gütern auszufüllen ist, die für uns erreichbar sind. Ich meine hiermit nicht das sittliche Gut, welches von seelischen Anlagen abhängt, sondern das, welches außerhalb aller Vorurteile und Anschauungen nur dem Genuß und dem Wohlbehagen dient. Man erlaube mir, diesen Gedanken zu entwickeln um einen Augenblick von meinem Emil ganz abzusehen. Dagegen bitte ich, mich selbst als Beispiel zu nehmen, da es bestimmter ist und den sittlichen Anforderungen des Lesers näher liegt.

Es giebt Stände, welche berufen scheinen, die eigentliche Natur des Menschen zu verändern und dieselbe, sei es zum bessern, sei es zum schlechtern, umzuwandeln. Ein feiger Mensch wird tapfer, sobald er in das Regiment Navarra eintritt. Diesen Corpsgeist eignet man sich aber nicht allein unter dem Militär an und seine Wirkungen äußern sich nicht bloß in gutem Sinne. Hätte ich Reichtümer besessen, so wäre ich vielleicht gegen andre unbarmherzig und hart, gegen mich allein rücksichtsvoll und zärtlich gewesen und mein Vermögen hätte nur ein Mittel zu meinen Vergnügungen gebildet. Damit stände ich auf derselben Stufe wie alle andern. In einigen Punkten aber würde ich mich von andern unterscheiden: ich würde ein gewisses Schamgefühl besitzen, um meinen Reichtum zur Schau zu stellen und möchte der Natur so nahe wie möglich bleiben. Ich bin fest überzeugt, daß je mehr sie zu meinen Freuden beiträgt, um so mehr wirklichen Genuß werde ich haben. Ihre Vorbilder würden bei der Wahl von Nachbildungen maßgebend sein. In Sachen des Geschmacks würde ich, bezüglich meiner Neigungen, ihren Rat befragen. Hinsichtlich der Speisen möchte ich denjenigen den Vorzug geben, deren Zubereitung naturgemäß ist, und die durch die wenigsten Hände gehen, um auf unsern Tisch zu gelangen.

In meinem Privatleben, wie im Verkehr mit der Welt möchte ich mir stets gleich bleiben. Mein Vermögen soll überall Behagen verbreiten und niemals das Bewußtsein einer Ungleichheit hervorrufen. Der Flitterschein äußern Glanzes erzeugt tausendfältige Unbequemlichkeiten. Demgemäß würde sich meine Kleidung auch allen

Verhältnissen anpassen müssen. Ohne Ziererei und Änderung an meiner Person möchte ich in der Schenke für einen Mann des Volkes, im königlichen Palast zur guten Gesellschaft gerechnet werden. Da ich auf diese Weise mein Benehmen am besten regeln könnte, so wären mir die Vergnügungen aller Stände zugänglich. Das einzige Band, welches indes meine Gesellschaft verknüpfen darf, müßte in gegenseitiger Zuneigung, in der Übereinstimmung des Geschmacks und der Gleichheit der Charaktere bestehen.

Sollte mich der Reichtum auch noch so sehr verändern, so würde ich mir in einem Punkte sicherlich gleich bleiben: ich würde wenigstens einigen Geschmack, einige Vernunft und einiges Zartgefühl behalten und nur Gefallen an wirklichem Genuß finden. Darum müssen unsre Neigungen auch sich mit den Jahren verändern und es heißt die verschiedenen Lebensalter so wenig wie möglich verschieben. Der Mensch muß zu allen Zeiten er selbst sein und nicht wider die Natur ankämpfen.

Die Leute aus dem Volke kennen keine Langeweile. Ihr Leben verfließt in Thätigkeit. Viele Arbeitstage machen einige Feiertage zum Genuß nnd grade der Wechsel zwischen angestrengter Arbeit und beschränkter Muße giebt den Vergnügungen ihres Standes die rechte Würze. Darum möchte ich auf dem Lande ein Bauer unter Bauern sein. Am Abhange eines freundlichen, schattigen Hügels möchte ich ein kleines Landhaus mit grünen Fensterläden und einem roten Ziegeldach besitzen. Mein Hof müßte ein Hühnerhof, mein Marstall ein Kuhstall sein. Als Garten würde ich einen Gemüsegarten, als Park einen Obstgarten haben. Dort würde ich einen Kreis von Freunden um mich versammeln, die das Vergnügen lieben, Frauen, die auch nach dem Heurechen und dem Korbe der Winzerinnen zu greifen verstehen. Frei von jedem städtischen Wesen sind wir auf dem Lande nur Landleute geworden. Körperbewegung und Thätigkeit werden dabei unserm Magen einen bessern Geschmack verleihen und ihn erneuern, denn Frohsinn, ländliche Arbeiten und heitere Spiele sind die besten Köche der Welt. Vereinigt irgend ein ländliches Fest die Bewohner der Umgegend, so gehören meine Gefährten und ich zu den ersten Gästen, denn man weiß, daß ich die Freude liebe.

Vorstehendes kann nur als eine unbedeutende Besprechung über den wahren Geschmack in der Wahl unsrer Vergnügungen betrachtet werden. Sie soll nachweisen, in welchem Geiste man allein genießen kann und muß. Ohne Zweifel wird man entgegnen, daß zu diesen Genüssen grade kein Reichtum erforderlich ist. Grade diesen Punkt möchte ich noch berühren. Ein Mensch von Geschmack und wahrer Sinnesfreudigkeit kann den Reichtum entbehren. Ihm genügt es, frei und sein eigner Herr zu sein. Wer gesund ist und das Notwendige besitzt, ist reich genug, um die eingebildeten Güter aus seinem Herzen zu verbannen. Obgleich Emil dies alles nicht besser wissen wird, wie ich, so wird er es doch besser empfinden und alle Beobachtungen der Welt werden ihn hierin nur noch bestärken.

Während wir in dieser Weise die Zeit zubringen, suchen wir beständig Sophie. Aber wir finden sie nicht und durften sie nicht zu schnell finden, deshalb wurde sie da gesucht, wo sie am wenigsten zu finden war. Endlich ist der Zeitpunkt da, wo wir sie irgendwo suchen müssen, aus Furcht, daß Emil sich selbst um eine junge Dame bemüht, in der er die wahre Sophie vermutet, um dann seinen Irrtum zu spät einzusehen. Lebe wohl denn Paris, du berühmte Stadt, in der die Frauen nicht mehr an Ehre, die Männer nicht mehr an Tugend glauben! Lebe Lohl! wir suchen Liebe, Glück und Unschuld. Nie können wir uns weit genug von dir entfernen!

Fünftes Buch.

Wir sind jetzt zwar zum letzten Akte der Jugendzeit, aber noch nicht zum Ausgang derselben gelangt. Emil ist ein Mann geworden; wir haben ihm eine Gefährtin verheißen und sind verpflichtet, sie ihm zu geben. Diese Gefährtin ist Sophie. Wenn wir erst wissen, wer sie ist, werden wir uns auch ein Urteil über ihren Aufenthaltsort bilden können.

Sophie soll Frau sein, wie Emil Mann ist, d. h. sie muß alle Eigenschaften ihrer Gattung, wie ihres Geschlechts besitzen, um ihre Stellung in natürlicher, wie geistiger Beziehung ausfüllen zu können.

Haben wir uns anfangs bemüht, einen Mann naturgemäß zu erziehen, so laßt uns jetzt betrachten, wie eine Frau beschaffen sein muß, die diesem Manne bestimmt wird. Wir würden sonst unsre Aufgabe nur unvollkommen erfüllt haben.

Wer gut geleitet sein will, folge immer den Weisungen der Natur. Alles was dem Geschlechte eigentümlich ist, muß als ihr Werk angesehen und deshalb in Ehren gehalten werden. Ihr werdet nicht müde, den Frauen diesen und jenen Fehler vorzuwerfen. Allein in eurem Hochmut täuscht ihr euch. Eigenschaften, die bei euch als Mängel sich äußern würden, sind bei ihnen Tugenden. Wenn sie dieselben nicht besäßen, so würde es in vieler Beziehung schlechter mit uns bestellt sein. Man verhindere nur die Ausartung dieser vermeintlichen Fehler, aber suche sie nicht auszurotten.

Die Frauen dagegen klagen, daß wir sie zur Eitelkeit und Gefallzucht erziehen, und um ihnen gegenüber die Würde des Herrn nicht aus den Augen zu lassen, sie nur mit Kindereien unterhalten. Sie schreiben die Fehler, die wir an ihnen tadeln, uns zu. Seit wann aber lassen sich denn die Männer auf Mädchenerziehung ein? Wer hindert die Mütter, ihre Töchter nach ihrem Ermessen zu erziehen? Sie haben keine hohen Schulen; ein großes Unglück allerdings! Werden denn aber die Mädchen trotzdem gezwungen, ihr ganzes Leben am Putztische zuzubringen und ihre Zeit mit Tändeleien zu vertreiben! Man hindert ja die Mütter nicht, sie ihren eignen Ansichten gemäß zu erziehen oder erziehen zu lassen. Ist es denn unsre Schuld, daß uns ihre Schönheit gefällt, daß wir sie gern geschmackvoll gekleidet sehen und sie ruhig die Mittel gebrauchen lassen, durch welche sie uns zu fesseln suchen?

Mittel gebrauchen lassen, durch welche sie uns zu besiegen denken? So erzieht doch eure Töchter einmal wie die Männer; sie werden nichts dagegen einzuwenden haben. Je mehr die Mädchen ihnen gleichen wollen, je unbedeutender wird ihre Herrschaft über dieselben sein und die Männer werden die wirklicher Herren werden.

Keine der Kräfte, welche beiden Geschlechtern gemeinsam verliehen wurden, sind unter sie gleichmäßig verteilt worden. Aber in der Summe gleichen sie sich aus. Der höchste Wert der Frau, ist Frau

zu sein, nicht aber Mann. Überall wo sie die ihr eigentümlichen Rechte geltend macht, ist sie im Vorteil. Will sie sich die unsrigen anmaßen, zieht sie den kürzern. Nur ausnahmweise wird dieser allgemeingültigen Wahrheit widersprochen werden können.

Es hieße augenscheinlich die Frauen benachteiligen, wollte man die männlichen Eigenschaften pflegen und das Weibliche in ihnen vernachlässigen. Die Klügern unter ihnen sehen das nur zu wohl ein, um sich täuschen zu lassen. Sie suchen sich unsre Vorzüge anzueignen, aber sie geben die ihrigen keineswegs auf. Eine Vereinigung der Vorzüge beider Geschlechter ist aber unmöglich. Da nun die Frauen weder die eine noch die andre Eigenschaft recht zu verwerten wissen, so verlieren sie die Hälfte ihres Wertes, und weil sie weder die eine ihrer Eigenschaften auszubilden verstehen, noch sich zu unserm Standpunkt erheben können, so verlieren sie die Hälfte ihres wirklichen Wertes. Mache aus deiner Tochter aber nicht etwa einen ehrbaren Mann, als wolltest du die Natur Lügen strafen, verständige Mutter! Erziehe sie zu einer rechtschaffenen Frau. Sei überzeugt, daß sie in ihren wie in unsern Augen gewinnen wird.

Folgt nun daraus, daß sie in gänzlicher Unwissenheit erzogen werden, und sie sich nur auf die Ausübung häuslicher Thätigkeit beschränken soll? Wird ein Mann etwa seine Gefährtin zur Magd erniedrigen? Soll sich der Gatte im Verkehr mit ihr einer anregenden Gesellschaft berauben? Soll er nichts dazu beitragen, ihren Verstand und ihr Gemüt zu bilden, nur um sie vielleicht besser beherrschen zu können? Nein, das hieße, der Natur entgegenwirken. Sie hat den Frauen einen ebenso anmutigen wie gewandten Geist verliehen. Sie sollen denken und urteilen; sie sollen Kenntnisse erwerben und ihren Geist pflegen und lieben, wie ihren Körper. Sie sollen viel lernen, allein nur soviel, als ihnen zu wissen tauglich ist.

Ob ich nun die eigentliche Bestimmung des weiblichen Geschlechts in Betracht ziehe oder seine Neigungen berücksichtige, so trägt doch alles dazu bei, mich auf die für sie geeignete Erziehung hinzuweisen.

Mann und Frau sind füreinander bestimmt. Ihre gegenseitige Abhängigkeit aber ist sehr verschieden. Die Frau hängt von dem Manne durch ihre Bedürfnisse und ihre Neigungen ab. Ihre Lebens-

bedürfnisse und ihre Stellung in der Welt verdankt sie uns allein. Uns geziemt es, sie ihr zu gewähren und sie derselben für würdig zu erachten. Durch das Naturgesetz an sich wird die Frau sowohl für sich, wie für ihre Kinder dem Urteil des Mannes unterworfen. Es folgt daraus, daß bei ihrer Erziehung in entgegengesetzter Weise verfahren werden muß, als beim Manne.

Auch bei dem Mädchen soll sich die erste Pflege auf den Körper erstrecken, denn der Körper wird gewissermaßen vor der Seele geboren. Zwar gilt dieser Grundsatz für beide Geschlechter, aber der Gegenstand ist verschieden. Bei dem einen heißt es Entwicklung der Kraft, bei dem andern Ausbildung der Anmut. Aber auch die Frau muß genügend Kraft besitzen, um alles mit Anmut ausführen zu können.

Den Kindern beiderlei Geschlechts fehlt es nicht an gemeinsamen Vergnügungen; aber die Mädchen haben ihre Freude mehr an dem, was das Auge besticht und zur Zierde dient: Spiegel, Geschmeide, Flitterstaat, besonders aber an Puppen. Die Puppe ist das rechtmäßige Spielzeug des weiblichen Geschlechts und das Mädchen zeigt bereits die Hinneigung für seine spätere Bestimmung. Es lebt und webt in seiner Puppe, aber es erschöpft auch seine ganze Gefallsucht an derselben. Hieraus folgt, worin der erste Unterricht bestehen soll, er weist auf die Nadelarbeiten, denn in der That lernen sie diese fast alle lieber und schneller, als lesen und schreiben. Ist dieser Weg erst gefunden, so ist das übrige leicht. Nähen, Sticken und Klöppeln kommen von selbst. Die Teppichstickerei sagt ihnen weniger zu; sie bildet mehr eine Unterhaltung für Mädchen und Frauen.

Mit diesen Arbeiten läßt sich leicht das Zeichnen verbinden, denn diese Kunst ist für niemanden gleichgültig. Meiner Ansicht nach sollten Mädchen weniger Landschaften, und noch weniger Figuren zeichnen. Blätter, Früchte, Blumen, Gewandstudien, kurz alles was den Geschmack fördert und dazu dient, selbst Stickmuster zu entwerfen, ist für sie ausreichend. Wenn schon das Studium der Männer auf nützliche Kenntnisse gerichtet werden soll, so gilt dieser Grundsatz besonders für Mädchen. Ist das Leben der Frauen auch weniger mühselig, so soll doch ihre Thätigkeit ein unermüdliches Sorgen sein,

so daß sie zum Nachteile ihrer Pflichten nie eine Lieblingsbeschäftigung besonders bevorzugen. Deshalb beschäftige man die Mädchen auch stets. Müßiggang und Eigensinn sind für sie die beiden schlimmsten Fehler. Hat man dieselben erst einrosten lassen, so sind sie schwer auszurotten. Dabei achte man darauf, daß sich die Mädchen bei ihren Beschäftigungen nicht langweilen und ihren Vergnügungen mit zu großer Lebhaftigkeit hingeben. Stets müssen sie fühlen, daß jedes Beginnen nur bis zu einer gewissen Grenze ausgedehnt werden darf. Man gewöhne sie, ihre Spiele ohne Murren zu unterbrechen und etwas andres vorzunehmen. Schon die Gewöhnung thut hierin viel, denn sie ist nur eine Unterstützung der natürlichen Neigung.

Man hat die Frage aufgestellt, ob die Erziehung der Mädchen von Lehrern oder Lehrerinnen geleitet werden soll. Ich weiß es nicht. Mein Wunsch wäre, daß sie ohne jeden Zwang das lernten, wozu die Neigung in ihnen vorhanden ist. In den Künsten kann alles bei ihnen Lehrerstelle vertreten; die Angehörigen, ihre Umgebung, der eigne Geschmack. Durch Fleiß und Anlagen bildet sich der Geschmack. Durch den Geschmack öffnet sich der Geist nach und nach dem Wesen des Schönen auf jedem Gebiete, und zuletzt noch auf dem der Sittlichkeit, welche mit dem Schönen in Verbindung steht. Hierin liegt vielleicht einer der Gründe, weshalb das Gefühl der Schicklichkeit und Sittsamkeit bei Mädchen eher erwacht, als bei den Knaben.

Nach diesen Betrachtungen lassen sich, wie ich glaube, schon die allgemeinen Bestimmungen aufstellen für die Art der Bildung, welche für den Geist der Frauen zweckmäßig ist und auf welche Gegenstände man ihre Aufmerksamkeit richten darf. Es wurde bereits hervorgehoben, daß sich die Pflichten ihres Geschlechts leichter erkennen, als erfüllen lassen. Das erste, was die Frauen lernen müssen, ist, ihre Pflichten liebgewinnen. Jeder Stand und jedes Lebensalter hat seine Pflichten. Man erkennt die seinigen sehr bald, sowie man dieselben nur liebt. Die Studien der Frauen sollten sich deshalb auch vorherrschend auf das Praktische richten. Alle Betrachtungen der Frauen in Bezug auf solche Dinge, die nicht unmittelbar mit ihren Pflichten zusammenhängen, sollen darauf gerichtet

sein, solche Kenntnisse zu erwerben, die mit dem Geschmack zusammenhängen.

Darum, ihr Mütter, macht euch zu Gefährtinnen eurer Töchter. Gebt ihnen einen gesunden thatkräftigen Sinn und ein reines Herz, haltet ihnen nichts verborgen, was ein keusches Auge erblicken darf. Unschuldigen Augen darf ohne Gefahr vorgeführt werden, was bei unzulänglicher Kenntnis auf die unerfahrene Jugend einen bestrickenden Reiz ausüben kann. Um freilich den stillen Frieden eines häuslichen Lebens lieb zu gewinnen, muß man es kennen und seine Annehmlichkeiten von Kindheit an empfunden haben. Nur im väterlichen Hause lernt man, später die eigne Häuslichkeit zu lieben; nur eine Frau, welche von ihrer eignen Mutter erzogen ist, wird sich die Erziehung ihrer Kinder selbst angelegen sein lassen.

In dem Geiste dieser Erziehung ist Sophie aufgewachsen. Sie ist mit größerer Sorgfalt als Mühe geleitet worden und mehr dadurch, daß man ihren Fähigkeiten nachgab, als sie unterdrückte. Das Bild, was ich demnach Emil von ihr entworfen hatte, stimmt mit der Vorstellung überein, die er sich selbst von der Frau gebildet hat, welche imstande ist, ihn glücklich zu machen.

Schon von Anfang an hatte ich beabsichtigt, von ungefähr eine Gefährtin Emils heranzubilden und sie mit- und füreinander zu erziehen. Reifliche Überlegung aber hat mich überzeugt, daß es thöricht ist, zwei Kinder zu einer Vermählung miteinander zu bestimmen, ehe man erkennen kann, ob eine solche Ehe mit der Ordnung der Natur übereinstimmt. Um eine wahrhaft glückliche Ehe zu begründen, erstickt die Vorurteile und fragt die Natur um Rat, d. h. verbindet solche Personen miteinander, die sich in jeder Lebenslage, in jedem Lande, wo sie ihren Wohnsitz aufschlagen, in jeder gesellschaftlichen Stellung in gegenseitiger Liebe zu einander hingezogen fühlen. Die konventionellen Verhältnisse sind zwar für die Ehe keineswegs gleichgültig; dennoch behaupte ich, daß der Einfluß der natürlichen Verhältnisse sie in so hohem Grade überwiegt, daß derselbe allein über das Glück des Lebens entscheidet. Statt also für meinen Emil von Anfang an eine Gattin zu bestimmen, habe ich solange gewartet, bis ich diejenige kennen lernte, die sich für ihn

eignet. Diese Bestimmung geht also nicht von mir, sondern von der Natur aus. Meine Aufgabe heißt nun, die Wahl zu finden, die sie getroffen hat. Unser angebliches Suchen diente daher nur als Vorwand, Emil Gelegenheit zu verschaffen, die Frauen kennen zu lernen, damit er den Wert derjenigen, die sich für ihn eignet, auch zu schätzen versteht. Sophie ist längst gefunden. Vielleicht hat Emil sie bereits gesehen; aber er wird sie erst wieder erkennen, wenn es an der Zeit ist.

Die Gleichheit des Standes ist für die Ehe nicht unbedingt erforderlich, aber sie verleiht doch, wenn die übrigen Verhältnisse angemessen sind, derselben einen neuen Wert. Grade in Bezug auf die ehelichen Verhältnisse ist es ein bedeutender Unterschied, ob ein Mann über oder unter seinem Stande heiratet. Wählt er seine Gattin aus niederm Stande, so steigt er nicht herab, sondern hebt sie zu sich empor. Wählt er sich seine Lebensgefährtin aus höherm Stande, so zieht er sie herab, ohne sich zu erhöhen. So bleibt denn einem Manne nur die Wahl zwischen seinesgleichen und den unter ihm Stehenden übrig. Hinsichtlich der letztern muß aber noch eine gewisse Einschränkung gemacht werden, denn es ist schwierig aus der Hefe des Volks eine Gattin zu finden, die geeignet ist, das Glück eines rechtschaffenen Mannes zu begründen, da in diesen das Gefühl für das Schöne und der Begriff der Sittlichkeit weniger ausgebildet ist.

In Anbetracht der beiden Geschlechter erkenne ich nur zwei wirklich voneinander abweichende Klassen an, eine denkende und eine nicht denkende. Dieser Unterschied ist fast allein auf die Erziehung zurückzuführen. Ein Mann, der denken gelernt, sollte daher nicht eine Gattin aus der zweiten Klasse wählen. Der größte Reiz des geselligen Verkehrs würde ihm im Umgange mit einer Frau fehlen, wenn er eine derartige Wahl getroffen hätte, daß er genötigt wäre, allein zu denken. Es ist eine durchaus feststehende Wahrheit, daß allein ein gebildeter Geist den Umgang angenehm macht, und es läßt sich für einen Familienvater, der sich allein in seiner Häuslichkeit wohl fühlt, nichts Niederdrückenderes denken, als wenn er

sich selbst beschränkt sieht und sich niemandem verständlich machen kann. Kann außerdem eine Frau, die nicht im Denken geübt ist, fähig sein, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten? Kann sie ihnen die Liebe zu Tugenden und Vorzügen einflößen, die sich ihrem Verständnis entziehen? Sie wird daher nur zu wenigen Erziehungsmitteln greifen: zu Liebkosungen oder Drohungen und wird ihre Kinder entweder zur Bosheit oder Furchtsamkeit treiben.

Dies sind die Erwägungen, welche meine Wahl auf Sophie gelenkt haben. Gleich Emil ist sie ein echtes Kind der Natur und für ihn mehr als eine andre geschaffen. Sie wird die echte Frau des echten Mannes werden. Nach Geburt und Bildung ist sie ihm ebenbürtig; hinsichtlich der Vermögensverhältnisse ist sie ihm untergeordnet. Zwar bezaubert sie nicht auf den ersten Blick, aber von Tag zu Tag gefällt sie mehr, da ihr größter Reiz sich erst allmählich entfaltet. Ihre Erziehung ist nicht glänzend, aber sie besitzt Geschmack und manche Anlagen ohne eine künstlerische Ausbildung, ein gesundes Urteil ohne Kenntnisse. Ihr Geist vermag alles Wissenswerte aufzunehmen, gleich einem gut zubereiteten Erdreich, das nur des Samenkorns harrt, um Frucht zu tragen. Außer einem Rechenbuch und dem Telemach hat sie nie ein Buch gelesen. Sie wird deshalb die Schülerin ihres Mannes sein, und er wird die Freude haben, sie in allem zu unterrichten. So ist es nun endlich Zeit, daß Emil und Sophie einander kennen lernen. Unsre Sorge soll es sein sie einander zu nähern.

Traurig und träumerisch scheiden wir von Paris. Wir reisen jedoch nicht mit Extrapost, sondern als einfache Wandrer, die ebenso an die Endpunkte ihrer Reise, wie an den dazwischen liegenden Weg denken. Die Reise selbst gewährt uns Genuß, denn wir sperren uns nicht gegen die frische Luft ab, noch berauben wir uns des Anblicks der uns umgebenden Gegenstände, die wir nach Belieben betrachten, denn Emil wird nie mit der Post fahren, wenn nicht die größte Eile nötig ist.

Noch angenehmer, als die Art, die Reisen zu Pferde zu machen, erscheinen mir Fußreisen. Wie mannigfache Freuden vereint man

bei dieser Art, ganz abgesehen davon, daß man gesundheitlich gekräftigt und die Stimmung heiterer wird. Wie schmackhaft erscheint ein einfaches Mahl. Mit welchem Behagen genießt man die Ruhe bei Tische und schläft sanft in einem schlechten Bette. Ja, wer nur sein Ziel erreichen will, soll fahren, wer reisen will, der muß zu Fuß gehen. So werden wir rastlos von diesem zu jenem Gegenstande geführt und gelangen inzwischen immer weiter. Ich habe uns für unsern ersten Ausflug ein weites Ziel gesteckt. Der Vorwand ist leicht zu erraten: da wir Paris verlassen haben, gedenken wir die Gattin in der Fremde zu suchen.

Als wir eines Tages mehr als gewöhnlich auf Bergen und in Thälern umhergeirrt sind, ohne unsern Weg wieder zu finden, treffen wir glücklicherweise einen Bauer, der uns in seine Hütte führt. Während wir mit großem Appetit einen magern Imbiß zu uns nehmen, erzählt er uns von einem Hause jenseits des Hügels, wo man uns ein besseres Obdach gewährt hätte. „Sie würden in ein Haus des Friedens getreten sein," fuhr er fort, „zu Leuten, die zwar kein besseres Herz als ich besitzen, die aber reicher sind, und von denen es heißt, daß sie früher in großem Wohlstande gelebt haben; auch jetzt noch lassen sie die ganze Gegend an dem, was ihnen geblieben ist, teilnehmen."

„Mein Freund," beginnt Emil freudig erregt nach dieser Erzählung, „lassen Sie uns dies Haus aufsuchen. Ich würde mich freuen, Leute kennen zu lernen, die von der ganzen Gegend gesegnet werden. Vielleicht machen auch sie gerne unsre Bekanntschaft. Gehören sie zu den unsern, so werden wir auch die ihrigen sein."

Wir machen uns auf den Weg nach dem eben beschriebenen Hause. Ein heftiger Regenguß überrascht uns, der uns aufhält, aber bei einbrechender Dämmerung langen wir doch in dem Dörfchen und an dem bezeichneten Hause an, wo wir um Gastfreundschaft bitten. Nachdem wir von dem Hausherrn, dem wir unsre Namen genannt, in höflicher Form nach Ziel und Zweck unsrer Reise gefragt sind, heißt man uns willkommen und weist uns ein kleines aber äußerst sauberes Zimmer an, in welchem wir alles uns augen-

blicklich Notwendige finden. Nachdem unser Anzug in Ordnung gebracht ist, begeben wir uns wieder zu dem Hausherrn, der uns seiner Gattin vorstellt. Sie empfängt uns höflich, ja gütig, und namentlich Emil hat die Ehre, ihre Blicke vorzugsweise auf sich zu lenken. Uns zu Gefallen wird das Abendessen früher aufgetragen. Beim Eintritt in das Speisezimmer bemerken wir fünf Gedecke; nachdem wir Platz genommen, erscheint ein junges Mädchen, die sich nach anmutiger Verneigung, aber ohne ein Wort zu äußern, zu Tische setzt. Emil, beschäftigt, seinen Hunger zu stillen, grüßt sie, plaudert und ißt weiter. Inzwischen öffnet der Vater uns sein Herz immer mehr. Er erzählt von den Begebenheiten und Unglücksfällen seines Lebens; er preist die Standhaftigkeit seiner Gemahlin und den Trost, den beide in ihrer Verbindung gefunden. Als zum Schluß der Erzählung der Hausherr mit strahlenden Augen die aufrichtige Zuneigung seiner Gattin rühmt, ergreift der junge Reisende in leidenschaftlicher Aufwallung die Hand der Wirtin, die er unter Thränen küßt. Alle Zeugen und auch die Tochter des Hauses nimmt diese kindliche Lebhaftigkeit mit Entzücken wahr. Kaum vermag sie ihre Thränen zurückzudrängen, so daß die Mutter sie mit einem Auftrag hinausschickt. Außer aller Fassung kehrt sie zurück, so daß die Mutter sie sanft anredet und sagt: „Sophie, fasse dich! du bist der Trost deiner Eltern im Unglück und darfst dich dem Kummer nicht mehr überlassen, als sie selbst!“

Von dem Namen „Sophie“ betroffen, wirft Emil plötzlich der so Angeredeten einen aufmerksamen Blick zu. Er beobachtet und betrachtet sie; jeden ihrer Züge studiert er und belauscht aufmerksam jede Bewegung, jede Gebärde, beim ersten Tone ihrer Stimme fühlt er sich für immer gefesselt.

Es ist begreiflich, daß Emil und ich die folgende Nacht nicht völlig mit Schlafen zubrachten; auch Sophie und ihre Mutter scheinen die Nacht sich nicht stumm verhalten zu haben; es gab Ratschläge zu erteilen und Geständnisse zu entlocken. Am folgenden Morgen versammelt man sich, wohl vorbereitet. Noch sind nicht zwölf Stunden seit der Begegnung unsrer jungen Leute verflossen,

und schon bemerkt man, daß sie sich verstehen. Namentlich nötigt mir die Bereitwilligkeit, mit welcher Emil von der ihm angebotenen frischen Wäsche Gebrauch macht, ein Lächeln ab. Ich durchschaue seine Gedanken. Beim Abschied bitten wir um Erlaubnis, persönlich für die Aufnahme danken zu dürfen, und man gestattet uns wieder zu kommen, ohne uns jedoch zum Bleiben einzuladen.

Kaum haben wir das uns so lieb gewordene Haus im Rücken, so schmiedet Emil Pläne, seinen Wohnsitz in der Umgegend aufzuschlagen. Es handelt sich um einen Aufenthaltsort, der weder zu nah, noch zu fern gelegen ist. Bei unsern Erkundigungen und Entdeckungsreisen erfahren wir, daß etwa zwei Stunden von hier eine Stadt liegt. Dorthin machen wir uns auf den Weg, um eine Wohnung zu finden und bald langt Emil voller Liebe, Hoffnung und Freude daselbst an. Sobald die entliehene Wäsche wieder instand gesetzt ist, nehmen wir Pferde und reiten ab. Die Aufnahme, welche uns wiederum zu teil wird, ist noch einfacher und verbindlicher, als das erste Mal, denn wir gehören jetzt schon zu den alten Bekannten.

Unsere Besuche werden wiederholt. Die jungen Leute haben immer häufiger Gelegenheit sich auszusprechen, und schon glaubt Emil seines Glückes sicher zu sein. Aber es gelingt ihm nicht, Sophie zu einem Geständnis zu bewegen. Sie hört ihn an, ohne jemals etwas zu erwidern. Emil ist nicht der Mann, um zu erraten, was ihm in ihren Augen schadet und Sophie ist zu stolz, um es einzugestehen: sie ist arm, während sie weiß, daß Emil reich ist. Weiß aber Emil überhaupt, daß er reich ist? Zu dem Guten das er andern erweist, bedarf er nicht des Goldes. Unglücklichen widmet er seine Zeit, seine Sorgfalt, seine Person, ohne das Geld, das er ihnen spendet, in Anschlag zu bringen.

Durch ihr anhaltendes Schweigen beunruhigt, schüttet Emil endlich dem Freunde sein Herz aus und bittet um Rat und Beistand, den derselbe leicht in der Lage ist zu erteilen. Die Schwierigkeiten, welche durch das leicht verletzte Ehrgefühl Sophies hervorgerufen waren, werden beseitigt und bald gilt Emil als der still Verlobte

Sophies, deſſen Rechte er auch für ſich in Anſpruch nimmt. Alle ſeine Talente und Fertigkeiten ſucht er hervor, um die ihrigen auszubilden und erteilt ihr Unterricht in der Philoſophie, der Mathematik und Naturkunde, ſowie in der Geſchichte und Sophie geht mit Freuden auf ſeine Beſtrebungen ein, um daraus Nutzen zu ziehen.

An den Tagen, an welchen Emil Sophie nicht ſieht, iſt er ganz mein alter Zögling. Nicht nur, daß er ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien wieder aufnahm, ſondern er durchſtreift die Gegend, um ſeine Kenntniſſe der Bodenkultur und Landwirtſchaft zu erweitern und mit Rat und That überall beizuſtehen. So wird er ein Wohlthäter der ganzen Gegend und verſchafft ſich die höchſte Achtung, als er für einige Tage in der Woche als Geſelle in eine Schreinerwerkſtatt tritt.

Dieſe Kenntniſſe und Fertigkeiten genügten zwar für den Jüngling, nicht aber für die Ehe; denn ein Familienhaupt tritt zugleich in die Rechte und Reihen der vollberechtigten Glieder des Staates ein. Bis jetzt hat er nur ſeine Pflichten als Menſch ſtudiert, aber er kennt nicht ſeine bürgerlichen Pflichten. Von dieſer Überzeugung durchdrungen, leite ich eines Tages unſer Geſpräch auf dieſen Gegenſtand und ſage: „Du denkſt, lieber Emil, bereits alles zu wiſſen und weißt eigentlich gar nichts. Weißt du, was Regierung, Geſetz, Vaterland zu bedeuten hat, um welchen Preis dir zu leben geſtattet iſt und für wen du ſterben mußt? Ehe du eine Stellung in der bürgerlichen Ordnung einnimmſt, lerne dieſe kennen und mache dich damit vertraut, welcher Rang dir darin gebührt. Du mußt deshalb Sophie verlaſſen, nicht um ſie aufzugeben, ſondern um würdiger zu ihr zurückzukehren. Wähne nicht, daß du ſie ſchon verdient haſt; es bleibt dir noch viel zu thun übrig; darum lerne, eine Trennung von ihr zu beſtehen, du wirſt bei deiner Rückkehr ihre Hand dann nicht als eine Gnade, ſondern als eine Belohnung deiner Treue begehren können.“ Aber der Jüngling ergiebt ſich nicht ſo leicht. Er leiſtet Widerſtand und führt Gegengründe an. Erſt als er meinen unbeugſamen Entſchluß ſieht, willigt er, vertrauensvoll mit den Worten ein: „Wann reiſen wir?“ „In acht

Tagen," erwidere ich, „denn wir müssen Sophie erst auf unsre Abreise vorbereiten." Diese sucht ihrerseits den Schlag, der sie so unerwartet getroffen hat, mit Mut und Würde zu tragen, da ich mich für die Treue Emils bei ihr verbürge.

Endlich naht der traurige Tag des Abschieds. Nur mit Mühe vermag ich Emil von seiner Geliebten loszureißen. Zögere ich noch einen Augenblick, so fehlt es ihm an Kraft zu scheiden. Ich bin aufrichtig erfreut, daß er traurige Eindrücke mit sich nimmt. Sollte er sich je versucht fühlen, zu vergessen, was er Sophie schuldig ist, so brauche ich ihn nur an ihr Bild im Augenblicke des Abschieds zu erinnern.

Fast zwei volle Jahre verwenden wir darauf, einige der größern und noch eine bedeutende Anzahl der kleinern Staaten Europas zu durchstreifen. Wir haben zwei oder drei Hauptsprachen erlernt und nachdem wir alle wirklichen Merkwürdigkeiten auf den verschiedenen Gebieten gesehen haben, macht mich Emil, voller Ungeduld, darauf aufmerksam, daß die zur Reise bestimmte Zeit abgelaufen ist. Noch aber heißt es einen Entschluß für die künftige Lebensgestaltung Emils und seiner Gattin zu fassen; es gilt einen Ort zu finden, wo er alle seine Pflichten erfüllen kann. Allein, wo ist dieser Ort, wo ist dieses Land?

„Ich fordere dich nicht auf, in großen Städten zu leben," sage ich zu ihm. „Im Gegenteil liegt eins der Beispiele, welches die Guten den andern Menschen geben sollen, in dem patriarchalischen und ländlichen Leben, dem ursprünglichen Leben für jeden, dessen Herz noch unverdorben ist. Glücklich, mein junger Freund, wo man ein solches Land nicht erst in der Einöde zu suchen braucht. Schon scheint es um Sophies Wohnung wieder aufzublühen und ihr braucht nur zu vollenden, was ihre verehrten Eltern begonnen haben. Wieviel Wohlthaten vermögt ihr aus eurer Zurückgezogenheit zu verbreiten! wieviel könnt ihr zur Belebung des Landes, zur Hebung des Eifers der unglücklichen Landleute beitragen. Schon sehe ich, wie die Fruchtbarkeit des Ackers sich steigert, das Land neuen Schmuck gewinnt, wie eine Volksmenge und der Überfluß die Arbeit in Feste verwandeln und wie aus dem Kreise der ländlichen Spiele

Segenswünſche das liebenswürdige Paar begleiten, dem ſie neue Lebensfreudigkeit verdanken.“

Endlich ſehe ich den glücklichſten Tag für mich und Emil anbrechen. Das einander würdige Paar wird durch ein unauflösliches Band im Gotteshauſe vereint. Nachdem der erſte Wonnerauſch vorüber iſt, wende ich mich noch einmal an meinen Zögling und ſage: „Lieber Emil, der Menſch bedarf Rat und Leitung ſein ganzes Leben hindurch. Ich habe dieſe Pflicht bis zu dieſem Augenblicke gegen dich, ſo gut ich vermochte, erfüllt. Hier endet meine Aufgabe, und die eines andern beginnt. Indem ich heute meine Autorität feierlich niederlege, vertraue ich ſie in Zukunft deinem neuen Führer an!“

Druck von Julius Beltz in Langenſalza.